Aus dem alten Wien.

Von

Dr. Johann Nepomuk Vogl.

Wien.
Verlag von Prandel & Ewald.
1865.

Vorwort.

Der Leser erhält in dem vorliegendem Druckwerke ein Wiener-Stadtbüchlein, eine Reihe leichtskizzirter Federzeichnungen, welche Begebenheiten, die sich in der alten ehrwürdigen Metropole zugetragen, oder Personen, die ihr durch staatsmännisches, wissenschaftliches oder künstlerisches Streben und Wirken angehörten, oder deren Originalität das Interesse in dem Leser erwecken dürfte, zum Gegenstande haben.

Manche dieser Aufsätze erschienen in dem Verlauf von Jahren bereits in meinem Volkskalender oder in anderen Druckwerken und Zeitblättern, wurden jedoch großentheils eigens für diese Sammlung umgestaltet.

Mehrere aber gelangten in derselben das erstemal zum Abdrucke.

Der Verfasser, welcher seine Stoffe aus zahlreichen zum Theile seltenen Quellen, so wie aus mündlicher Ueberlieferung erfahrener und glaubwürdiger Persönlichkeiten des alten Wien geschöpft, kann sich das Zeugniß geben, bei der Bearbeitung dieser Skizzen mit

großer Vorliebe und vielen Fleiße zu Werke gegangen zu sein, und sich absichtlich keiner Unwahrheit oder Geschichtsfälschung schuldig gemacht zu haben.

Möchte daher der geneigte Leser dieses schmucklose und anspruchslose Werkchen, mit freundlichem Wohlwollen zur Hand nehmen, und es nicht unbefriedigt wieder aus derselben legen.

Der Verfasser.

Aus dem alten Wien.

Eine Neujahrsnacht der Kaiserin Maria Theresia.

In dem Vorzimmer, welches zu dem Arbeitskabinete der Kaiserin Maria Theresia führte, waren die beiden Wachskerzen auf dem mit grünen Tuche belegten Tische des Thürhüters tief herabgeronnen, und beleuchteten nur kärglich die hohe, düstere und mit dunkelfarbigen Ledertapeten verzierte Räumlichkeit, in der ein langer hagerer Mann im schwarzen Rock, mit weißem Halstuch und Spitzenmanchetten, eine große Perücke auf dem Kopfe, mit dem Ausdrucke des Unmuthes im Gesichte, unruhig auf und niederschritt. Es war der kaiserliche Hofthürhüter, der den Dienst hatte, Namens Andreas Heß, welcher schon lange vergeblich auf seine durchlauchtigste Herrinn wartete.

Sie war Abends mit ihrer Kammerfrau Charlotte von Hieronymus, nach St. Stefan in den Segen, und von da zu den Kapuzinern auf den Mehlmarkt gefahren, allwo sie in der von ihr im Jahre 1748 neu hergestellten Kaisergruft, am Sarge ihres unvergeßlichen Gemahles, die letzten Tagesstunden des Jahres zubringen wollte. Die Tagesstunden waren aber längst vorüber, und hatten bereits den Stunden der Nacht Platz gemacht, denn die Pendeluhr im Thürhüterzimmer zeigte bereits auf ein Viertel über Sieben, und die Kaiserin war noch immer nicht zurückgekommen.

Jetzt erscholl ein Geräusch in der Antikamera, der Thürhüter putzte die Lichter, stäubte den Spaniol vom Jabot und stellte sich in Positur, aber er hatte sich getäuscht, denn hereintrat der alte Kammerheitzer [1]) in seinem hechtgrauen gelbbordirten

[1]) Namens Stockl, ein Tiroler und Günstling der Kaiserin, durch welchen sie öfters kleine Geldgeschenke vertheilen ließ.

Rocke, das grüne Sammtkäppchen in der Hand, um nachzusehen, ob das Kabinet Ihrer Majestät gehörig erwärmt sei.

»Sakera! Sakera!« sagte er, »das ischt ein Malifizwinter! Das schneibt und schtöbert, daß man kein Aug' aufmachen kann, und laßt's Schtöbern nach, so blast wieder der Wind, daß's Einem die Seel' beutelt. Da ischt ersch s' G'schwisterkind von meiner Lisa, Gott trest's, vom Tabor 'rein kommen, die hat den Kammermenschern [1]) erzählt, daß dort ein Kästenbaum vor Froscht zersprungen ischt, der funfzehn Zoll dick war, Herr Andresch, fünfzehn Zoll, und den's bis auf'n Kern auscheinander g'rissen hat.« [2])

»Es ist ein Winter, wie man deren noch wenige erlebt hat,« sagte der Thürhüter.

»Und Ihre Majestät ischt noch alleweil nit von den Kapuzinern z'ruck kommen?« fragte der Heizer.

»Noch immer nicht«, entgegnete der Thürhüter. »Ich müßt' wahrhaftig besorgt werden, wenn ich nicht wüßt', wie schwer sich die durchlauchtigste Monarchin bei jedesmaligem Besuche in der Kapuzinergruft von dem Sarge Seiner Majestät des Kaisers trennt.«

»Sakera! Sakera!« sagte der Heizer, »daß doch Ihre Majeschtät noch alleweil solch' einer Maulankolei nachhängen thut! Als mir vor funfzehn Jahren meine Lisa, Gott trest's, g'schstorben ischt, und ich den Dienscht verlassen und nach Tirol z'ruck wollt, um ein Einsiedler auf'n Kofl z'werd'n, da hat Ihre Majeschtät zu mir g'sagt: Stockl, hat sie g'sagt, du bischt ein schlechter Christ, weilscht nit in Demut hinnimmscht, was der Herr dir auferlegen thut, hat sie g'sagt, und jetzt macht's sie's noch damischer. Sakera! Sakera! Hat's nicht gar zu Spruck 'ne Kloschterfrau werden woll'n?«

---

[1]) Kammermenscher wurden die Kammerjungfern und Garderobières benannt und auch unter diesem Titel im Staatsschematismus 1775, bei Leop. Kaliwoda, Reichshofbuchdrucker, Dominikanerplatz 724, aufgeführt.

[2]) Geschichtlich, Geusau. Wien.

»Rede der Stockl nicht so despektirlich, der Stockl schwatzt ja, als ob er sich im goldenen ABC [1]) einen Haarbeutel geholt hätte. Er thäte besser, nach seinem Ofen zu sehen, als sich in solche Expektorationen einzulassen.«

»Sei der Herr Andresch nit so harb«, versetzte Stockl, »es war ja nit so bös' vermeint gewesen. Ich denk mir nur, den Rath, den sie mir geb'n hat, den könnt' sie sich jetzt selber geb'n, denk' ich mir. Was aberscht den Kamin betrifft, so könnt' ich's ganz gut bleib'n lassen, nachzuschau'n, denn es darf ja, nach dem Befehl Ihrer Majeschtät, fast gar nit eing'heitzt werd'n, und wan's auch gescheh'n thut, so reißt ihre Majeschtät, sobald's in's Kaminet 'neintritt, g'wiß wieder's Fenschter in allen Angeln auf.«

»Schon halb Acht«, sagte der Thürsteher, ohne auf Stockl weiter zu achten, indem er eine goldene Uhr aus der einen und zugleich eine zweite aus der andern Hosentasche zog, und sie mit einander verglich.

»So lange sind Ihre Majestät noch nie in der Kaisergruft geblieben.« Und wieder ging er unruhig im Gemache auf und nieder, während der Alte nach seinem Kamine sah.

Nicht lange darauf trat rasch aber geräuschlos ein Page in das Zimmer.

»Signor Portiniero!«

»Was beliebt!«

»Sa Majesté 'schon retour?«

»Ihre Majestät sind noch nicht zurück.«

»Três desagreable!«

»Weshalb!« fragte der Thürsteher, »ist noch Jemand in der Kammer?«

»Signor Koch [2]) arbeiten in seiner Kanzelaria und möchten gern wissen, ob ihn sa Majeste heute noch würden rufen lassen.«

»Ja, wer kann darüber Auskunft geben«, sagte achselzuckend

---

[1]) Eine berühmte Liqueurboutique in der Rauhensteingasse. Gräffner Wiener Memoiren.

[2]) Damaliger Geheimschreiber der Kaiserin.

der Thürhüter. »Nach aller Wahrscheinlichkeit aber wird Ihre Majestät nach höchst Ihrer Zurückkunft sich von dem Herrn Kabinetssecretär noch die wichtigsten der eingelangten Actenstücke vorlesen lassen wollen.«

»Das wird dem Signor Kochio überaus fatal sein«, erwiderte der Page, »denn wie der Herr Kammerfourier von Edlersberg von der Extra-Kammerfrau erfahren, ist Signor Secretario bei der Frau Hofstabelmeisterin auf eine Silvester-Fete mit Commerzspiel und Quime geladen. Es sollen auch mehrere von unsern Damigellas dazukommen, auch die Frau von Lederer und die Cantatrice Balbini.«

»Haben Ihre königlichen Hoheiten [1]) schon Ihre Kollation eingenommen?« unterbrach ihn Andreas.

»Sie sind bereits in Ihre Apartements retournirt, da sa Majesté die Ordre zu erlassen geruhten, daß heute nicht en famile soupirt würde. »Entre autre, eine Novität«, fuhr der Page fort, »in Paris hat die Gräfin von Genlis einen Orden der Ausdauer gestiftet. Einen Orden der Ausdauer! Corpo di bacco! Bei dem könnten unsere Hofdamen excelliren, denn während des zweistündigen regungslosen Stehens bei der Cour, die Lenden lahm werden und die Beine einschlafen, ohne daß sie sich's merken lassen dürfen.«

»St.! St.! Junger Herr!« sagte der Thürhüter mit dem Finger drohend, »wenn das der Herr Pagen-Hofmeister hört!«

»A pah«, erwiderte der Page, von hier bis zur Stallburg [2]) ist ein weiter Weg. Wie es heißt«, fuhr der Geschwätzige fort, »war das Comité des Vereins in großem Embarras, wen es

---

[1]) Königliche Hoheiten wurden auf Befehl der Kaiserin die österreichischen Prinzen und Prinzessinnen am königlichen Hofe titulirt.

[2]) Die Stallburg heißt jener Theil der Hofburg, der mit der Winterreitschule durch einen Schwibbogen verbunden ist und worin sich gegenwärtig die Hofapotheke befindet. Unter Maria Theresia bewohnten die kaiserlichen Edelknaben das erste Stockwerk dieses Gebäudes.

zum Großmeister wählen sollte. Da sagte der Marquis von Coigny: Der Graf von Artois verliert alle Tage enorme Summen beim Pferderennen und parirt doch noch immer frisch darauf los. Es gibt keinen würdigeren Großmeister für die Ausdauer, als die königliche Hoheit. Apropos, wissen Signor Andrea schon von dem Affront, den der Theaterdirector Affligio unserem Professor Sonnenfels gespielt?«

»Ich habe nichts davon gehört.«

»Aber Signor Andrea wissen, daß in unseren officina d'arti das Porträt di questo famoso letterato zur Schau gestellt ist?«

»Das habe ich gesehen«, versetzte Andreas, »dem Kupferstecher Herrn Jakob Schmutzer[1]) wurde die allerhöchste Gnade zu Theil, ein Exemplar des Contrefais Ihrer Majestät der Kaiserin überreichen zu dürfen.«

»Nun hat der schelmische Affligio«, fuhr der Page fort, aus Revanche für die Kritiken des Professors, die freilich nicht in Zucker gebacken waren, den Bernardon Kurz, in contrasto, ebenfalls in Kupfer stechen lassen, und heute Morgens in dem Christoforischen[2]) Laden zur Schau gestellt, so daß nun beide Porträts, das des Professors und das des Bernardon Kurz, einander an blicken. Ha! Ha! Ognuno ride di quest' idea!«

»Wie lange«, sagte der Thürhüter entrüstet, »wird dieses Komödiantenpack noch die Frechheit haben, einen Mann zu beschimpfen, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, durch Wort und Schrift für das Beste des Vaterlandes zu wirken, und welchem selbst Ihre Majestät, unsere glorreiche Kaiserin, Ihre allerhöchste Gunst zu schenken geruhten?«

In diesem Momente erscholl abermals ein Geräusch in der

---

[1]) Jakob Schmutzer, geb. 1733, gest. 1811, hatte es vom Hirtenknaben bis zum Direktor der k. k. Akademie in Wien gebracht.

[2]) Christofoi, damals Buch- und Kunsthändler auf dem Kohlmarkt zum grünen Anker.

Antikamera, Thüren wurden aufgeschlagen, Schritte dröhnten, Gewänder rauschten. Nun war es Ernst.

Der Page sprang zur Eingangsthüre. Die Flügel derselben flogen geräuschvoll auf und herein trat in ihrer gewöhnlichen hohen und majestätischen Haltung, in ihren Trauerkleidern, welche sie seit dem Tode Franz I. nicht wieder abgelegt hat, die Florkappe auf dem schlicht zurückgestrichenen und leicht gepuderten Haare, die Kaiserin. Die tiefe Traurigkeit in den edlen, fast männlichen Zügen, zeigte von den schmerzlichen Empfindungen, denen sich ihr Herz an der Stätte des Todes hingegeben hatte.

Der Kaiserin folgte, mit einer sogenannten »geschopften Haube« auf dem Kopfe und ein großes silberbeschlagenes Gebetbuch in der Hand, ihre Kammerfrau Charlotte v. Hieronymus [1]), welche jedoch mit einem gnädigen Wink der Hand verabschiedet wurde, worauf sie sich mit einer tiefen Kniebeugung zurückzog.

Maria Theresia rauschte in ihrer bauschichten Robe, an dem bis zur Erde gebückten Pagen vorüber und ging mit großen Schritten auf die Kabinetsthüre zu, von welcher der Thürhüter die sammtene Portiére, welche diese verhüllte, zurückzog, worauf die Kaiserin das Kabinet betrat.

Kaum aber war die Portiére wieder hinter der Kaiserin herabgerollt, so flüsterte der Page zu dem Thürhüter: Buon capo d'anno! und war aus dem Gemache entschwunden.

Dem alten Andreas war aber sichtlich ein Stein vom Herzen gefallen, denn die Falten auf seiner Stirn waren verschwunden, und um seinen Mund spielte wieder das alte gewohnte Lächeln. Behäbig eine Prise aus seiner silbernen Tabatiére nehmend, setzte er sich hierauf in seinen Lehnsessel, stülpte eine Doppelbrille auf die Nase und vertiefte sich in der »Wienerischen Diaria« [2]) so

---

[1]) Nach der bereits verstorbenen Gräfin Fuchs, die von Maria Theresia bevorzugteste Kammerfrau.

[2]) Wienerische Diario. Gedruckt in der kaiserlichen Reichs- und Hofbuchdruckerei, zu finden im rothen Igel.

war der Name der dazumal in klein Quartformat und auf Löschpapier ausgegebenen Wiener Zeitung.

»Er hatte aber noch nicht lange darin gelesen, als ein abermaliges Geräusch von außen erscholl, gleich darauf die Thürflügel aufschnellten und der Hof- und Kammerjunker [1]) Freiherr Verulan von Hahnenritt, in goldgestickter Uniform, den Federhut unter dem Arm und ein versiegeltes Schreiben auf einem Goldteller tragend, mit altadeliger Gravität in das Zimmer trat und den Thürhüter fragte:

»Ist Ihre Majestät die durchlauchtigste Kaiserin und Königin noch gegenwärtig?«

»Die Majestät befinden sich in Ihrem Kabinete«, versetzte der Angeredete.

Da richtete sich derselbe mit behäbiger Noblesse sein Toupé und die beiden großen Haarrollen an den Schläfen, so wie die Porten seiner Brocat-Weste zurecht, und sprach sodann: »Avisire Er sogleich Höchstdieselbe, daß der Reichsfrei-Erb-Lehn-Gerichts- und Bannerherr, Verulan von Hahnenritt, um die allerhöchste Faveur ansuche, Allerhöchst deroselben eine eben eingelangte Depesche in unterthänigster Devotion zu Füßen legen zu dürfen.«

»Euer hochfreiherrlichen Gnaden ....« begann der Thürhüter.

»Hoch- und reichsfreiherrlich!« verbesserte der Hochedle.

»Euer Hoch- und reichsfreiherrlichen Gnaden zu Service«, versetzte der Obige, indem er sich gebührend verneigte und darauf in das Kabinet enteilte, aus dem er jedoch sogleich wiederkehrte, und, mit einer abermaligen pflichtschuldigen Reverenz gegen den Hofjunker, den Vorhang zurückzog.

Der Reichsfrei-Erb-Lehn-Gerichts- und Bannerherr trat hierauf mit gehaltvollen und gemessenen Schritt eines gewiegten

---

[1]) Die Kammerjunker assistirten den Kammerherrn in ihren Diensten. Sie waren ohne Gehalt und wurden nur für kleine Dienstleistungen verwendet.

Hofmannes in das Kabinet, aber nur wenige Minuten verflossen, als unter der, von dem Thürhüter gelüfteten Portiére, die Rückseite des Hochwohlundedelgebornen mit den goldverbrämten Rockschössen wieder sichtbar wurde, sich jedoch in solch einer Positur darstellte, daß man vermeinen konnte, der edle Herr beabsichtige so eben in eine venetianische Gondel zu steigen.

Kaum aber war der Vorhang wieder herabgefallen, so war auch wieder das imponirende Avers des Kammerjunkers zu erblicken, welches in dem Ueberbleibsel eines officiösen Grinsens, in dem eben nicht sehr ausdrucksvollen Gesichte den echten Hofkavallier und in der leeren Goldplatte die Erfüllung seiner schwierigen Sendung erkennen ließ.

Wieder hochaufgerichtet, mittelst einiger Anstrengung des hoch- und reichsfreiherrlichen Rückgrates, und des inneren Selbstbewußtseins seiner Würde, nickte der Edle mit rührender Herablassung dem Hofofficianten zu, und entfernte sich sodann mit jenem Anstande, mit welchem er eingetreten war, worauf der alte Andreas, das gewohnte Lächeln um den Mund, eine Prise nahm und sich wieder auf seinen Posten verfügte.

Nicht lange darauf klingelte es im Kabinete der Kaiserin.

Der Thürhüter beseitigte sein Augenglas und flog hinein.

Die Kaiserin saß in ihrem breiten sammtnen Flügelstuhle bei ihrem, mit Schreibmaterialien nnd Schriften aller Art überhäuften Arbeitstische, auf welchem zwei silberne Armleuchter standen, deren Lichter das Gemach erhellten, und schrieb.

Der Thürhüter blieb, der Befehle gewärtig, an der Thüre stehen.

Als Maria Theresia das Schreiben beendet, faltete sie dasselbe und versiegelte es. Darauf reichte sie es dem Thürhüter und sagte: »Dem Staats- und Conferenzminister Fürsten von Kaunitz.«

Andreas verbeugte sich und eilte in die Antikamera, allwo er das Schreiben einem Kammerhußaren übergab, welcher sogleich

klirrenden Schrittes das Gemach verließ, während der Thürhüter wieder zu seiner wienerischen Diaria zurückkehrte.

Eine längere Pause erfolgte.

Da klingelte es wieder in dem Kabinete.

Der Thürhüter beseitigte abermals Augenglas und Diaria und eilte in dasselbe.

»Ist der Pater Ignatius von den Kapuzinern in der Antichambre?« fragte die Kaiserin.

»Ich werde sogleich nachsehen, kaiserliche Majestät«, versetzte der Befragte und eilte in das Vorzimmer. Wirklich sah er den Pater bereits in einer Ecke der Antikamera kauern, und winkte ihm, bei der Kaiserin einzutreten.

Hastig rutschte dieser von der Bank herab, und eilte mit weitausgreifenden Klosterschritten und unter schrecklichem Gepolter seiner hölzernen Sandalen nach dem Closet.

»Sachte! Sachte!« flüsterte der erschrockene Thürhüter dem Pater zu. »Hochwürden lärmen ja wie die leibhafte Klapperpost.« [1])

Schon aber hatte der Baarfüßer den Umhang erreicht und schlüpfte in das Kabinet. Die Kaiserin saß in ihrem Armstuhl, und nickte freundlich dem eintretenden Pater zu, welcher sich demuthsvoll vor ihr verneigte.

»Ich habe Ihn, nach meinem heutigen Grabbesuche, zu mir beschieden, Pater Ignatius«, sagte sie, »weil ich etwas Unaufschiebbares mit Ihm zu besprechen wünschte.«

»Befehlen Eure römisch-katholische Majestät [2]) über dero unwürdigsten Diener«, sagte der Pater.

Maria Theresia bedeutete ihm mit einer Handbewegung, sich auf ein Tabouret niederzulassen, worauf sie fortfuhr:

---

[1]) So wurde der frühere Briefbote in Wien genannt, welcher, die Briefschaften in einem Felleisen, die Straßen der Stadt durcheilte und seine Ankunft mit einer Klappe bemerkbar machte.

[2]) Am 30. September 1743 legte sich Maria Theresia mit Zustimmung des Papstes den alten Beinamen »apostolisch« wieder bei.

»Ich habe an dem heutigen Tage meiner Pflicht als Kaiserin, sowie als Witwe eines unvergeßlichen Monarchen, Genüge geleistet, ich möchte nun auch ein Gleiches als Christin thun, und die letzten Stunden des scheidenden Jahres mit einem guten Werke beschließen.«

»Möge der seraphische Vater«, sagte hierauf der Mönch, »für dieses edle Vorhaben Eurer römisch-katholischen Majestät seine eifrigste Fürbitte im Himmel angedeihen lassen.«

»Um dieses mein Vorhaben in's Werk zu setzen«, sprach Maria Theresia, »soll Er mir, als ein Mann, der die Liebe zu Gott mit der Liebe zu den Menschen verbindet, hilfreiche Hand leisten. Sage er mir daher, kennt er irgend einen wahrhaft Bedürftigen, den er mir auf Treue und Glauben anempfehlen könnte?«

Der Pater dachte eine Zeitlang nach, während er die Holzkügelchen seines Rosenkranzes, den er am Gürtelstricke hängen hatte, durch die Finger gleiten ließ, dann sprach er:

»Vor ungefähr zwei Wochen, ich glaube, es war am Tage des Beichtigers Eprulphus, als ich gerade beim Pater Portner saß, um mich an seinem Ofen zu wärmen, da unsere Zellen nicht zu heizen sind, klingelte ein fremder Mann an der Pforte, und bat um die sogenannte »Kapuzinersuppe«, welche bei uns ex gratia den Armen abgereicht wird.

»Er trug einen verbrauchten Roquelor, hatte graugemengtes Haar, und eine bleiche Gesichtsfarbe, aber eine Benehmungsweise, aus der man schließen konnte, daß er nicht zu den gewöhnlichen Graduisten [1]) gehöre, und in besseren Verhältnissen gelebt haben müsse.«

»Dieses bestätigte sich auch, und was ich, bei wiederholter Zusammenkunft von ihm erfuhr, läßt mich glauben, daß dieser

---

[1]) Graduisten wurden von den Klostergeistlichen Freischüler oder Kostgänger genannt. Von gratuita mensa: Freie Kost.

Mann der Allerhöchsten Gnade Eurer römisch-katholischen Majestät würdig sein dürfte.«

»Rede er weiter!«

»Wie mir der, gleich Hiob von allen verlassene unglückliche Mann erzählte, bekleidete er früher das Amt eines Zollbeamten in Schlesien, und befand sich in wohlhabenden Umständen, als seine Vaterlandsliebe die Quelle seines Unglücks werden sollte.«

»Seine Vaterlandsliebe?« fragte Theresia.

»Non aliter«, erwiderte Pater Ignatius. »Vorzüglich war es zur Zeit der letzten Kriegshändel, in welchen er sich durch seinen Diensteifer und die Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich, dem der Allmächtige immer seinen Segen verleihen möge, wiederholt auszeichnete.«

Dieses aber sollte er dem ketzerischen Präfektus oder Tribunus theuer bezahlen, denn kaum hatte die Hand der sündhaften Habgierde sich des Ortes bemächtiget, so wurde sein Vermögen eingezogen, er selbst seiner Stelle entsetzt, von Haus und Hof verjagt, und mit seinem Weibe und — dreizehn Kindern dem äußersten Mangel preisgegben.«

»Schrecklich!« unterbrach ihn Maria Theresia.

»Sich glücklich preisend, mit den Seinen noch größeren Verfolgungen durch die Flucht entronnen zu sein, irrte er nun, wie David in der Wüste Engaddin, von Provinz zu Provinz, bis er endlich, nachdem seine zwei jüngsten Kinder dem Elende erlagen, die Residenz erreichte. Nun gedachte er in Beherzigung des Sprichwortes Per aspera ad astra, sein Kanaan gefunden zu haben, aber — o heiliger Franz von Sales! — wie sehr hatte er sich getäuscht! Vergebens schrieb er Bittschriften auf Bittschriften und lief von Pontius zu Pilatus, wohin er sich wendete, sah er sich mit nichtssagenden Vertröstungen hinausgezogen, oder spröde abgewiesen. Solcherweise vergingen Jahre um Jahre, während welchen der Unglückliche, im tiefsten Elende, wie Daniel in der Löwengrube, vergebens nach Erlösung schmachtete, und

ohne der Munifizenz Seiner Excellenz des Herrn General Laudon, welcher um die Meriten weiß, die jener Mann sich um die österreichische Armada erworben, würde er und die Seinen bereits ....«

»Haltet ein!« rief Maria Theresia mit feuersprühenden Augen und flammenden Wangen. Niemand soll Wohlthaten ertheilen, die mir als Pflicht auferlegt sind!«

»Und wie ist der Name dieses Unglücklichen?« fragte sie hierauf.

»Er heißt Egehard Weber.«

»Egehard Weber?« wiederholte Marie Theresia nachsinnend, dann rauschte sie vom Stuhle empor, und wühlte in den Schriften auf ihrem Tische.

Plötzlich zog sie ein Actenstück hervor, durchflog es mit fiebernder Hast, und ließ es dann mit einem Ausrufe des Schreckens auf den Tisch niedergleiten.

Darauf aber sank sie auf die Knie nieder, indem eine heiße Thräne, eine Perle, die alle Perlen ihres Schmuckes übertraf, ihrem schönen Auge entquoll, und sie in die Worte ausbrach: Gott im Himmel, nimm meinen inbrünstigsten Dank, daß Du dies verhindert! Voll Erstaunen und Bestürzung blickte der gute Pater Ignatius auf die Kaiserin, deren leidenschaftliches Benehmen er sich nicht zu enträthseln vermochte, doch hatte er nicht lange auf die Lösung des Räthsels zu warten.

Sobald sich Maria Theresia wieder gesammelt hatte, trat sie zu ihm und sprach: »Helfe er mir die Vorsehung preisen, welche mir eingab, Ihn heute noch zu mir zu bestellen. Ich war auf dem Punkte, im letzten Athemzug des Jahres eine himmelschreiende Ungerechtigkeit zu begehen, denn Egehard Weber und seine Familie sollten, auf eine mir vor wenigen Stunden zugekommene Eingabe, noch diese Nacht aufgehoben, und — als Vagabunden in das Zuchthaus gebracht werden.«

Voll Entsetzen schlug der Pater die Hände ineinander.

»Ich entlasse Ihn«, sagte Maria Theresia nach einer Weile, »um seinem Anempfohlenen zu sagen, daß er morgen von mir ein Bindband erhalten wird, das ihn über seine und der Seinigen Zukunft beruhigen soll.«

Hierauf verneigte sich der Kapuzinermönch, welcher vor übergroßer Rührung nicht zu sprechen vermochte, und — die Hände segnend über die Kaiserin breitend, das Kabinet verließ.

Maria Theresia aber lehnte sich in ihren Sammtstuhl zurück, die gefalteten Hände im Schooße und blieb lange regungslos. Sie brauchte ebenfalls geraume Zeit, um sich von der tiefen Erschütterung, welche ihr Herz erfüllt hatte, zu erholen. Sie ahnte nicht, daß ihr in dieser Nacht noch eine größere Gemüthserregung bevorstehen sollte.

Endlich erhob sie sich wieder, und schellte dem Thürhüter.

»Der Kabinetssecretär Koch!«

»Sogleich!«

Nicht lange darauf trat der Geforderte in das Arbeitskabinet, und Maria Theresia beeilte sich, ihn von dem Vorgefallenen zu unterrichten, um mit ihm jenen edelmüthigen Entschluß zur Ausführung zu bringen, den sie gefaßt hatte, den unglücklichen Weber seinem bedauernswürdigen Schicksale zu entreißen.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, seit der Thürhüter den Secretär in das Kabinet gelassen hatte, als dieser wieder, mit Acten unter'm Arme, aus demselbeu trat, und sich entfernte.

Nach einer Weile öffnete Andreas die Portiére, und spähte durch die Klinsen der Thüre, welche nur angelehnt waren, in das Kabinet, in welchem er die Kaiserin, in ihrem Sammtstuhl sitzend und das Haupt auf beide Hände gestützt, erblickte.

Vorsichtig schlich er auf den Zehen auf seinen Sessel wieder zurück, nahm seine Lectür zur Hand und die klösterliche Stille, welche den Raum beherrschte, unterbrach nur noch der einförmige Schall, welchen der Pendel an der Wanduhr hervorbrachte.

Ueberlassen wir Ihre Majestät den geheimen Gedanken und Betrachtungen und den Thürhüter seiner zum zehntenmal durchgelesenen »Wienerischen Diaria«, und verfügen wir uns auf den in der unmittelbaren Nähe der Hofburg gelegenen Platz vor der kaiserlichen Bibliothek, welcher früher Tummelplatz geheißen, seit Kaiser Josef aber im Jahre 1769 die Mauer, welche diesen Platz verunstaltete und der ganzen Länge nach von der Augustinerkirche bis zur Winterreitbahn absperrte, niederreißen ließ, Josephsplatz genannt wurde. Das imposante Monument von Zauner, welches gegenwärtig diesen Platz ziert und von welchem man irrigerweise glaubt, daß es demselben den Namen gegeben habe, wurde erst von dem Enkel dieses großen Monarchen, dem letzten deutschen Kaiser Franz II., im Jahre 1807 errichtet. [1])

Die letzte Nacht des Jahres 1775 lag mit ihren Rabenfittichen über die Kaiserstadt gebreitet, auf welche, obgleich dieselbe schon in dichten Schnee gehüllt, noch immer massenhafte Schneeflocken aus dem gruftschwarzen Himmelsgewölbe niederwirbelten.

Die wenigen mit mächtigen Schneehauben bedeckten Straßenlaternen, welche den eben erwähnten Platz beleuchteten, oder vielmehr beleuchten sollten, streuten bloß einen kargen, unsicheren Schimmer um sich, welcher geeignet war, die Finsterniß des nächtigen Raumes nur noch bemerkbarer zu machen.

Ueberdieß herschte noch solch eine tiefe Stille, daß man die Flocken niederfallen hören konnte, so geräuschlos sie sich auch ihren zartgefiederten Vorgängerinnen beigesellten. Nur je zuweilen knisterte es in der Schneemasse, welcher den Flächenraum bedeckte, über den sodann ein schwarzer, undeutlich gestalteter Gegenstand dahinhuschte. Jetzt ertönte fernes Schellengeklingel und Peitschengeknalle. Immer näher und näher kam es vom Michaelerplatze. Jetzt sauste ein Schlitten mit rasselndem

---

[1]) Petzl, Chronik von Wien.

Geklirre heran, flog wie vom Winde getragen über den Platz dahin, und der Schnee pfiff und knirschte unter seinen Kufen, während die rothe Glut, welche die funkensprühende Pechfackel des Läufers verbreitete, an den Straßenhäusern dahinflog, auf einen Augenblick die Steinfiguren der Minerva, des Atlas und des Tellus auf der Kuppel des Bibliothekgebäudes sichtbar werden ließ, und zugleich das Schmettern der langgeschweiften Peitsche, gleich Pistolenschüssen, die Luft zerriß.

Nun bog das dahinsausende Gefährte bei der Augustinerkirche nach dem Mehlmarkt ein. Schwächer und schwächer erklang das Geklingel der Schellendecken, bis es endlich ganz verstummte. Der Schlitten beförderte ohne Zweifel ein Rudel lebensfroher Cavaliere zu einem adeligen »Divertissement« auf der Mehlgrube.[1])

Und abermals herrschte die alte, todte lautlose Grabesruhe über dem Josephsplatz, und die Figuren auf der Zinne waren wieder von der Nacht umhüllt. Mit einemmale wurde ein Lichtreflex an dem der Hofburg entgegengesetzten Ende des Gemäuers wahrnehmbar, der sich immer mehr vergrößerte und dessen Schein immer greller wurde, bis endlich eine Fackel zum Vorschein kam, welche ein Laufbursche trug, dem zwei Männer mit einer Sänfte folgten. Diese Männer, welche mit rothen Röcken bekleidet waren und niedere Kappen mit bunten Federbüschen auf den Köpfen trugen, stapften rüstig durch die Schneeschollen, die Richtung nach der kaiserlichen Burg nehmend.

An dem durch zwei flackernde Laternen beleuchteten Bogengewölbe, unter welchem eine Stadtquardia, bis an die Zähne in ihren Mantel gehüllt, mit ihrer Partisane auf und nieder ging, angelangt, löschte der Fackelträger seine Leuchte an einem Lösch-

---

[1]) In dem Kasino auf der Mehlgrube wurden zu jener Zeit nur adelige Unterhaltungen gegeben, von denen jeder Bürgerliche ausgeschlossen war. Gräffer Wiener Memorabilien.

steine, die Porteschaisenträger aber gingen an der Schildwache, die einen gleichgiltigen Blick auf den Tragkasten warf, vorüber, schritten durch das Bogengewölbe und dann über den schmalen Hofraum, in welchem die Kehrseite der Burgkapelle mit ihren gothischen Eckthürmchen und Spitzbogen sichtbar ist.

Von hier nahmen sie ihren Weg durch das zweite Bogengewölbe hindurch nach dem Schweizerhofe. [1]) Hier setzten sie ihre Last an dem Fuße der freien Stiege nieder, und zogen die Tragestangen aus den Kurben. Die Thüre der Portechaise öffnete sich und aus derselben trat ein kleiner Herr, in einen langen Mantel mit kurzen Kragen gehüllt. Er mochte einige und vierzig Jahre alt sein, und hatte, was man bei dem Flackerscheine der Oellampen ausnehmen konnte, ein einnehmendes aber den israelitischen Ursprung verrathendes Gesicht, ein geistvolles Auge, eine hohe Stirne, eine edelgebogene Nase, er war hochauffrisirt und stark gepudert. Als sich beim Heraustreten der Mantel lüftete, wurde ein schwarzes Staatskleid, Chapau-bas, unter dem Arme, und ein Degen mit brillantirtem Stahlgriffe zur Linken sichtbar.

Ohne Verweilen stieg der kleine Herr die mit einem durchbrochenen Steingeländer versehene Treppe hinauf, ging über den durch Wandlampen hellerleuchteten Vorplatz, welchen hier das Stiegenhaus bildete, stieg sodann eine zweite schmälere, ebenfalls beleuchtete Stiege, eine sogenannte Escalier de Service bis zur Bel-Etage hinan, und schritt durch die weitläufigen von Fensternischen und kleinen Stiegenabtheilungen unterbrochenen Gänge bis er in den sogenannten »Fräuleingang« gelangte.

Aus dem sicheren Schritt und der Ungenirtheit, mit welcher er die Flügelthüren öffnete, war zu schließen, daß er kein Fremdling in diesen Räumen sei. Auch schienen ihn die rothröckigen

[1]) Der Schweizerhof erhielt seinen Namen von der Schweizerwache, welche Maria Theresia an die Stelle der Trabantengarde einsetzte, und die unter dem alten Burgportale ihre Wachstube hatte, welche jetzt von der Hofgensdarmerie eingenommen wird.

Arcierengarden, welche im ersten Gemache auf ihre blinkenden Hellebarden gelehnt, Wache hielten, sowie die mit schwarzen, lichtgelbgallonirten, Livréen bekleideten Zimmerlakaien, in den anstossenden Gemächern, wohl zu kennen, wie man aus dem Respekt, den ihre Haltung gegen ihn annahm, folgern konnte.

Der kleine Herr im Staatskleide mit dem Galanteriedegen, war aber so sehr in Gedanken vertieft, daß er die Anwesenden gar nicht zu bemerken schien. Mechanisch beseitigte er in einem der letztern Gemächer den Flügelmantel und setzte sodann, die eine Hand am Degengriff, in der andern den Chapeaus-bas haltend und den Kopf auf die Brust gesenkt, seine Zimmerwanderung wieder fort.

Nun gelangte er in das Gemach, in welchem der Thürhüter, dessen Bekanntschaft der Leser bereits gemacht hat, hinter seinem Tische saß, und noch immer in seiner »Wienerischen Diaria« las. Auf das Geräusch, welches die knarrenden Tritte des Eintretenden auf den Parquetten verursachten, erhob dieser, über den späten Besuch verwundert, den Kopf, kaum aber erblickte er den kleinen Herrn im Staatskleide, so nahm er hastig die Brille von der Nase und machte ihm eine respectvolle Verbeugung.

»Sind Ihre Majestät die Kaiserin noch in Ihrem Apartement?« fragte der Letztere.

»Unsere durchlauchtigste Frau befindet sich noch in Ihrem Arbeitskabinete«, war die Antwort.

»Schon seit lange?«

»Beiläufig etwas über eine Stunde; Höchstdieselben wohnten früher im Oratorium zu St. Stephan dem Segen bei, und brachten sodann die letzten Abendstunden des Jahres am Sarge Seiner Majestät des höchstseligen Kaisers Franz I. zu.«

»Nachher, in Ihrem Arbeitszimmer angekommen, ertheilten Höchstdieselben eine kurze Audienz dem Pater Ignatius von den Kapuzinern und arbeiteten sodann noch einige Zeit mit Dero Herrn Kabinetssecretär Koch, den Dieselben eben bereits wieder entließen.«

»Seit dieser Zeit sitzt Ihre Majestät in Gedanken vertieft, das Haupt auf der Hand, und blättert zuweilen in den Actenstücken, welche Höchstderoselben zur Durchsicht unterbreitet wurden.«

»Ihre Majestät«, versetzte der kleine Mann, »ist in der That Semiramis, Zenobia und Artemisia in einer Person. Nun mein lieber Herr Heß, fuhr er nach einer kleinen Pause fort, fragt doch, ob ich so glücklich sein könnte, Ihre Majestät zu sprechen.«

»So spät noch?« fragte der Thürhüter mit einiger Verwunderung.

»Es ist wohl eine nicht gewöhnliche Stunde«, sagte der kleine Herr, »aber auch nicht eine gewöhnliche Sache, welche ich Höchstderoselben mitzutheilen habe.«

»Ich werde Ihre Majestät sogleich hievon benachrichtigen. »Belieben der hochachtbare und hochgelehrte Herr Professor sich indessen bequem zu machen.« Nach diesen Worten verschwand der Thürhüter hinter der Portiére. Der kleine Mann aber, welcher der Audienz bei der großen Kaiserin in so ungewöhnlicher Stunde noch entgegenharrt, ist Niemand Anderer, als der muthige Verfechter des Rechtes und der Wahrheit, der eifrige Förderer der Sitte und des Geschmackes, der für das Wohl der Menschheit kühn in die Schranken tretende Professor Josef von Sonnenfels, und ich glaube, daß es nicht am unpassenden Orte sei, dem Leser eine flüchtige Lebensskizze dieses um Oesterreich so hoch verdienten Mannes, bis zu dem Zeitpunkte, in welchem derselbe in dieser Erzählung handelnd eingreift, mitzutheilen.

Josef v. Sonnenfels war im Jahre 1733 [1]) in Nikolsburg in Mähren, einem am Fuße der Pollauerberge gelegenen Grenzstädtchen geboren, welches außer ihm selbst nichts Merkwür-

---

[1]) Der Tag der Geburt ist in keiner bis jetzt erschienenen Biografien Sonnenfels angegeben.

diges aufzuweisen hat, als ein Felsenschloß des Fürsten Dietrichstein, und in dessen Keller ein Monstrum von einem Weinfaße, das ein Küper aus Brünn, Namens Specht, im Jahre 1643 verfertigte. [1])

Sein Vater, ein seines biederen Charakters und seiner Gelehrsamkeit wegen hochgeachteter Mann, bekannte sich zur mosaischen Lehre, trat aber später zur katholischen Religion über, wurde Dolmetsch der hebräischen Sprache in Wien, und in Folge seiner Verdienste in den Adelstand, mit dem Prädicate: von Sonnenfels, erhoben.

Josef Sonnenfels studirte bei den Piaristen in Nikolsburg die Humaniora und absolvirte 1747 in Wien die Philosophie, mit glänzendem Erfolge. Die kindliche Rücksicht, seinem Vater, welcher für mehrere Leibessprossen zu sorgen hatte, nicht länger zur Last zu fallen, bewog ihn, Soldat zu werden. Als solcher befand er sich längere Zeit in Untersteiermark und Böhmen, dann in Ungarn, konnte aber in fünfjähriger Dienstzeit zu keiner höheren Auszeichnung gelangen, als — den Korporalstock tragen zu dürfen. Das ihm wenig zusagende geschäftige Nichtsthun des Garnisonslebens vermochte jedoch nicht seine Wißbegierde zu unterdrücken, und der unter Vielen Vereinsamte wählte sich zum stätigen Gesellschafter die Lektüre, welcher er sich, wo es nur möglich war, habhaft zu machen suchte, und erlernte überdies von Deserteurs aus Italien die italienische und französische, und von Leuten, bei welchen er in Böhmen im Quartier lag, die czechische Sprache.

Auf Urlaub nach Wien gekommen, wohin mittlerweile Sonnenfels Vater seinen Wohnsitz verlegt hatte, erhielt er durch Vermittlung des Oberststallmeisters Grafen von Dietrichstein, dem Schutzherrn seines Geburtsortes, die Entlassung aus dem

---

[1]) Franz Raffelsberger, geografisches Lexikon des niederöst. Kaiserstaates. Wien 1845.

Militärverbande. Nun begann Sonnenfels sich mit allem Eifer auf die Rechtswissenschaft zu verlegen, welche auf der Wiener Hochschule von dem verdienstvollen Professor Martini vorgetragen wurde und wohnte auch zugleich den Vorlesungen bei, die sein Vater mehreren Ordensgeistlichen über die hebräische Sprache hielt, in Folge dessen er bald die Freude hatte, in der Eigenschaft eines Interpres dieser Sprache sich dem väterlichen Docenten adjungiren zu dürfen.

Um sich jedoch auch die Rechtspraxis vollends eigen zu machen, arbeitete er zugleich bei dem Grafen Hartig, damaligen Hofrathe der obersten Justizstelle. Da sollte plötzlich ein Zufall seiner geistreichen Thätigkeit eine andere Richtung geben. Sonnenfels war, als Jünger der Themis, einer der fleißigsten Frequentanten der Hofbibliothek geworden, welcher Herr Gebhard Freiherr von Swieten, kaiserlicher Rath und erster Leibarzt der Kaiserin, als Präses vorstand, und der dem strebsamen jungen Manne Alles, was zu seiner Ausbildung dienen konnte, zugänglich machte. Eines Tages las dieser die Briefe über die neueste Literatur, in welcher folgende Stelle, in dem Briefe 203, sein Nationalitätsgefühl auf das Tiefste verletzte.

Es hieß darin: »Da seit zwanzig Jahren alle Provinzen Deutschlands sich bemühen, etwas zur Verbesserung ihrer Sprache beizutragen, hat dagegen Oesterreich auch nicht einen nur erträglichen Schriftsteller aufzuweisen.« Dieser harte Ausspruch erfüllte ihn mit einer zornigen Erbitterung, welche sich in seinem Gemüthe zu solchem Ingrimm steigerte, daß er Martini und Rieger, Beck und Schrötter, und was noch auf Jurisprudenz Bezug hatte, bei Seite warf, um — dieser eine Schriftsteller zu werden.

Und Sonnenfels hat Wort gehalten.

In einer Stadt jedoch wie Wien, in welcher dazumal der buchhändlerische Diebstahl: »Nachdruck« benamset, autorisirt war, und daher das Honorar für den einheimischen Verfasser

gewöhnlich darin bestand, daß demselben einige Exemplare seines Werkes, pro studio et labore abgereicht wurden,[1]) gehörte es zu den Unmöglichkeiten, von dem Ertrage schriftstellerischer Arbeiten sein Leben zu fristen, und Sonnenfels mußte daher bedacht sein, einen Nebenerwerb aufzusuchen, um zu den Mitteln zu gelangen, sein Ziel weiter verfolgen zu können.

Am liebsten hätte er wohl einer Lehrkanzel der deutschen Literatur vorgestanden, jedoch blieben alle seine Bewerbungen um eine solche vergeblich.

Obgleich durch seine meisterhafte Geburtsrede auf Maria Theresia[2]) und mehrere andere Schriften bereits als geistvoller Autor und warmer Patriot bekannt geworden, zog man ihm dennoch einen Pedanten, Namens Papowitsch, vor, welcher, wie man sich erzählte, die überaus wichtige Frage, ob der Buchstabe C wirklich ein deutscher Buchstabe sei, in drei umständlichen Vorlesungen nicht gänzlich gelöst hatte.

Mit nicht besserem Erfolge erging es ihm bei seiner Bewerbung um anderweitige Bedienstungen. Ein Amtsvorstand, bei welchem er um eine Anstellung competirte, und auf die Frage, mit was der Suplikant sich beschäftige, von diesem vernahm, daß er auch Schriftstellerei betreibe, sagte ihm unumwunden: »So? ein Autor gar! Der Herr ist für meine Kanzlei zu gescheidt« [3])

Fast in gleichem Sinne äußerte sich ein Banquier, bei welchem er vorfragte, indem dieser zu Sonnenfels sagte: »Der Musje scheint einige Capacität für das Merkantile zu haben. Ich will es mit ihm riskiren, wenn er seine Scribelei aufgibt und sich ausschließlich meinem Comptoir widmet.«

---

[1]) Schwachheiten der Wiener von Arnold. Wien. Leipzig. F. C. Hartmann 1784.

[2]) In einer feierlichen Versammlung der deutschen Gesellschaft vorgetragen am 10. Mai 1761.

[3]) Maria Theresia und ihre Zeit von Eduard Duller, Wiesbaden. Wilh. Beyerle 1847.

Auf ähnliche Weise aller Orten zurückgewiesen, quälenden Nahrungssorgen preisgegeben, mußte er es endlich noch als Glück schätzen, die mit einem geringen Gehalt verbundene Stelle eines Rechnungsführers bei der von Maria Theresia aus den Hatschieren neu organisirten Arcieren-Leibgarde zu erhalten. [1])

In dieser Eigenschaft kam er häufig mit dem Freih. v. Petrasch, der dazumal den Rang eines Premier-Lieutenants in dieser Garde bekleidete, in dienstliche Berührung. Dieser gebildete Offizier erkannte in kurzer Zeit die vorzüglichen Geistesgaben und Kenntnisse seines Subalterns, und würdigte denselben eines vertrauteren Umganges, welcher ihn bald zum Liebling des freiherrlichen Familienkreises machte. Jetzt schien der Wendepunkt in Sonnenfels Leben eingetreten zu sein, denn je näher der Freiherr unsern Sonnenfels kennen lernte, umsomehr faßte er die Ueberzeugung, daß derselbe zu anderem berufen sei, als Verpflegs- und Montursliften zusammenzuraiten, und empfahl ihn daher aus edlem Antriebe seines Herzens, und ohne hierzu ersucht worden zu sein, mit Wärme dem Staatsrath Freiherrn Aegidius von Borie. [2]) Durch die Verwendung dieses trefflichen Mannes erhielt Sonnenfels im Jahre 1763 auf der Wiener Universität die Lehrkanzel der Staatswissenschaften, in welcher Eigenschaft wir ihn eben jetzt, nachdem bereits fünfzehn Jahre seiner Amtswirksamkeit vergangen sind, begegnen.

Noch muß hervorgehoben werden, daß Sonnenfels seit

---

[1]) Die älteste adelige Garde Oesterreichs. Sie leistete am 29. Dezb. 1763 in dem ihr zugewiesenen untern Belvedere unter ihrem ersten Kapitän dem Feldmarschall Aspermont den Eid der Treue.

[2]) Sonnenfels schrieb von Borie: Der ganze Zusammenhang meines Wohles ist an sich sein Werk. Er gab sich die Mühe, die sich Männer in einem gewissen Standorte so selten geben, und die doch für den Staat vielleicht der wichtigste Dienst ist, den sie ihm zu leisten vermögen, die Anlage eines jungen Menschen auszuforschen, und wozu er tauglich sein dürfte, zu beurtheilen, er schlug mich zu dem politischen Lehramte, so ich bekleide, vor.

der Zeit, als er den Entschluß faßte, für die Ehre Oesterreichs als Schriftsteller einzustehen, in dieser Eigenschaft unermüdet für die Wissenschaft, für die Reinigung der Sprache und für die Veredlung der Volksbühne wirkte, in welch letzterem Streben ihn der wackere Freiherr Tobias Philipp von Gebler[1]) auf das kräftigste unterstützte.

Wohl schufen ihm seine freimüthigen Vorträge, sowie das im Jahre 1775 von ihm herausgegebene Wochenblatt: »Der Mann ohne Vorurtheil«, [2]) in welchem er den Unfug der Hanswurste, Bernardone und Burline ohne Rücksicht der Verachtung preis gab, eine Unzahl Feinde, die ihn auf das Heftigste verfolgten, und deren Haß sich so weit erstreckte, daß Sonnenfels sogar bei der Kaiserin als Religionsverächter, Jugendverführer und Majestätsbeleidiger verläumdet wurde.

Maria Theresia aber, ebenso gerechtigkeitsliebend als fromm, ließ eine strenge Untersuchung ergehen, welche alsobald die Schuldlosigkeit des Angeklagten in das glänzendste Licht stellte und zur Folge hatte, daß Sonnenfels statt seiner Lehrkanzel verlustig zu werden, wie seine Feinde beabsichtigen, von der hochherzigen Monarchin mit dem Titel eines kaiserlichen Rathes ausgezeichnet wurde.

Von nun an erfreute er sich des erhabenen Schutzes und der ausnehmenden Gunst der großen Kaiserin, zu deren Befestigung der ebengenannte Freiherr von Gebler nicht wenig beitrug.

---

[1]) Ein zu jener Zeit erschienenes Organ spricht von Gebler: Das Polizei- nnd Cameralstudium, die Schulanstalten, die Wissenschaft und Aufklärung überhaupt, verdanken seiner Mitwirkung ihre Fortschritte. Um Geschmack und Sitte hatte er sich auch dadurch große Verdienste erworben, daß er die Reinigung der Nationalbühne sich so eifrig angelegen sein ließ, sie selbst mit mehreren vortrefflichen Stücken bereicherte, und Sonnenfels zur Zeit der Verfolgnng so thätig und wirksam schützte.

[2]) Diese Wochenschrift erschien jeden Sonnabend und wurde mit Begierde gelesen.

Von welchen Erfolgen sein Eifer für die Aufklärung seines Vaterlandes und die Verbesserung der Rechtspflege in demselben geworden, dürfte der Leser zum Theil aus dem Nachfolgenden entnehmen.

Den Faden unserer Erzählung aufs Neue aufgreifend, verfügen wir uns wieder in das Burggemach des Thürhüters und finden Sonnenfels in demselben, gedankenvoll auf und niederschreitend. Es mußte ein seine ganze Seele in Anspruch nehmender Gegenstand gewesen sein, der ihn damals beschäftigte, da er einen Zeitraum ruhelos hin und wiederging, plötzlich stehen blieb, starr vor sich hinblickte, indessen er mit offenem Munde athmete, sich sodann über die Stirne fuhr, die Hände mit dem chapeau-bas auf den Rücken zusammenlegte, und sich darauf wieder anschickte, seinen Spaziergang neuerdings fortzusetzen.

In diesem Momente trat der Thürhüter wieder in das Gemach und sagte: »Magnifizenz möchten unaufgehalten eintreten«, welchem Sonnenfels sogleich Folge leistete.

Maria Theresia war von ihrem Sitze aufgestanden, als der Professor das Gemach betrat, und blickte verwundert dem Kommenden entgegen.

»Ei, ei,« sagte sie mit jener herzgewinnenden Liebenswürdigkeit, welche einen so unwiderstehlichen Zauber über sie ergoß, »was führt unsern Montesqieu noch so spät in Unser Apartement?«

»Eure Majestät«, versetzte Sonnenfels, sich tief verbeugend, »der Eifer, der glorreichsten Herrscherin der Gegenwart meine geringfügigen Dienste zu widmen.«

»Ich kenne sein Atachement an Unser durchlauchtigstes Erzhaus und an sein Vaterland«, sagte Maria Theresia, »leider daß seine edlen Bestrebungen für das letztere sich nicht so rasch realisiren lassen, als Er und noch Jemand es haben möchten.«

Bei diesen Worten warf sie einen Blick auf das an der

Tapeziererei ober ihr hängende, von Hickel gemalte Porträt Kaiser Josef II. [1])

»Eure Majestät«, sprach Sonnenfels, »werden diesen Eifer nicht mißdeuten. Ohne es zu wollen, drängt sich jedem wahren Menschenfreunde die Frage auf: wie lange werden wir es noch anstehen lassen, die Dachläden aufzuheben, welche verhindern, daß kein Tag in den Geist der Nation fällt?« [2])

»Glaube Er mir«, erwiderte Maria Theresia, »daß ich es nur zu gut erkenne, was die Zeit erfordert, und daß ich es aus tiefem Grunde zu würdigen weiß, was Er für Staats-, Handels- und Finanzwirthschaft bereits geleistet hat, [3]) daß ich es zu würdigen weiß, welche rastlosen Bemühungen Er sich gibt, den Geschmack der Wiener zu bilden, das Extemporiren bei unserer Hofbühne abzustellen und ein sittliches geregeltes Schauspiel einzuführen. Sei Er versichert, was das Teatro betrifft, daß auch ich keine absonderliche Freundin des Hanswurstes und seiner früheren Repräsentanten Prehhäuser und Stranitzky bin, wenn auch der letztere von seiner Kreuzerhüte auf dem Mehlmarkt in das Kärnthnerthortheater avancirte, noch hege ich vorzügliches Wohlgefallen an dem Kurz und Weißkern. Demungeachtet muß Ich es ihm unumwunden sagen, daß es Mir öfters ganz unpassend erscheinen will, daß Er, als Lehrer der politischen Wissenschaft, als Doctor der Philosofie und der Rechte, den Gegner des Hanswurst abgeben kann. Ein Doctor und ein Hanswurst! Es ist zu wunderlich!«

»Das ist es wohl allerdings«, versetzte Sonnenfels.

---

[1]) Josef Hickel, geb. 1734, gest. 1807, der berühmteste Porträtmaler seiner Zeit und besonders bei Hofe beliebt.

[2]) Sonnenfels' eigene Worte. Denkwürdigkeiten Wiens von Wekhelin 1777.

[3]) Sonnenfels arbeitete in zehn Jahren ein Lehrbuch der Polizeiwissenschaft aus, welches im Jahre 1765 erschien, 1769 erschien seine Handelswissenschaft und 1776 die Finanzwissenschaft.

»Da aber die Erbärmlichkeit unserer Theaterzustände in einer Zeit, in welcher Lessings Minna von Barnhelm in Hamburg und Leipzig gegeben wird, nicht mehr fortbestehen kann, ohne uns die Schammröthe in das Gesicht zu werfen, und alle meine ehrenwerthen Kollegen in Apollo, aus Furcht vor der Narrenpritsche ihre Feder hinter das Ohr stecken, und verstummten, so blieb wohl nichts anderes übrig, als daß ich selbst den Verderbern der Sitte und des guten Geschmackes den Fehdehandschuh hinwarf.«

»Es ist ein erfreuliches Zeugniß Seines Muthes und Seiner Energie, und Er wird, als Gründer des Burgtheaters, einen bleibenden Namen haben, wenn ich Ihm auch bekennen muß, daß es mich unangenehm afficirt, daß diese Komiker in der Bauernjacke, die ihre Existenz durch Ihn gefährdet sehen, Ihm alles zu Bolzen drehen, und allerlei Intriguen wider ihn ausführen, ja daß sie Ihn sogar in der Farce von Klemm; »Der auf den Parnaß versetzte grüne Hut« als Karikatur auf die Bretter brachten. Es ist doch kein neuer Scandal von diesen Personagen arrivirt?«

»Eure Majestät«, sagte Sonnenfels, »die letzten Stunden eines scheidenden Jahres sind zu ernst, um in denselben Eure Majestät mit diesem Gegenstande beläſtigen zu wollen. Es ist ein Größeres und Wichtigeres, was ich Euerer Majestät vorzulegen wünschte.«

Gleichwie zuweilen früher nicht wahrgenommene Gewölke plötzlich die sonnenhellen Gipfel der Berge umdüstern, so lagerten sich auch nach diesen Worten auf der hohen Stirne der Kaiserin die Schatten des Ernstes.

»Es betrifft«, fuhr Sonnenfels fort, »eine Angelegenheit der leidenden Menschheit, die Constitutio criminalis Theresiana.«

»Mein lieber Sonnenfels«, sagte Theresia, »Er weiß, daß ich in diesem Puncte seinen Ansichten großen Theiles beipflichte, wenn aber auch der Strafcodex Abänderungen erhei-

schen sollte, so sind selbe nicht so leicht einzuführen, als wie das Herz es uns eingeben möchte. Er weiß, daß ich in den Grafen Althan und Hartig, dem Freiherrn von Kannegießer und Anderen eine eigene Hofcommission niedersetzte, welcher ich es zur Aufgabe machte, die bestehenden verschiedenen Criminal-Ordnungen zu verbessern, aus welcher Verbesserung die constitutio criminalis hervorgegangen.«

»Wer wüßte nicht diesen weisen Act der Vorsicht Euerer Majestät zu würdigen. Jedoch sind in dieser aus der Carolina [1]) stammenden Constitutio die vielfältigen Reste alter eingerosteter Barbarei zurückgeblieben und mit der Anwendung der Tortur verbunden, welche weder vom rechtlichen noch moralischen Standpuncte einer fortschreitenden Zeit zu billigen ist, und die mich, auf die hohe Weisheit und Herzensgüte Eurer Majestät bauend, veranlaßte, in einem allerunterthänigsten Votum seperatum die Gründe gegen den Fortbestand derselben auseinander zu setzen.«

»Ich habe dieses Votum aufmerksam durchgelesen«, erwiderte die Kaiserin. »Er sucht in dieser Scriptur mit seinem scharfen Verstande zu beweisen, daß das durch die Folter erpreßte Geständniß nicht zulässig sei. Aus seinem Concepte spricht aber mehr der literarische Sameritaner, als der Physiolog oder der Mann der Gerichtspraxis.«

»Ich glaube Beides in meinen Schriften, die ich über diesen Gegenstand veröffentlichte, und die selbst vom strengen Auslande gewürdigt wurden, vereint zu haben. Nicht der Physiolog, nicht der practische Justizmann sind es, die sich der Abschaffung der Procedur entgegensetzen, es sind die Männer eines veralteten Systems, welche gewohnt sind, sich nur in dem Geleise der bisher ausgeübten Praxis zu bewegen, und bei der Aenderung des peinlichen Verfahrens den Boden unter den Füßen zu verlieren

---

[1]) Carolina, die peinliche Gesetzgebung von Kaiser Karl V.

fürchten. So wie die Anhänger der alten Schule gleich meinem ersten Vortrag auf der Universität: »Ueber die Unzulänglichkeit der alleinigen Erfahrung in den Geschäften des Staates« entgegentraten, so traten Hacke, Lyser und Andere, welche zu benennen mir die Umstände verbieten, jeder Neuerung in der Gerichtsverwaltung entgegen. Die vorzüglichsten Rechtsgelehrten, die in der Strömung der Zeit wandeln, stehen jedoch auf meiner Seite. Ich nenne nur Johannes Greve, Thomasius, Adolf Cäsar, Marquis Beccavia und den tyrolischen Kanzler Hormayer; durch sie hat der Geist des Fortschrittes und der Aufklärung bereits sein Urtheil über diese wichtige Streitfrage abgegeben. Eure Majestät, lassen Sie dieses Urtheil von Ihrem Herzen sanctioniren. Heben Eure Majestät die Folter auf.«

Maria Theresia erwiderte sichtbar ergriffen: »Glaube Er mir, Sonnenfels, daß mein Herz nichts sehnlicher wünscht, als dieses thun zu können, aber mein Verstand sagt mir, daß die Zeitumstände hiezu noch nicht geeignet sind.«

»Eure Majestät, jede Zeit ist geeignet, ein anerkanntes Unrecht abzuschaffen, jede Zeit ist geeignet, ein Großes, ein Edles zu vollbringen, umsomehr die gegenwärtige, da sie die bedeutendste Entwicklungsphase des österreichischen Staates bildet. Setzen sich Eure Majestät in dieser Stunde das größte Denkmal Ihres Ruhmes, ergänzen Eure Majestät durch diese That der reinen Menschlichkeit die vielfachen Beweise, welche die weise und gerechte Regierung Eurer Majestät durch fünf und dreißig Jahre geliefert: Wie hoch die Persönlichkeit eines Monarchen die Nation erheben könne; machen Eure Majestät mit diesem Act der Gnade dem Volke, das der Wille Gottes unter Ihren Zepter gestellt, an dem morgigen Tage eine Neujahrsspende.«

Maria Theresia ging tiefsinnig einige Schritte im Gemache auf und nieder, trat dann wieder an ihren Arbeitstisch und blätterte mechanisch in ihrem Andachtsbuche, »die geistliche Hals-

zierde« betittelt, ohne aber in dasselbe hineinzublicken, noch Sonnenfels eine Antwort zu geben.

Ihre geistige Erkenntniß kämpfte sichtbar mit der ihr eigen gewordenen Scheu vor jeder Reform, welche ein Altherkömmliches beseitigen sollte, eine Scheu, die sie durch ihr Leben begleitete, und welche nur die starre Beharrlichkeit eines Kaunitz oder die Ueberredungskunst eines Swieten zu bewältigen vermochten.

Sonnenfels folgte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit jeder Ihrer Bewegungen, und fuhr sodann fort:

»Ich erlaube mir nur, Euer Majestät in das Gedächtniß zurückzurufen, indem wir blos einen flüchtigen Blick auf die Vergangenheit werfen, daß der Ruhm der großen Gesetzgeber der Nationen, durch die Erfindung, einem Menschen mittelst körperlicher Qualen dasjenige abzudringen, was man von ihm erfahren, oder vielmehr wessen man ihn schuldig machen wollte, verunziert wird. In den Gesetzen der Lykurge, der Salone, der Saleukuse, selbst der blutdürstigen Drakonen, in den schönen Jahrhunderten des freien Griechenlands ist die Folter ein unbekanntes Werk. Bei den Völkern der deutschen Abkunft, bei sämmtlichen Völkern, welche der Nord aussendet, die südlichen Theile Europas zu verheeren, und sich unterwürfig zu machen, war die Folter ein ihren Halsgerichten fremdes Verfahren. Die Engländer hatten Zweikämpfe und »Gottesordeln« aus den menschlichen Gerichten verbannt, jedoch an ihre Stelle keine Folter zu der Untersuchung der Halsverbrecher aufgenommen. Nur Unterdrückung, feige Tyrannei, Fanatismus und Raubgierde sind als die Erfinder der Folter zu bezeichnen. Der nach Gold und Blut dürstende Eroberer von Peru verfiel darauf, einen unglücklichen Inkas, an der Seite seines Lieblings, auf glühende Kohlen hinstrecken zu lassen, um von ihm den Ort zu erfahren, wo er die Schätze verborgen habe. Dies waren die Urbilder, denen die Richterstühle nachher ihre Untersuchungsart abborgten, und vergebens hofften, den Schandfleck einer so abscheuwürdigen Herkunft durch den

Nutzen zu verlöschen, welchen das Gemeine daraus schöpfen würde. Sie glaubten irrthümlich, was ehehin ein Werkzeug des Lasters gewesen, nunmehr mit Vortheil gegen das Laster zu wenden und es auszurotten. Wo liegt ein Beweis für die Zuverlässigkeit der Folter? Wird der Untersuchte zum Geständniß gebracht, so beweiset dasselbe keineswegs, daß er ein ihm zur Last gelegtes Verbrechen gewiß begangen habe; das allein beweist es, er habe der Gewalt der Streckung, der Schraubung, der mannigfachen Marterarten nicht widerstehen können. In dem kritischen Zeitpunkte der auf das Höchste gebrachten Empfindsamkeit entrieß ihm der Schmerz — die Sprache der Wahrheit.« —

»Welch' ein Wahn!«

»Diese Wahrheit in sich selbst, kann ein Widerspruch der Anklage eine Betheuerung seiner Unschuld, seiner völligen Unwissenheit sein. Die Sprache der Gequälten ist es also, welche nur das Verlangen ausdrückt, den Richter zu bewegen, den Peiniger abzurufen, und was Philotas einst dem Kraterius von der Folterbank zuschrie: Sprich, was verlangst du, das ich sagen soll? Das ruft im eigentlichen Verstande bei dem Gefolterten, dessen Kräfte gebrochen, die Wahrheit: Haltet ein, mich weiters zu peinigen, ich habe das Verbrechen verübt, weil Ihr ja wollt, daß ich es verübt haben soll!«

»Das auf der Marterbank abgelegte Geständniß ist demnach ein Geständniß, das der seiner Kräfte Beraubte ablegen mußte, und die hierauf erfolgte Verurtheilung kann nicht sagen, Weil du das Verbrechen begangen, so sollst du hingerichtet werden, sondern dem wahren Inhalte nach: Weil du gezwungen worden zu sagen, du habest das Verbrechen begangen, wirst du hingerichtet.«

»Die Strafe ist nicht die Folge des erwiesenen Lasters, sondern der Schwäche des Gefolterten.«

Maria Theresia warf sich in Ihren Sammtstuhl, und

heftete gedankenvoll die Blicke auf die Arabesken und Chinoiserien des Ofenschirmes.

»Eine Verordnung Eurer Majestät«, sprach Sonnenfels nach einer Pause weiter, »hat vor langer Zeit die ausgesetzte Folter aufgehoben.« [1]) Was hat diese weise Verordnung veranlaßt? Das Zeugniß, die dringende Vorstellung der Aerzte, daß die Folterung die Kräfte der wenigsten Inkulpaten auszuhalten im Stande sind.«

»Diese Entschließung hat gewissermaßen gegen die Tortur überhaupt entschieden: Der Auftrag des Arztes, welcher die Leibesbeschaffenheit eines Untersuchten beobachten und gleichsam seine Leidensfähigkeit berechnen soll, läuft immer da hinaus: den Grad zu bestimmen, wo der Schmerz der Folter mit den Kräften der Gefolterten im Gleichgewichte steht, einen Punct darüber, unterliegt er der Empfindung, einen Punkt darunter besiegt er ihn.«

»Also wird die verschärfte Folter jede Kraft überwältigen, wird also Jeden, den Unschuldigen wie den Schuldigen, ohne Unterschied, von der Marterbank auf das Todtengerüste senden.«

»Eben jetzt«, sprach Sonnenfels, nachdem er längere Zeit innegehalten, »harrt ein Unglücklicher mit Todesangst der Folterqual, der er übermorgen verfallen soll, um auf die angeführte Weise durch die empörendsten Martern zu gestehen, was er vielleicht nicht begangen hat.«

Maria Theresia, welche ihm aufmerksam zugehört hatte, erhob sich jetzt von ihrem Stuhle, und ging heftig bewegt im Gemache auf und nieder.

»Justitia et clementia ist der Wahlspruch meiner erhabenen Kaiserin«, fuhr Sonnenfels fort. »O lassen Eure Majestät auch jetzt den Wahlspruch zum Wahrspruch werden. Lassen Eure Majestät den Bejammernswerthen den Ersten

[1]) Sonnenfels Worte. Ueber Abschaffung der Tortur. Zürich 1775.

sein, den der Strahl ihrer Milde beleuchtet! — Machen Eure Majestät den ersten Tag des Jahres 1776 zu den glorreichsten, der über die Völker Oesterreichs aufgeht, den Tag der Gerechtigkeit und Milde.«

»Sonnenfels«, sprach die Kaiserin, »Er spricht gegen die Tortur und torquirt mich selber.«

»O, Eure Majestät«, sprach Sonnenfels, ohne sich hiedurch unterbrechen zu lassen, »lassen Sie nicht fürder Ihren ruhmstrahlenden Namen dadurch mißbrauchen, daß er die Ueberschrift eines Strafbuches bilde, das die Barbarei der Vorzeit zur Grundlage hat, lassen Euere Majestät Dero edles mütterliches Herz walten, wie es seiner Empfindnng nach walten möchte. Heben Eure Majestät die Folter auf!«

»Ich will es überlegen«, versetzte hierauf die Kaiserin.

»Eure Majestät, das hat Ihr Herz schon überlegt. O reißen sich Eure Majestät los von einem Herkommen, das kein Heil mit sich führt und Blut und Thränen im Gefolge hat. Bei den Grundsätzen unserer Religion, heben Sie die Folter auf»!

»Wohlan«, versetzte Maria Theresia, indem sie von Ihrem Stuhl emporrauschte, in den sie sich eben wieder geworfen hatte. »Ich werde morgen, wenn die Aufwartung und die Function mit den Spielleuten vorüber sind, mit dem Minister Kaunitz die Sache feststellen. [1])

»Verschieben Eure Majestät nicht auf morgen, was heute geschehen kann.«

»Er ist ungemein pressirt«, sagte Maria Theresia.

»Eure Majestät«, rief Sonnenfels in der heftigsten Aufwallung seines Herzens, und in der vollsten Ueberzeugung, daß

---

[1]) Am Neujahrstage brachten die gesammten Trommelschläger und Pfeifer des kaiserlichen Leib- und Stadtguardia-Regiments ihr übliches Neujahrscompliment dem Hofe dar. Dr. Ad. Wolf. Oesterreich unter Maria Theresia.

von diesem wichtigen Momente die Entscheidung über das künftige Wohl und Wehe einer großen Völkerzahl abhänge, und warf sich der Kaiserin zu Füssen. »Bei dem geheiligten Namen der Unschuld, bei dem tiefen Gefühle Ihres Herzens, das stets die Zufluchtsstätte der bedrängten Menschheit war, heben Euere Majestät die Folter auf!«

Eine lange Pause erfolgte, da trat Maria Theresia vor ihn hin, und sagte mit fester Stimme, in der sich die vollste Entschlossenheit aussprach, indem sie dem Knienden winkte aufzustehen: »Seine Bitte sei erfüllt.«

»Dank! Tausend Millionen Dank, im Namen Ihrer Völker, im Namen der ganzen Menschheit!« jubelte Sonnenfels mit freudestrahlendem Gesichte, und küßte mit Heftigkeit den Saum ihres Kleides.

»Aber besiegeln Euere Majestät diesen edlen hochherzigen Entschluß mit einem huldvollen Federzuge!«

»Was fordert Er noch?« fragte Maria Theresia, indem sie sich betroffen und rasch zu ihm wendete.

»Durch die segenspendende Hand Euerer Majestät bestätiget, was Sie der leidenden Menschheit mündlich gewährten.«

»Traut Er meinen Worten nicht?« fragte Maria Theresia pikirt.

»Wie den Worten Gottes, aber noch einmal flehe ich: Nur die Zeile: »Mit dem ersten Januar 1776 ist die Tortur abgeschafft!«

Maria Theresia stand Sonnenfels hoch und unbeweglich gegenüber, und ihr Auge schien sich tief in seine Seele versenken zu wollen, aber schon in der nächsten Minute hatte ihr lebhafter Geist errathen, was Sonnenfels zu dieser Bitte bewegen mochte. Er fürchtete von den Vertheidigern der alten Gerichtspflege, wenn auch nicht die Verhinderung der kaiserlichen Zusicherung, doch aber eine Verzögerung ihrer Bekanntmachung.

»Er ist ein rechtschaffener, geistvoller und seltener Mensch«,

sagte hierauf Maria Theresia mit huldvollem Lächeln, »aber Er ist auch ein — Schlankl!« [1])

Nach diesen Worten ging sie nach ihrem Schreibtisch, setzte sich, und beschrieb mit fliegender Hand einen Papierstreifen.

Sonnenfels Auge schien an diese weiße und schöngeformte Hand der Kaiserin wie gebannt zu sein, und folgte jeder ihrer flüchtigen Bewegungen.

Jetzt warf Maria Theresia die Feder zur Seite, erhob sich und reichte das Papier dem freudetrunkenen Professor. [2])

Noch einmal warf sich dieser zu ihren Füßen, küßte mit glühender Inbrunst die ihm dargereichte Hand der Kaiserin und rief: »Möge der Allmächtige die durchlauchtigste aller Frauen, die erhabene Enkelin Karls V. noch lange ihren Ländern und ihren Völkern erhalten«, worauf er den unscheinbaren Zettel, den der Zufall auserseḥen hatte, der Träger von so Unerwartetem und so Wichtigem für die Menschheit zu werden, hoch in der Rechten haltend, aus dem Gemache entschwand.

Die Kaiserin folgte mit ihren großen stahlgrauen Augen dem Enteilenden, dann warf sie sich wieder in ihren Lehnstuhl, schlang die Hände über die Brust und überließ sich ihren Gedanken, welche sie anfänglich mit den Begebenheiten der nächsten Stunden beschäftigten, bald aber weit hinaus über diese beengende Grenze schweiften, und ihr alle Wechselfälle ihres thaten- und segenreichen Lebens wieder vor das innere Auge führten.

Die pragmatische Sanktion ihres durchlauchtigsten Vaters, der österreichische Erbfolge-Krieg, der böse Mann, die Opferfreu-

---

[1]) »Schlankl« im Wiener Dialekt: ein Schlaukopf. Maria Theresia liebte es zuweilen sich im gewöhnlichsten Volksdialekte auszudrücken, ich erinnere nur an die bekannte Anekdote »der Poldl hat an Buam« und an das »blawe Buich«, in den Memoiren der Karoline Pichler.

[2]) Maria Theresia hatte häufig die Gewohnheit, ihre Befehle an Kaunitz, Chotek, Haugwitz ꝛc. auf kleine unscheinbare Zettel zu schreiben.

Oesterreich unter M. Theresia von Dr. Adam Wolf. Wien 1855.

digkeit der Ungarn, die Allianz mit dem Versailler Kabinete, der Tod ihres vielgeliebten Gemahls, ihrer bräutlichen Tochter, ihre eigene schwere Erkrankung, die Vermählung der Erzherzogin Maria Antoinette, die edlen aber ungestümen Bestrebungen ihres erhabenen Sohnes, des Mitregenten, die unselige Theilung Polens, die ihr Herz tief verletzte, alles dieses zog in lebhaften Bildern an ihrer Seele vorüber, und versetzte sie in die abwechselndsten Stimmungen, welchen eine völlig geistige nnd körperliche Erschlaffung folgen mußte.

Der arme Thürhüter Andreas war lange schon über seiner wienerischen Diaria eingeschlafen, als seine Herrin der Ruf der Wachen nach Ablösung, welcher unter ihr auf dem Burgplatze erscholl, wieder aus ihren Träumereien in die Gegenwart zurückbrachte.

Die Kerzen waren zu düster glimmenden Lichtschnuppen herabgebrannt als sie sich von ihrem Sitze erhob, an das Fenster trat, und in die starrende Winternacht hinausblickte. Der Schnee flockte noch immer in dichten Massen von der nächtlichen Himmelsdecke, und der Burgplatz glich einem weiten Friedhofe.

Die beiden hochüberschneiten Stücke vor der Wachtstube der Stadtquardia schienen in Schnee versunkene Kirchhofsmonumente zu sein, und die beiden Wachtmänner, welche in ihre Kapuzenmäntel gehüllt, auf- und niederschritten, hatten das Ansehen von Grabgespenstern.

Der Wind rüttelte mit Ungestüm an den Fensterrahmen, und umtobte stoßweise mit heftigem Gebrause den Sims und die Mauerecken, den auf den Vorsprüngen dort angehäuften Schnee in wilden Wirbeln mit sich fortreißend, ihr aber war, als tauche ein Frühling mit Maienluft und Sonnenschein, mit Blüthenfülle und Farbenpracht, aus der grabesfinsteren Nacht des scheidenden Jahres empor, eine neue Welt, voll beglückender Verheißungen und fruchtbringender Segnungen, denn sie fühlte in ihrem Innern, daß sie eine große That begangen. Sie hatte sich das

unvergänglichste Denkmal in der Geschichte der Menschheit und der österreichischen Gesetzgebung errichtet.

In diesem Momente schlug die Schloßuhr im Amalienhof die zwölfte Stunde.

Das Jahr, in welchem die grausamsten Ueberreste einer barbarischen Vorzeit ihr Ende gefunden, war herangebrochen und durch die lautlose Winternacht ertönten allmälig die metallenen Glockenzungen von St. Michael, den Schotten, Maria Schnee, von St. Stefan und Ruprecht, und all den andern Thürmen und begrüßten seine Ankunft.

Als der Neujahrsmorgen aber sein junges Licht über die schneebedeckten Dächer und Giebel der Residenz verbreitete, war ganz Wien in der freudigsten Aufregung.

Dichte Menschenhaufen drängten sich an der Ecke des Elephantenhauses auf dem Graben, am Schrannengebäude, auf dem hohen Markt, an der Universität und an vielen anderen Straßenecken, um ein Plakat zu lesen, dessen Druck der Feuereifer Sonnenfels noch in der Nacht, mit Hilfe seines Freundes, des Hofbuchdruckers Freiherrn von Trattner, auf fast unglaubliche Weise zu Stande gebracht hatte.

Es lautete:

Wir Maria Theresia
von Gottes Gnaden, römische Kaiserin, Wittib,
Königin von Hungarn, Dalmatien, Kroatien,
Slavonien, Galizien, Lodomerien xc.
geben unseren gesammten treugehorsamsten Obrigkeiten und Unterthanen hiermit gnädigst zu vernehmen, daß mit dem ersten Januarius des Jahres 1776 die Tortur in unseren k. k. österreichischen Erbstaaten für jetzt und alle Zeiten als aufgehoben, und nicht mehr bestehend, zu erachten sei.

Hiermit geschiehet Unser allerhöchster Willen und Befehl.
Gegeben in unserer Stadt Wien, den einunddreißigsten

des Christmonats im siebzehnhundertfünfundsiebenzigsten, Unserer Reiche im fünfunddreißigsten Jahre.

Maria Theresia.

Wohl wurden Viele durch diese unerwartete Kundmachung überrascht, am meisten die Anhänger der alten Practica criminalis; aber die wenigen Stimmen der Mißbilligung, welche über diesen Gnadenakt laut wurden, verschollen in dem lauten Freudenjubel, welcher die Kaiserstadt erfüllte. Sonnenfels aber fühlte sich durch die hochherzige Handlung der Kaiserin höher geehrt, als durch seine 1799 erfolgte Ernennung zum k. k. Hofrath bei der vereinigten böhmischen und österreichischen Hofkanzlei, wie auch durch seine Erhebung in den Reichsfreiherrnstand durch Kaiser Franz II., durch Verleihung des Stefans- und Dannebrog-Ordens und all der Auszeichnungen, welche er sich bis zu seinem im 84. Jahre erfolgten Todestage, den 26. April 1817, zu erfreuen hatte.

Von einem Verschollenen.

Noch steht der geniale, geistvolle und sonderbare Mann, welchen ich dem Leser in einer flüchtigen Skizze vorführen will, dieses würdige Spiegelbild Grabbe's, vor meinem geistigen Auge, obgleich schon mehr als achtundzwanzig Jahre dahingerauscht, seit ich mit ihm in persönliche Berührung kam, welche ein paar Male durch einen Zufall, in Freundeskreisen, und einmal durch briefliche Einladung von ihm selbst, herbeigeführt wurde.

Es war der als Kompositeur, Dichter und Musiker gleichthätige Friedrich August Kanne.

Ein Name, der weder in dem bändereichen Konservations-Lexikon von Brockhaus, noch in jenem von Pierer oder auf einem Friedhofskreuze zu finden ist, und in dem Lande, in welchem sein Träger durch ein Vierteljahrhundert gelebt und gewirkt, bereits zu den Verschollenen zählt.

Was die Aeußerlichkeit dieses so früh in Vergessenheit gerathenen Literaten und Musikers anbelangt, war er eine imponirende, fast kolossale Gestalt, kurzhalsig, mit einer geistvollen Stirne, welche sich in eine Glatze verlängerte, breitem aber männlich ernstem Gesichte, feingeschnittenem Munde und lebhaften Augen.

Sein geistiges Streben betreffend, so durchloderte die Glut der Begeisterung für alles Hohe und Schöne kein Künstlerherz gewaltiger, als das seine, so regte sich der Schöpfungsdrang des Bildners in keiner Seele lebendiger, als in der seinigen.

Wie aber den Wildgrafen in der Ballade Bürger's ein

Ritter zur Rechten und einer zur Linken an sich zu locken sucht, so sah er sich zu Kunst und Leben in gleicher Weise hingezogen, und je nachdem die künsteschirmenden Götter des Olymps die Oberhand gewannen, oder der Stoff, aus dem wir arme Erdensöhne gebildet wurden, diese über ihn erhielt, je nachdem sah er sich zu den Sternen getragen oder in den Schlamm gemeiner Alltäglichkeit versenkt.

Daß, mitten im Tagfrohne des Erwerbes und in dem Gewohnheitstaumel des Genusses, seine Seele oft himmlische Tonweisen, wie die Grüße aus einer schöneren Welt durchströmten, und ihn auf ihren Schwingen für Momente dem schaalen Erdendasein entzogen, bethätigte er durch Note und Reim.

Zum Belege hier nur eine Skizze aus seinem schönen Gedichte auf Beethoven, zu dessen vorzüglichsten Verehrern er zählte.

Die Kunst erhebt das Menschenherz nach oben,
Und mildert ird'schen Kummers Schmerz und Pein,
Sie stillt des Lebenskampfes furchtbar Toben,
Und lullt das Herz in Himmelsahnung ein.
Ihr Zaubermantel ist aus Licht gewoben,
Dem ew'ge Sonnen ew'gen Glanz verleih'n,
O Mensch, Dir ist die Ewigkeit gebahnet,
Weil schon Dein Geist das ewig Schöne ahnet.

Kanne war im Jahre 1778 zu Delitsch in Sachsen geboren, studirte in Leipzig Medizin und in Wittenberg Theologie, widmete sich aber bald der Kunst, die Beethoven eine göttliche Offenbarung nannte, über die sich nicht streiten, noch reden lasse, die man verstehen müsse, — der Tonkunst.

Nachdem er ein Jahr hindurch Sekretär bei dem Herzog von Anhalt-Dessau gewesen, begann er sich unter der Leitung des Gesangdirektors Weinlein und durch Selbststudium sowohl in der theoretischen als in der praktischen Musik auszubilden.

Im Jahre 1801 kehrte er nach dem durch seine Stollen und seinen Buchhandel berühmten Leipzig zurück, wo er bis zum Jahre 1808 verblieb.

In dem darauffolgenden Jahre verlegte er seinen bleibenden Aufenthalt in die Metropole Oesterreichs, in welcher er das Glück hatte, in dem Fürsten Josef von Lobkowitz einen Gönner und in seinem Hause Aufenthalt und Verpflegung zu finden.

In Wien lebte er nun als Musikmeister, Schriftsteller und Kritiker, machte sich bald durch einige Dichtungen, welche das Gepräge seltener Kunstfertigkeit an sich trugen, und durch geistreiche prosaische Aufsätze im »Wiener Konversationsblatte« und im »Sammler« bekannt, und ließ auch im Verlaufe der Zeit mehrere größere und kleinere literarische Werke erscheinen, gab aber bald, in Folge seiner Launenhaftigkeit, seine vortheilhaften Musiklehrerstellen wieder auf.

Zu den vorzüglichsten literarischen Produktionen seiner Feder zählen: Das Trauerspiel »Badmana«, das Schauspiel »die Spinnerin am Kreuz«, das »Humoristische Panorama von Wien«, oder der »frohe Zuschauer an der Donau«, »Vier Nächte«, mit einer Vorrede von Jean Paul, das didaktische Gedicht »Die Jahreszeiten«, »Ludwig Beethoven's Tod, den 16. März 1827«, ein Gedicht »Der Wein«, welches er in der Form von Schiller's Glocke behandelte und ein Gedicht auf Erzherzog Karl.

Seine beiden größeren Dichtungen: »Der Winter« in zwölf Gesängen, und »Das Weltmeer«, blieben bis jetzt ungedruckt.

Außer vielen Liedern, Balladen, Sonaten, Trios für das Piano, zwölf Duos für Sopran und Tenor, der Cantate »Cäcilia«, einer Messe, einer Simphonie, einem Militärmarsche und dem »Rolland's Liede« (Gedicht von Sinclair), welches bei vielen Theaterproduktionen als Einlage verwendet wurde, komponirte Kanne noch zahlreiche Opern, Singspiele, melodroma-

tische Musiken nnd Chöre, bei welcher Gelegenheit erwähnt werden dürfte, daß seine Musik, im Mozart'schen oder Haydn-schen Style gehalten, als einfach, melodienreich und originell von jedem unbefangenen Kenner bezeichnet wird.

Wie mir Herr Dr. Leopold Sonnleithner aus seinem eben so interessanten als umfangreichen, aber leider noch nicht veröffentlichtem Werke über »die Oper in Wien« mittheilte, wurde daselbst von Kanne Nachfolgendes zur Aufführung gebracht.

Orpheus, große Oper in zwei Akten, Text und Musik von Kanne, wurde am 10. November 1807 im Kärnthnerthor-theater gegeben.

Miranda, oder das Schwert der Rache, heroische Oper in drei Akten, Text und Musik von Kanne, im Theater an der Wien am 14. September 1811 aufgeführt.

Hier dürfte als kulturhistorische Denkwürdigkeit bemerkt werden, daß in Folge dieser Oper von den Wienerinnen durch ein volles Jahr Miranda-Häubchen getragen wurden.

Deutscher Sinn, vaterländisches Schauspiel in einem Akt von Deinhardstein, mit Ouverture und Chören von Kanne. An der Wien am 28. September 1813.

Die Belagerten, militärisches Schauspiel mit Gesang in drei Akten von Ludw. Wieland, Gesänge und Chöre von Bernard, Musik von Kanne. An der Wien 15. Dezember 1813.

Die gute Nachricht, Singspiel in einem Akt von Friedrich Treitschke, mit Musik von Mozart, Beethoven, Hummel, Gyrowetz, Weigl und Kanne. Kärnthnerthortheater, am 11. April 1814.

Das Schloß Teben, oder der Kampf der Flußgötter, Zauberspiel in zwei Akten, Text und Musik von Kanne. An der Wien, 28. Dezember 1818.

Die eiserne Jungfrau, Melodram in vier Akten von Frei-

herrn von Biedenfeld, Musik von Kanne. An der Wien, 20. Juni 1822.

Malvina, Zauberspiel mit Gesang in zwei Akten von Albin Pfaller, Musik von Kanne. An der Wien, 19. März 1823.

Lindane, oder die Fee und der Haarbeutelschneider, Zauberspiel mit Gruppirungen in drei Akten von Adolf Bäuerle. Theater in der Leopoldstadt, 27. März 1834.

Die Zauberschminke, oder das Land der Erfindungen, Zauberposse in drei Akten von Adolf Bäuerle. 28. Oktober 1825. Ebendaselbst.

Philipp und Suschen, oder der falsche Jupiter, mithologisches Zauberspiel mit Gesang in zwei Akten von Jos. Schikh. Leopoldstadt, 21. Oktober 1832.

Nebst diesem kam noch außer Wien zur Aufführung, die »Elfenkönigin«, »Sapho«, der »Untergang des Feenreiches« und sodann die Oper »Die Mainacht«, oder »Der Blocksberg«, deren Aufführung in Berlin der Kompositeur jedoch nicht mehr erleben sollte.

So Anerkennendes und Schätzenswerthes Kanne aber auch als Dichter und Kompositeur geleistet, so stand er doch als Musikkenner und Musikkritiker ungleich höher, und seine Beurtheilungen und sonstigen Aufsätze über Musik, welche er in der Theaterzeitung von Bäuerle, in der Wiener Zeitschrift für Kunst und Literatur, und später in der von ihm redigirten Musikzeitung niederlegte, zählen zu dem Gediegendsten, was Wien in diesem Fache aufzuweisen hat.

Hier war es, wo sich seine scharfe Beurtheilungskraft, seine glühende Begeisterung für die Kunst, seine Pietät für die Meisterschaft eines Beethoven, Mozart, Haydn und Gluck in feurigen Worten ergoßen, wo sich sein Verständniß für die Kunst, der Reichthum seines Wissens und seine langjährigen Erfahrungen kund gaben, wo er dem Schaffenden wie dem Ausführenden,

dem Kenner wie dem Laien gleich Schätzenswerthes und Belehrendes bescheerte.

Mein Freund Dr. August Schmiedt schreibt über Kanne als Kritiker Folgendes:

»Der Einfluß Kanne's als musikalischer Schriftsteller und kritischer Beurtheiler war in einer Zeit, wo die musikalische Kritik in Wien so wenig gepflegt wurde, ein auf die Zustände der Musik und auf die hiesigen musikalischen Verhältnisse nachhältig anregender. Er war aber nicht nur begründet in der Berechtigung als allseitig durchgebildeter Musiker, geachteter Kompositeur und umsichtiger Kapellmeister das kritische Schwert führen zu dürfen, Kanne hat sich dieselben auch erzwungen durch die Objektivität seiner kritischen Anschauung, durch die Schärfe und Gediegenheit seines Urtheils, vor allem aber durch die Prägnanz und Eindringlichkeit des Ausdruckes gegenüber einer nicht unbedeutenden Menge indolenter Ansichten, vor dem Forum der Oeffentlichkeit zu verfechten.

Seine musikalische Kritik hat noch vor den meisten Urtheilen seiner Zeitgenossen den Vorzug voraus, daß sie nicht, mit den Errungenschaften ihrer Zeit zufrieden, sich vor den Bestrebungen der Neuzeit eigensinnig abschloß, sondern die Uebergangsperiode mit anbahnend, vor Allem auf das richtige Verständniß der Beethoven'schen Meisterwerke beim musikalischen Publikum nach besten Kräften und mit allem Nachdruck hinzuwirken suchte.

In Kanne ehrt die Kunstgeschichte einen jener muthigen Herolde, welche dem Erscheinen des großen Tonheros kühn vorangingen, zu einer Zeit als noch nicht das Volk die Blumen unbedingter Anerkennung auf seine Wege streute.

Er erklärte bei der von Beethoven selbst im Jahre 1824 im Redoutensaale und später im k. k. Hofoperntheater veranstalteten ersten und zweiten Aufführung seiner großen G-Symphonie dieses Tonwerk als »eine der größten Erscheinungen des Jahrhunderts«, unbekümmert um das mitleidige Lä-

cheln so mancher seiner Kollegen, die sich nicht entblödeten diese Symphonie, so wie überhaupt alle Werke, in welchen sich Beethoven von der Mozart'schen Richtung entfernte, für »Narrenmusik« zu erklären.

Mit offener Stirne trat Kanne dem Kastengeiste der Musiker entgegen, wo er ihm nur immer aufstieß, öffentlich erklärte er dem Zopfthum in der Tonkunst den Krieg und brach vollständig mit der starren Scholastik, die nicht den Geist und das Gemüth zu ihren Zunftgenossen zählt.«

Kanne war jedoch kein mühsamer oder sorgfältiger Arbeiter. Seine meisten kritischen Aufsätze über die Erscheinungen des Tages entstanden gleichsam im Fluge, unmittelbar nach einer Operndarstellung, oder nach Beendigung eines Konzertes in einem — ordinären Bierhause.

In das Reich der Töne hingegen versenkte er sich als Komponist größtentheils nur in den wilden Gehegen und in der Waldeinsamkeit des Praters.

Welch' ein Lieblingsaufenthalt derselbe für ihn war, ist aus folgender Apotheose, mit der er ihn in dem vorerwähnten Panorama begrüßt, zu entnehmen.

»Sei mir gegrüßt«, so ruft er in derselben aus, »Du reizender Lustwald, Du herrliche Camera-obscura der goldflammenden Himmel, Sonnen und Sterne!

Wie gerne verweile ich in Dir, Du Tempel der Morgenröthe, wenn jedes Blatt dem Sonnenscheine sein Opfer bringt und ewige Treue dem Himmel schwört, und die Blumen ihren Busen öffnen, um die Herrlichkeit des Lichtes in ihr Herz zu saugen!

Wie staun' ich hinan an der blühenden Pracht Deiner hohen Bäume, wie lausch' ich dem holden Säuseln der Zweige und Blätter, die sich einander Kühlung zufächeln in ihrer schönen Sommerfreude.

Auch ich will in Deinen Freudenhallen mir die Brust fül-

len mit dem Hauche des Aethers, der hier bald mit den Wogen der Donau, bald in den Wipfeln der Bäume spielt.«

Eine Eigenthümlichkeit Kanne's war es, daß er nur in diesen Waldesräumen oder zwischen den beschnittenen Laubwänden des Augartens und am Donaustrande zu komponiren pflegte, während er der Muse der Dichtkunst allein inner seiner vier Wände Audienz ertheilte, bei welcher Gelegenheit er so wenig Rücksicht auf die Zeit nahm, als er dies beim Becher zu thun pflegte.

Wie ein Soldat seine Waffe, so trug Kanne immer mehrere zugespitzte Bleifedern und einige Bogen Papier in Quart geheftet bei sich, von welchen er nur die linke Seite beschrieb, die rechte aber zu Aenderungen und Zusätzen unbeschrieben ließ.

Als die gewöhnlichen Plätze für seine kritischen Arbeiten, deren wir früher erwähnten, werden das Komödien-Bierhaus, der goldene Pfau in der Kärnthnerstraße, der goldene Ochse und die Weintraube, beide letztere in der Leopoldstadt, genannt.

Man muß sich aber nicht einbilden, daß sich Kanne den friedlichen Winkel eines Extrazimmers auswählte, um ungestört arbeiten zu können, im Gegentheil nahm er immer seinen Platz in der Gemeinstube ein, in welcher, wie uns Gräffer mittheilt, die Lichtscheeren noch mit Ketten an den Leuchtern befestigt waren, und der Qualm des augenbeizenden und nervenbetäubenden »Galgenknasters« im Verein mit Talgdunst, Gelärm und Gejohle, Lachen und Singen, Schreien und Zanken, den berußten Raum erfüllten und Gäste, mit aufgewickelten Hemdärmeln, oder schmutzigen Schürzen und eingedrückten Pintschern, die Staffage um unseren Quidam bildeten.

Alles dieses genirte aber diesen so wenig, als sich dadurch die ersten Hofopernsänger oder Kanne's Freunde abhalten ließen, ihn in jenen Bierhausspelunken aufzusuchen, und oftmals gesellten sich Weber, Umlauft, der gelehrte aber brüske Wähner, der einarmige und doch überaus literarisch thätige Baron

Biedenfeld und der dichtende Baron Eib zu ihm, und gaben ihm wohl auch das Geleite bis zur nächsten Station.

Es muß erwähnt werden, daß Kanne nebst dem vollen Weinglase das Kraut der Nicotiana über Alles schätzte und jede Lokalität vermied, in welcher er nicht der Tabakspfeife im vollen Maße fröhnen durfte.

Häufig und ohne Berücksichtigung der Tagzeiten oder häuslichen Verhältnisse, besuchte er den Redacteur des Wanderer's, Herrn Ignaz Ritter von Seyfried, zuweilen selbst, wenn die Familie beim Mittagstische saß.

Wenn er dies durch die Magd in dem Vorgemache erfuhr, so steckte er nur den Kopf durch die halbgeöffnete Thüre in das Speisezimmer, und fragte: »Darf ich mit der Pfeife eintreten? sonst komme ich ein andermal.«

Das Gasthaus, in welchem er die meisten sogenannten Theaterabende, das ist jene Abende, an welchen er über das Hoftheater zu referiren hatte, theils in den Zwischenacten und nach der Vorstellung zubrachte, war der goldene Pfau, und wurde von seinen Freunden »Kannes-Kaffeehaus«, so wie er selbst »Kannegießer« benannt.

Daß die Zeit oft weit vorgerückt war, wenn Kanne dieses Gasthaus verließ, welches nicht immer in einem Zustande geschah, der ihn zum Ehrenmitgliede des Mäßigkeitsvereines eines Pater Mathews qualifizirte, war bei seiner Neigung für die edle Gottesgabe, welcher der Gelehrtenwitz die Bezeichnung »Vinum lac senum« beilegte, und bei seiner zeitweisen Vorliebe für geselligen Verkehr etwas Selbstverständliches, doch ließ er sich zu keiner Zeitstunde abhalten, den weiten Weg nach seiner Wohnung in der Heugasse, und in der späteren Zeit in die Leopoldstadt, zurückzulegen.

Als es einmal ungewöhnlich spät geworden war, bot ihm ein Freund, der unferne von dem Gasthause wohnte, ein Nachtlager an, Kanne aber antwortete: »Ich danke Dir, ich muß

heute noch zu Hause sein und sollte es auch bis morgen dauern.«

Kanne hatte im gewöhnlichen Umgange ein Benehmen, welches durchgehends seiner intellektuellen Bildung entsprach, und das nur zuweilen durch seine zeitweilige Barschheit gegen Fremde und seine zu große Ungenirtheit beeinträchtigt wurde, welch' Letzterer zu Folge es wohl auch vorkam, daß er manchmal jede Rücksicht, die uns guter Ton und Gesittung vorschreiben, bei Seite setzte.

So geschah es an einem Morgen, daß ein fremder Musiker unseren Kanne besuchte, als dieser noch zu Bette lag, und im Verlaufe des Gespräches auf die Komposition eines classischen Meisters zu reden kam.

Wie nun Musiker gerne von der Verstandesanschauung zur Ausführung übergehen, so setzte sich auch hier der Musiker in Kurzem zum Clavier und spielte mehrere Stellen, auf welche das Gespräch Bezug hatte.

Kanne horchte einige Zeit zu, da vernimmt er einen falschen Accord, springt im blanken Hemde aus dem Bette, eilt zum Clavier und greift in die Tasten, indem er ausruft: »Sehen Sie, so muß es sein!«

Sein Sans gêne ging so weit, daß er im Sommer zuweilen in jenem allem Decor zuwiderlaufenden Zustande, welchen man in der Sprache des alten Latium mit den Worten: »in puris naturalibus« einen Ausdruck verleiht, und nur den Kopf mit dem Cylinder bedeckt, sich an das Clavier setzte und auf demselben phantasirte, bei welcher Gelegenheit es ihm jedoch nicht beifiel, die Fenster oder Roulleaux zu schließen, was natürlich die Nachbarschaft veranlaßte dasselbe zu thun.

Kanne nannte dies sein »Luftbad.«

Ein Bad, von welchem Mäcenas in Rom und Agrippa wohl schwerlich eine Ahnung haben mochten.

Eben so ungenirt als er war, so sehr haßte er auch alles Ceremonielle.

Eines Tages stand er mit Wenzel Müller und Korntheuer vor dem Leopoldstädter Theater, als sich zu ihnen der Baron S. gesellte.

Während ihrer Conversation wandelte Kanne der Reiz zum Nießen an. Baron S., welcher Kanne's Eigenheiten nicht kannte, sagte sehr zuvorkommend: »Zur Genesung, Herr von Kanne.« Dieser entgegnete: »Ich danke, Herr Baron.« Nachdem aber Kanne abermals nießen mußte und der Baron die früheren Worte wiederholte, zog Kanne ein langes Gesicht und sagte gepreßt: »Ich danke Ihnen vielmals, Herr Baron, ich danke ein für allemal.«

Als aber ein schadenfroher Kitzel Kanne's Geruchsorgane zum dritten Mal zu einer Explosion reizte, und trotz des früheren Verbittens der Baron abermals »zur Gesundheit, Herr von Kanne« sagte, stieß Kanne einen tiefen Seufzer aus und sagte im größten Aerger: »Ach, da muß ich in eine andere Gasse gehen!«

Grüßte seine Freunde und entfernte sich, um ungehindert nießen zu können.

Auf gleiche Weise konnte er sich ärgern, wenn ihm Jemand zu Mittag in dem Gasthause, in welchem er dinirte, guten Apetit wünschte, welches er das erste Mal mit Dank erwiderte, das zweite Mal aber sich durchaus nicht mehr gefallen ließ, sondern nicht darauf antwortete, den Garcon rief und sein Gedecke an einen andern Tisch oder wohl gar in ein anderes Zimmer bringen ließ.

Vollends konnte er aber in Wuth gerathen, wenn man ihn von der Richtigkeit einer Sache überweisen wollte, von deren Unrichtigkeit er die Ueberzeugung hatte.

Einst bestellte er sich bei seinem Schuster ein Paar neue Stiefeln, nicht um wie weiland der Hoffmann'sche Kapell-

meister Kreisler eine große Reise nach der Welt anzutreten, sondern um einem nothwendigen Bedürfnisse abzuhelfen, und beauftragte den Meister, ihm selbe ja so bequem als möglich zu machen.

In einigen Tagen darauf brachte ihm der Schuhmacher dieselben und versicherte, daß sie ihm gewiß comod genug sein würden.

Kanne ging noch an dem nämlichen Tage in seiner neuen Fußbekleidung aus. Er war aber noch nicht weit gekommen, so drückte ihn dieselbe derart, daß er nothgedrungen stehen bleiben mußte.

Eine Wolke des Zornes aus seiner Tabakspfeife blasend, setzte er nach einer Weile seine Wanderung fort, aber nicht lange, so sah er sich abermals gezwungen Halt zu machen, worüber er einen wehmüthigen Blick gegen den Himmel warf.

Nachdem er sich aber wieder in Bewegung setzte und abermals genöthigt war innezuhalten, vermochte er, zur Verwunderung aller Vorübergehenden, ein erbittertes »Himmelkreuzdonnerwetter« nicht mehr zu unterdrücken, worauf er wieder die Rückkehr nach seiner Wohnung antrat, die er nur nach einem qualvollen Gange erreichte.

Voll des tiefsten Ingrimmes hierüber, schickte er sogleich nach dem unglücklichen Schuhmacher.

»Sie Pechvogel von einem Schuster«, schnaubte er diesen an, »was haben Sie mir da für Stiefeln gemacht? Diese Monstra kann ich ja gar nicht brauchen. Sie drücken mich, als ob ich carolinische Schraubenstöcke an den Füßen hätte.«

»Ich bitte, Herr von Kanne«, sagte der Schuster, »das ist halt nur das erste Mal. Nach und nach gewöhnen Sie sich schon daran.«

»So?« erwiderte Kanne. »Nun, Meister, legen Sie einmal ihre flache Hand auf diese Tischplatte.«

Der Schuster that es nicht ohne Verwunderung, da aber

drückte Kanne mit den Knöcheln seiner riesigen Faust so heftig, als es nur immer die eiserne Hand des Ritters von Berlichingen vermocht hätte, auf die Hand des Schusters, daß dieser laut aufschreien mußte.

»Ruhig, ruhig:« sagte Kanne, »nach und nach gewöhnen Sie's schon.«

So gewaltthätig er in seiner leidenschaftlichen Aufregung gegen den armen Schuster verfuhr, so rasch war er bei der Hand, sich für eine zugefügte Beleidigung Genugthuung zu verschaffen, wobei sein spanisches Rohr, von dem er sich ebenso wenig als von seiner Pfeife trennte, nicht selten in extemporäre Thätigkeit gelangte.

An einem Abende schlenderte er durch die Rothenthurmstraße, eine Melodie vor sich hinsummend, denn im Innern der Stadt durfte dazumal nicht geraucht werden, als eine Herrschafts-Equipage, mit einem reich livretirten Kutscher auf dem Kutschenbocke und zwei Taugenichtsen auf dem Bedientenbrette, im rasenden Fluge und so hart an ihm vorüber jagte, daß er sich rasch an die Hauswand drücken mußte, um nicht seine Vorderfüße von den Rädern zermalmt zu sehen.

Eine Gefahr, welcher diese ihres Umfanges wegen allerdings mehr als andere Menschenfüße ausgesetzt waren.

Kaum aber war er von dieser Befürchtung befreit, so stürzte er mit der Wuth eines Berserkers dem Wagen nach, und hieb mit seinem spanischen Rohre auf die in Seidenstrümpfen prunkenden Waden der Domestiken ein.

Diese fluchten und strampelten um die Wette, und zogen bald das eine, bald das andere Bein, das sein Rohrstock getroffen hatte, an sich, wagten aber bei der Schnelligkeit, mit welcher die Carosse dahinflog, nicht von derselben herabzuspringen, während Kanne noch eine gute Strecke hinter derselben herrannte und unausgesetzt ihre Knollwaden bearbeitend, ausrief: »Gib's dem Vorderen! Gib's dem Vorderen!«

Daß er nebst all diesen Seltsamlichkeiten, welche sowohl als plötzliche Ausbrüche seines Temperaments, so wie als Angewohnheiten einer unabhängigen, rücksichts- und regellosen Lebensweise zu betrachten sind, bei seiner strengen Rechtlichkeit und Offenherzigkeit jedes Hinterlistige bis in das Kleinlichste haßte, kann daher um so weniger Wunder nehmen.

Auf sein spanisches Rohr gestützt, betrachtete er einst auf dem Stephansplatze das bunte Gewühl der Menge, welche sich an ihn, in der Hast ihrer verschiedenartigen Bestrebungen, vorüberdrängte, als der Dichter J. G. Seidl ihn von rückwärts auf die Achsel klopfte.

»Verflucht!« polterte Kanne sich rasch umwendend, »was thust Du? — Wer mich von hinten faßt, ist mein Feind!«

Frei und ungebunden, wie sein Gedankenflug, war auch seine Lebensweise. Heute hier, morgen dort. Heute suchte er Gesellschaft, morgen vermied er sie. In allen Verhältnissen schaffte er sich jedoch durch seinen Eigensinn, seine Ueberspanntheit und seine übertriebene Sensibilität neue Unannehmlichkeiten.

Hinsichtlich der Letzteren hatte er auch manch einen Schabernak von seinen Freunden, welchen man öfters eine nicht allzu große Delicatesse zum Vorwurfe machen konnte, auszustehen.

Als Kanne einst spät in der Nacht eine Gesellschaft musikalischer Genies aus dem Orchester der Vorstadttheater, mit denen er lange gezecht hatte, verließ, um sein einsames Dachstübchen aufzusuchen, welches er dazumal in der Heugasse bewohnte, geschah, was gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn Einer aus einer solchen Gesellschaft oder auch aus dem Leben geht, es wurde nämlich noch lange über ihn und seine Eigenheiten gesprochen, wobei er vorzüglich seiner Reizbarkeit wegen zur Zielscheibe ihrer Witzbolze herhalten mußte.

In toller Weinlaune machte da Einer von diesen Kraftköpfen, welcher wußte, daß jeder Mißton Kanne's feines musikalischen Gehör auf das Empfindlichste verletze, den Vorschlag, sich

einen Kapitalspaß zu machen und ihm ein Ständchen mit absichtlich verstimmten Instrumenten zu bringen.

Der Vorschlag wurde in pleno jubilo aufgenommen, die Instrumente in Eile herbeigeschafft, in die unharmonischeste Stimmung versetzt und sogleich an's Werk geschritten.

Nicht lange, so brach das fürchterliche Charivari, welches jede Katzenmusik unserer in diesem Kunstfache weit ausgebildeteren Zeit übertraf, unmittelbar unter seinem Fenster los.

Kanne, welcher schon zu Bette gegangen war, sprang, wie von einer Tarantel gestochen, aus demselben, rieß das Fenster auf und überschüttete die Musizirenden mit einem Hagel von Flüchen und Schimpfworten. Als dies aber nur ein rinforzando con rabbia zur Folge hatte, und das Geheul der unartikulirten Tonmassen immer gewaltiger an sein Ohr erschallte, brüllte er, alle Instrumente übertönend, um die Patrouille, als ob Räuber das Haus belagerten, und warf schließlich tönerne Pfeifenköpfe und Flaschen, Schreibgeräthe, Napf und Stiefelknecht, und alles was nicht niet- und nagelfest war, auf die boshaften Ruhestörer, bis diese sich endlich unter schallendem Gelächter seinem Bombardement entzogen.

Auf seine Aeußerlichkeit verwendete unser Original kein besonderes Augenmerk, da er selbst nur ein geringes Augenmerk für das Aeußere Anderer hatte.

Eines Morgens besuchte ihn Jemand und fand ihn noch mit einer flanellenen Nachtjacke bekleidet, deren überaus lange Benützung nicht geläugnet werden konnte.

»Entschuldigen Sie mich, wegen meiner etwas derouten Morgentoillette«, sagte Kanne, »aber meine andere Nachtjacke ist so eben in der Wäsche.«

Gewöhnlich sah man ihn in einem dunkelblauen Frack mit gelben Metallknöpfen und Pantalons von gleicher Farbe, oder in einem dunkelblauen Ueberrocke, ein schwarzes Seidentuch nachlässig um den Hals geschlungen, eine lange Cylinderröhre auf

dem Kopfe, das schon erwähnte spanische Rohr in der Hand und die schwere Meerschaumpfeife im Munde.

Eben so geringe Sorgfalt als seiner Person schenkte er der Ausstattung seiner Wohnung.

Als ich ihn Anfangs November 1833 auf seine briefliche Einladung besuchte, um zwei Lieder von mir, »Der Reiter« und »Des Seemanns Grab«, die er in Musik gesetzt hatte, vortragen zu hören, bewohnte er ein Zimmer und ein Kabinet in dem Hause Nr. 211 in der großen Pfarrgasse in der Leopoldstadt.

Die Einrichtung dieser bescheidenen Räumlichkeit bestand, so viel ich flüchtigen Blickes wahrnehmen konnte, in einem mit blauen bedruckten Kattun überdecktem Bette, einigem alten Geräthe, unter dem sich ein großer Kübel, welchen Kanne als Badewanne benützte, bemerkbar machte, und einem Klavier, dem vorzüglichsten Möbel in der Wohnung, welches, wie ich später erfuhr, ihm der Instrumentenmacher Leschen geliehen hatte.

An den kahlen, weißbetünchten Wänden befanden sich mehrere Büschel Tannenreiser befestigt, welche einer Anzahl Blau- und Kohlmaisen, die ganz ungenirt im Zimmer herumschwirrten, das Grün des Waldes ersetzen sollten.

Auf dem Klaviere erblickte ich ein bestaubtes Manuskript und den zweiten Theil von Jean Paul's Aesthetik.

Ich wunderte mich, bei Kanne so wenig, oder eigentlich gar keine Bücher zu finden, da er doch häufig Citate im Munde führte und selbe auch in seine Aufsätze zu verweben pflegte, welcher Umstand mir noch einen größeren Respekt vor seinem Gedächtnisse und seinem reichen Wissen einflößte, als ich schon früher hatte.

Das Manuskript besehend, es war Kanne's großes Epos: »Der Winter« fragte ich, »ob er schon Schritte für dessen Veröffentlichung gethan habe?«

Kanne antwortete, »daß es noch nicht censurirt sei.«

»Und warum haben Sie es nicht der Censur überreicht?« fragte ich.

»Ach«, seufzte Kanne, »da müßte ich früher weinen.«

Die gleiche Antipathie, welche Kanne dazumal gegen dieses hochnothpeinliche Streichgericht an den Tag legte, hegte er gegen Alles was Streichen hieß, und wodurch das Werk eines Schriftstellers eine Beeinträchtigung erleiden konnte, welches nicht selten ganz eigenthümliche Scenen herbeiführte.

Bei der Generalprobe einer neuen Oper von Kanne's Komposition, welche er selbst im Orchester dirigirte, stellten sich einige Längen in mehreren Partien heraus, die der Regisseur beseitigt zu haben wünschte und Kanne darum anging.

Dieser entschloß sich nur mit Widerwillen hierzu.

Aber auch einige darauffolgende Chöre schienen dem Regisseur von zu langer Dauer zu sein, und er ersuchte daher den Kompositeur, von jedem Chore eine Strophe weggelassen, wozu sich Kanne nur nach einer heftigen Debatte herbeiließ.

Als aber der Regisseur darauf noch eine Kürzung von ihm verlangte, rief er in äußerster Entrüstung: »Na, so schneidet mir das Herz aus dem Leibe!« schleuderte die Partitur auf die Schaubühne und stürzte aus dem Orchester fort.

Ueber den von mir erwähnten zweiten Theil von Jean Paul's Aesthetik, sollte ich bald nach meinem Besuche etwas Heiteres vernehmen, welches ein komisches Streiflicht in die trübseligen Verhältnisse unseres Helden warf.

Wie mir mitgetheilt wurde, hatte Kanne sich niemals eines Reichthumes an Büchern zu erfreuen.

Einstmals besuchte er einen Freund und bemerkte bei demselben einen Bücherschrank mit reichem und ausgewähltem Inhalte.

»Glücklicher Mensch, der Sie sind«, rief er, »Sie haben Bücher!«

Nach einiger Zeit kommt Kanne in seine Wohnung und findet zu seiner freudigen Ueberraschung ein niedliches Repositorium mit einer hübschen Büchersammlung, welche ihm von unbekannter Hand zugesendet worden war.

Längere Zeit darauf besuchte der großmüthige Bücherspender unseren Kanne, um zu sehen ob er in seiner Auswahl Kanne's Geschmack getroffen habe, und findet — keine Spur mehr von einem Buche, außer — den zweiten Theil von Jean Paul's Aesthetik.

Trotz seiner reichen Begabung und seiner vielfachen Kenntnisse, konnte sich Kanne der Sorgen des Tages niemals ganz entschlagen, da er einestheils seine Ausgaben nicht zu regeln verstand, anderntheils sich nie in beengende Verhältnisse fügen wollte.

Diese beengenden Verhältnisse begriffen aber auch jene Verbindlichkeiten in sich, welche er aus eigenem Antriebe eingegangen war.

So versetzte ihn die Verpflichtung, der er als Referent der Theaterzeitung nachzukommen hatte, nicht selten in die mißmuthigste Stimmung, und oftmals seufzte er: »Ach, daß ich den Hausknecht Bäuerle's abgeben muß!«

Endlich ergab sich die Gelegenheit, daß er die drückenden Fesseln lösen, und mit Leporello im Don Juan ausrufen konnte:

»Ich will selbst den Herrn machen,
Und nicht länger Diener sein!«

Es gelang ihm nämlich selbst eine Redaktion und zwar eine die seiner geistigen Begabung und seinem künstlerischen Streben am meisten zusagte, die Redaktion der Wiener Musikzeitung übernehmen zu können.

Aber auch diese Umgestaltung seiner Verhältnisse verbesserte weder die Mißlichkeit derselben, noch war sie vermögend seiner Lebensweise eine andere Richtung zu geben.

Die alte Zerfahrenheit und den alten Unmuth nur von einem anderen Kleide verhüllt, das ihm in Bälde eben so unbequem zu werden begann, als das frühere, begegnete er einst dem Dichter Castelli, dem Repräsentanten der vormeidingerischen Gemüthlichkeit des alten Wien, der es, wie Anakreon, ver-

stand, sich die lachenden Rosen des Frohsinns zu pflücken, und dem auch häufig der Name des heiteren Joniers beigelegt wurde.

»Gut, daß ich Dich treffe,« redete ihn dieser an. »Ich weiß jetzt eine Stellung für Dich. Du kannst die Kapellmeisterstelle am ständischen Theater in Gratz, mit dem Gehalte von 1200 Gulden erhalten. Du darfst nur Dein Jawort geben, und die Sache ist abgemacht.«

»Ach«, sagte Kanne, »das wäre ganz hübsch, aber — Du kennst mich ja, ich tauge nicht in diese Zwangsjacke.«

»Wenn Du mir schon einen Gefallen erweisen willst, so borge mir ein paar Gulden. Ich muß morgen meine Wohnung verlassen, weil ich die Miethe nicht bezahlen kann.«

Auf gleiche Weise begegnete er dem Schriftsteller Franz Weidmann, dem damaligen Redakteur der Wiener Moden-Zeitung.

Dieser eröffnete ihm, daß er für ihn eine kastalische Goldquelle in einem eben erst nach Wien gekommenen russischen Edelmann aufgefunden habe, welcher täglich eine Musikstunde zu nehmen wünschte und für jede derselben das Honorar von einem vollwichtigen Dukaten in Gold zahlen wollte.

Kanne nahm den Antrag an, verfügte sich, auf Weidmann's Anempfehlung, zu dem moskowitischen Noblemen, und gab — drei Lektionen, dann blieb er aus.

»Aber um des Himmelswillen«, fragte ihn Weidmann, bei ihrem nächsten Zusammentreffen, »warum setzest Du Deine Lektionen nicht fort?«

»Bruder«, sagte Kanne, »laß' mir meine Freiheit!«

So sehen wir diesen sonderbaren mit sich und der Welt im ewigen Widerspruch lebenden Mann, in einer bedrängten Lage, einen Jahresgehalt von 1200 Gulden ausschlagen, und eine tägliche Einnahme von einem Dukaten, mit der Geringschätzung eines Stoiker, von sich weisen, weil ihm, bei seinem Unabhängig-

keitssinn, jede regelmäßige Verpflichtung als eine unerträgliche Last erschien.

Gleich dem Sisiphus, mühte er sich, im Triebrade seines Erwerbes, Tag für Tag, den Stein auf des Berges Spitze zu wälzen, um das Geschäft immer wieder aufs Neue zu beginnen, bis er immer mehr und mehr an der fruchtlosen Arbeit erlahmte.

Da neigte sich seine Sonne zum Untergange.

Die von ihm redigirte Musikzeitung, mußte in der »Stadt der Musik«, wie Wien vielfach genannt wurde, aus Mangel an Abnehmern zu erscheinen aufhören, und mit ihr ward er der Arena beraubt, in der er, als Kämpfer und Vertheidiger des Schönen und Wahren in der Kunst, mit dem Fechtermuth eines Gladiators aufgetreten war.

Der Aufführung seiner neuesten Oper in der Residenzstadt an der Spree, stellten sich unerwartete Hindernisse in den Weg, und für seine beiden großen Gedichte »der Winter« und »das Weltmeer« wollte sich kein Verleger finden, was Wunder, daß sich Kanne's Verhältnisse immer mehr und mehr verschlimmerten, so zwar, daß er am Ende gezwungen war, sich durch das Intelligenzblatt dem Publikum als Geburtstag-, Hochzeit- und Leichendichter anzubieten.

Ein Rettungsversuch, welcher keine wesentlichen Erfolge hatte, und der, seiner Ungewöhnlichkeit in Oesterreich wegen, den Tadel vieler seiner schriftstellernden und komponistischen Zeitgenossen hervorrief, deren Talent weit unter dem seinen stand, denen aber die Sonne des Glückes freundlicher zulächelte, als ihm.

Ueber das finstere Verhängniß, dem Kanne rettungslos verfallen schien, und das, wie ein dem Cocytus entstiegenes feindliches Phantom, seine schwarzen Fittiche immer dichter und dichter über ihn breitete, wurde auch sein Gemüth immer verbitterter und gallichter, und mehr als jemals, nahm er jetzt seine Zuflucht zur Weinflasche, um gleich dem der Menschenwürde beraubten Wotjaken darin Betäubung und Vergessenheit zu finden.

Daß mit dem Zerfalle seiner Lebensverhältnisse, der Zerfall seiner geistigen und körperlichen Kräfte, gleichen Schritt halten mußte, war eine nicht zu behindernde Folge.

In mancher Nacht warf die an der Decke der Schenkstube in der Sonne hängende und im Ersterben begriffene argantische Lampe, die letzten Schimmer ihres Dochtes in das bleiche Antlitz des in ähnlicher Verfassung sich befindenden letzten Gastes, unseres Kanne, der, in einem Sessel zurückgelehnt, die Welt und Menschen verachtenden Gedanken seiner umdüsterten Seele, mit den Dampfwolken aus seiner Meerschaumpfeife in die Lüfte verstreute.

Es war, als ob Beide, die erlöschende Lampe und Kanne, daran ein Wohlgefallen gefunden hätten, gegenseitig ihre letzten Lebensphasen, mit der Ironie der Resignation, und mit dem Gleichmuthe der Ergebung in das Unvermeidliche zu beobachten.

So ging es noch einige Zeit.

In einer Nacht aber erstarb die nächtliche Lampe in der Sonne, ohne ihrem letzten Gast in das Gesicht geleuchtet zu haben, denn Kanne war, zum Bedauern seiner Freunde ernstlich krank geworden, und man befürchtete, bei seinem Widerwillen gegen ärztliche Hilfe das Schlimmste.

Es war in der Nacht des 16. Dezembers 1833, als der Direktor des Leopoldstädtertheaters, Herr Franz von Marinelli und mehrere seiner Mitglieder, nach altgewohntem Brauche, in dem Extrazimmer des, dem Theater gegenüberliegenden Gasthauses, zur blauen Weintraube, saßen, und noch in später Nachtstunde der Theaterarzt, Dr. Pfennengbauer, die Gesellschaft vermehrte.

»Woher noch so spät, Doktor?« fragte der Theaterdirektor.

»Ich komme so eben von unserem Kanne« erwiderte Pfennengbauer.

»Von Kanne? — Ei, sagen Sie doch, wie geht es ihm?« fragte Alles, wie aus einem Munde.

»Er liegt bereits im Sterben«, war die Antwort.

Eine allgemeine Betrübniß bemächtigte sich, auf diese Nachricht, der Anwesenden, die dem wunderlichen aber biederben Kanne wahrhaft zugethan waren, und es bedurfte einer längeren Zeit bis die Gesellschaft wieder in den alten Fluß ihrer Unterhaltung gelangen konnte.

Nicht lange darauf verließ ein Chorsänger des Theaters, welcher in der an das Extrazimmer anstoßenden Gaststube, bei mehreren Kollegen beim Bier gesessen, und die Nachricht ebenfalls gehört hatte, das Gasthaus, um sich nach Hause zu begeben.

Es war eine kalte Winternacht, und der Mond stand in seiner vollsten Klarheit am Himmel, die beschneiten Häuser mit seinem ganzen Schimmer übergießend.

In die große Pfarrgasse gekommen, sah unser Chorist vor sich, an der vom Monde beleuchteten Gassenseite, eine lange vierschröttige Gestalt, in einen Mantel gehüllt dahinschreiten, welche ihn allsogleich an den im Sterben begriffenen Kanne erinnerte.

Durch die Aehnlichkeit neugierig geworden, eilte er rascher vorwärts, und blickte dem einsam Wandelnden in's Gesicht, prallte aber voll Entsetzen an die Wand zurück, denn — er hatte wirklich Kanne's todtenbleiches Gesicht erblickt.

Die Gestalt aber schritt langsam die mondenhelle Gasse entlang, blieb vor dem Hause, in welchem sich Kanne's Wohnung befand, stehen, öffnete sodann mit einem Schlüssel das Thor, und war dem Auge des nachstarrenden Choristen entschwunden.

Dieser aber eilte, mit aufgesträubtem Haare, in die blaue Traube zurück, und erzählte das Vorgefallene.

Alles blickte fragend auf den Arzt, voll Erwartung, was er zu diesem seiner Mittheilung widersprechendem Berichte sagen würde.

Pfennengbauer aber behauptete, daß sich der Chorsänger getäuscht haben müsse, und begab sich sogleich mit ihm nach Kanne's Wohnung, um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen.

Der Direktor und die Gesellschaft harrten mit der äußersten Spannung auf die Lösung dieses Räthsels.

Die Zeit schien ihnen auf bleiernen Füssen dahinzuschleichen. Der Arzt wollte noch immer nicht wiederkommen. Ihre Aufregung steigerte sich von Minute zu Minute.

Endlich trat der Erwartete in das Zimmer und sagte: Kanne ist todt.

Eine lange Pause erfolgte.

»Also war jene Gestalt doch eine Täuschung?« fragte man darauf.

»Nichts weniger«, antwortete der Doktor. »Nachdem ich Kanne verließ, hatte er nur noch eine Halbe Wein bei der Sonne getrunken, und war dann — Sterben gegangen.«

Welch' einen erschütternden Eindruck die Mittheilung dieses auf so außergewöhnliche Weise zu Ende gespielten Lebensdrama's auf die Gesellschaft machte, braucht wohl nicht angedeutet zu werden.

Il est mort au moment, où il venit de sortir du cabaret, sagte sein Biograph: F. v. Fetis, in seiner Biographie universelle de Musiciens.

Es bleibt somit nur noch beizufügen, daß der Beamte, welcher nach Kanne's Tod das Inventarium des Nachlasses aufzunehmen hatte, berichtete, bei Kanne so wenig an Werth vorgefunden zu haben, daß sowohl die Abhandlungsbehörde, als der Hauseigenthümer Michael Uhrl, dem er noch die Miethe schuldete, und die Wirthe, bei denen er auf der schwarzen Tafel stand, leer ausgingen, und die Verlassenschaft im kridamäßigen Wege abgethan werden mußte.

Ich fand nichts, referirte er, als einige musikalische Skizzen und — den zweiten Theil von Jean Paul's Aesthetik.

Als Kanne im Sarge aufgebahrt lag, und allein die Kohlmaisen den todten Meister und das einsame trübbrennende Licht, welches ihm zu Häupten stand, umschwirrten, und vergebens nach

den Nüssen spähten, die er ihnen täglich nach Hause zu bringen pflegte, kam eine fremde Frau und schlang einen Lorbeerkranz um seine bleiche Schläfe.

In welcher Beziehung dieselbe zu Kanne gestanden, war nicht zu ermitteln.

Nur Wenige hatten sie zu der Stätte des Todes schreiten und sich wieder von dieser entfernen gesehen, und diesen war sie unbekannt.

Die Bestattung des Lorbeerbekränzten wurde durch eine Kollekte bestritten.

Kaiser Josef und die Waschfrau.

Von großen, außerordentlichen Menschen interessiren die Nachwelt auch die kleinsten und unbedeutendsten Züge ihres Privatlebens, denn nicht selten tragen diese zur Charakteristik derselben ein Größeres bei, als die großartigsten Handlungen eines thatenreichen Wirkens, welche Allen klar und hellbeleuchtet vor Augen liegen.

Vielleicht dürfte dies auch bei den vorliegenden und an und für sich geringfügigen Vorkommnissen aus dem Leben des unvergeßlichen Monarchen der Fall sein.

Kaiser Josef hatte bekanntlich sein Apartement in der 2. Etage des, den Schweizerhof einschließenden Viereckes, der alten Rudolfinischen Hofburg, dessen Vorderfronte dem Burgplatze und dessen Revers dem benannten Hofraume zugekehrt ist.

Im dem letzten Theile befand sich das Fenster eines kaiserlichen Gemaches, gerade jener Seite des Hofraumes gegenüber, auf welcher der Aufgang zur kaiserlichen Schatzkammer ist, und wo sich zu ebener Erde die Hofküche und die Victualienmagazine, dazumal »Zehrgaden« genannt, befanden.

Kaiser Josef, der den erhabenen Wahlspruch: »Durch Tugend und Beispiel« angenommen hatte, und in Folge dessen ein sorgsames Hausregiment führte, liebte es, zuweilen aus diesem Fenster einen verstohlenen Blick nach den letztgenannten Localitäten hinabzuwerfen.

Vor der Hofküche sah er nun zu einer gewissen Tageszeit fast immer eine alte Frauensperson auf einer Holzbank sitzen.

Dies war ein Mütterchen hoch in den Sechzigen, vergilbt und runzelicht, es hatte eine schwarze gezupfte Drahthaube auf dem Kopfe und ein blaulinnenes Vortuch vorgebunden, und schien von seiner Hausarbeit auszuruhen.

Die ehrlichen, offenen Gesichtszüge dieser Alten, welche ihn lebhaft an ein Gemälde Rembrand's erinnerten, gefielen dem Kaiser und er befragte gelegentlich einen Kammerlakeien, wer die alte Person sei, die so häufig auf der Bank vor der Hofküche sitze?

Das ist das Waschweib, die alte Kathl (Katharina), war die Auskunft des Befragten.

Eines Nachmittags, als der Kaiser wieder in den Schweizerhof hinuntersah, und das Weib abermals auf seiner Holzbank erblickte, winkte er derselben, zu ihm hinaufzukommen.

Die alte Kathl, welche den Wink gewahrte, aber nichts weniger dachte, als daß er ihr gelte, blickte nach rechts und links, um den Gegenstand zu ermitteln, dem er gegolten, als sie aber Niemand gewahrte, warf sie noch einen forschenden Blick nach dem Fenster des Kaisers hinauf.

Der Kaiser winkte abermals.

Da deutete die alte Kathl verwundert auf sich.

Der Kaiser nickte, wobei er sich eines Lächelns nicht erwehren konnte.

Voll Ueberraschung fiel hierauf die Alte mehr von der Holzbank herab, als sie von derselben herunterrutschte und eilte, so schnell es ihr möglich war, in die 2. Etage hinauf.

In wenigen Minuten stand sie in dem Kabinete vor dem Monarchen.

»Du bist das Küchenweib mit Namen Kathl?« fragte der Kaiser.

»Zu Befehl, Euere Majestät«, sagte zitternd die Alte.

»Fürchte Dich nicht«, sprach Josef begütigend, »Du hast nichts zu gefährden. Ich wollte Dich nur, da wir Beide eben

nichts zu thun haben, um das Eine oder das Andere befragen, von dem Du etwas wissen kannst. Sag' mir einmal aufrichtig, wie geht es in der Hofküche zu?«

»Eure Majestät«, sagte Kathl, »ich kümmere mich wenig um das, was dort um mich vorgeht. Ich scheu're mein Geschirr, wie es mir auferlegt ist, und weiß daher wahr und wahrhaftig keine nähere Auskunft über irgend eine Person zu geben.«

»Das ist brav von Dir«, erwiderte Josef, »Du sollst auch keine Denunziantin abgeben. Ich will nur wissen, was sie drunten für eine Wirthschaft führen, ob der Küchendirection von den Köchen und Köchinnen nicht öfters ein X für ein U gemacht wird, und ob kein strafbarer Unterschleif stattfindet?«

»Ach, Eure Majestät«, sagte Kathl, »ich glaube, es gibt keine vornehme Herrschaftskuchel, wo man nicht oft fünf gerad sein läßt, und davon wird wohl auch die Hofkuchel keine Ausnahme machen, obgleich man der Waiherin nichts wird nachsagen können, wie ich meine. Eine Hand wascht die andere, sagt ein altes Sprichwort.«

»Es muß viel auf diese Weise gewaschen werden. Da kommt gerade wieder Einer mit einem vollen Tragkorb aus der Küche heraus«, sagte der Kaiser, welcher eben einen flüchtigen Blick durch das Fenster warf.

»Ja, die Waiherin«, fuhr die in den Redestrom einmal hineingebrachte Alte fort, »die Waiherin, welche das allerhöchste Glück hat, für Euer Majestät das Essen herzurichten, das ist eine dienstfreundliche Person gegen Alle die ihr nur einigermaßen zu Gesicht steh'n, das muß ihr der Neid nachsagen. Dafür wissen aber auch Alle die Waiherin zu estimiren, besonders der Herr Tokaierwein-Inspektor, der schickt ihr fast alle Tage ein paar Körbe voll Wein aus dem Hofkeller herüber.«

»Was sie sagt.«

»Ja, und mir selber erlaubt die Waiherin täglich in einem Napf ein Bescheidessen mit nach Haus zu nehmen.«

»Das ist Dir gegönnt und magst Du in Ruhe verzehren; wie aber ist's mit dem Tokaierwein-Inspektor, der wird sich wohl nicht mit solch' einem einfachen Bescheidessen begnügen.«

»Ja freilich, bei dem wird es wohl größer ausfallen, als bei einem ordinären Waschweib, wie die alte Kathl ist.«

»Unter Ander'n«, fragte Josef, »weißt Du wie viel Pfund Rindfleisch täglich für meinen Tisch der Hof-Zuschrotter in die Hofküche zu liefern hat?«

»Ei ja, Eure Majestät, hör' ich's doch oft genug. Er liefert alle Morgen zwei Centner.«

»Was!?« rief der Kaiser voll Erstaunen. »Zwei Centner für mich, eine einzelne Person? Das ist nicht möglich!«

»Ich kann mich vielleicht auch irren, vielleicht sind es drei.«

»Warum nicht gar ein ganzer Ochse!« fuhr der Kaiser heraus und schritt im Gemache hastig auf und nieder. Endlich wendete er sich wieder zu der Alten und sagte: »Es ist gut, Kathl; da hast Du eine kleine Gratifikation für das Stiegensteigen«, fuhr er fort, indem er ihr einen Dukaten in die schwielige Hand drückte, »und nun behüt' Dich Gott.«

Die Alte dankte mit überströmenden Worten für das Geschenk und entfernte sich, doch kam ihr heimlich der Skrupel ob sie, trotz ihrer Absicht, nicht aus der Schule zu schwatzen, dennoch nicht schon zu viel gesagt habe, besonders wegen des Tokaierwein-Inspektors, was ihr am Ende, wenn es bekannt würde, zum Nachtheil gereichen könne.

Schon am nächsten Tage aber ließ Josef den Hof-Zuschrotter, das ist den Fleischhauer, welcher das Fleisch in die Hofküche zu liefern hatte, in das Kabinet berufen.

Nach einigen Wechselreden über Fleischlieferung und Einkauf des Mastviehes, fragte der Kaiser: »Unter Ander'n, wie viel liefert er täglich Rindfleisch für mich in die Hofküche?«

»Bloß für die Mittagstafel Eurer Majestät allein?« fragte der Fleischhauer, nicht ohne einiger Verlegenheit.

»Bloß für dieselbe.«

»Das — wird — bei zwei Centner ausmachen.«

»Also doch richtig«, sagte Josef zu sich. »Wie kommt das aber, da man mir nur ein mäßiges Tafelstück vorsetzt, welches übrigens hinlänglich für mich genügt.«

»Euere Majestät«, erwiderte der Fleischer, »so viel ich aus der Praxis in Erfahrung gebracht habe, pflegt man in einer großen Küche zu einem Tafelstück nur den allerschönsten Theil des Sudfleisches auszuwählen, wodurch das andere natürlicherweise nicht in Rechnung gebracht werden kann. Auch wird das Rindfleisch nicht bloß zum Sudfleische allein verwendet, es hat auch die Suppe kräftig zu machen.«

»Und zwar nicht nur jene der Herrschaft allein, das ist mir bekannt geworden. Und wie viel liefert er für mich noch an . . . doch es ist genug, ich wollte mir nur einen oberflächlichen Einblick in die bestehende Manipulation im Allgemeinen verschaffen.«

Der Fleischer machte eine devote Verbeugung und entfernte sich, indem er jedoch bei sich dachte: »Dieser oberflächliche Einblick wird dem Herrn Hofküchen-Inspektor nicht sehr konveniren.«

Noch hatte er aber nicht die Ausgangsthüre erreicht, so rief der Kaiser: »Noch Eins! Er ist ja auch der Vorsteher oder Gildenmeister der bürgerlichen Wiener Fleischhauer?«

»Gehorsamst zu dienen, Euere Majestät, bereits seit zwölf Jahren.«

»Wie ich vernehme, so habt Ihr bei der Regierung ein Gesuch um Erhöhung der Fleischtaxe eingereicht, obgleich der Preis des Rindfleisches bereits von 6 auf 7 Kreuzer vom Pfund erhöht worden?«

»Euer Majestät, es ist uns wirklich unmöglich, bei diesem Preise bestehen zu können.«

»Wirklich? Ihr könnt also bei diesen Preisen nicht bestehen? — Nun, wenn dieß der Fall ist, so steht es bei Euch, euer Gewerbe anheim zu sagen, es werden sich schon unter eueren Leuten Individuen finden, die dabei werden bestehen können.«

»Euer Majestät . .« stotterte der Fleischhauer.

»Das sage ich Ihm aber«, fuhr Josef mit erhöhter und starker Stimme fort, indem sich seine Stirne in ernste Falten legte, »sollte Einer von seinen Zunftgenossen es sich beifallen lassen, den Preis heimlich auf eigenmächtige Weise zu erhöhen, oder den Kundschaften absichtlich schlechtes Fleisch für den bestehenden Preis zu verabfolgen, so soll er für jedes Pfund, welches er auf diese Art verausgabt, 25 Stockstreiche ad Sedes erhalten.«

Hierauf kehrte er dem Fleischhauer den Rücken, welcher auf das Aeußerste erschrocken, sich in der Gestalt eines Igels, zur Thüre hinausdrückte.

Am nächsten Morgen erhielt der Hofküchen-Inspektor zu seinem höchsten Erstaunen eine von dem Kaiser eigenhändig verfaßte und sehr herabgesetzte Spezifikationstabelle, nach welcher der Hof-Zuschrotter künftig sein Fleischkontingent abzuliefern hatte.

Es dürfte wohl hier nicht am unrechten Orte sein, einen flüchtigen Blick auf die Lebensweise des Kaisers selbst zu werfen.

Kaiser Josef nahm täglich das Mittagsmahl um 3 oder 4 Uhr zu sich, und zwar immer ganz allein, wozu er höchstens eine halbe Stunde verbrauchte. »Seine Tafel«, sagt Hormayer, »war mäßig wie die eines Curius oder Cleomenes.«

Die Hofköche hatten hierbei nichts zu thun, da nur eine einzige Mundköchin beauftragt war, die Mahlzeit zu besorgen, für welche er zuweilen selbst den Küchenzettel schrieb.

Die Tafel hatte zwei Gänge und bestand in Suppe, Rindfleisch, grünem Gemüse, Braten, gekochtem Obst, welches er vorzüglich liebte, und einigem Backwerk.

Er trank bloß Wasser.

Ja, er bemerkte sogar in seinem Erziehungs-Regulativ für den Erzherzog Franz, nachmaligem Kaiser Franz II.:

»Hat bloß Wasser zu trinken, da selbes sehr gut und Liqueursweine für junge Leute gar nichts taugen.«

Ein Nachtmahl pflegte der Kaiser zu keiner Zeit zu nehmen.

Nicht selten jedoch geschah es, daß die bereits aufgetragenen Speisen, eben angelangter Depeschen oder in die Länge gezogener Konversationen wegen, erkalteten und wieder in die Küche gebracht werden mußten, um warm gemacht zu werden. — Befand sich Kaiser Josef zur Sommerszeit in dem Augarten, seinem Lieblingsaufenthalt, so mußte ihm meistens ein Leiblakei das Mittagsmahl aus der Hofküche mittelst Fiaker dahinbringen.

Die Fürstin Liechtenstein tadelte ihn einst über das Erkaltenlassen der Speisen.

»Durchlaucht«, sagte der rastlosthätige Monarch, »ich kann den Staat nicht meines Mittagstisches wegen vernachlässigen.«

Einige Tage nach dem Vorgange mit dem Hof-Zuschrotter ereignete sich ein Vorfall, welcher, nachdem er schnell bekannt geworden war, viel zu lachen machte.

Der Kaiser stieg nämlich die breite Steintreppe hinab, welche seine glorreiche Mutter hatte erbauen lassen, und wendete sich nach dem linken Korridor, um zu dem sogenannten Leopoldinischen Burgtrakt zu gelangen, als er eines Hofdieners ansichtig wurde, welcher in einen Mantel gehüllt war, aus dem verrätherischer Weise der Schweif eines großen Fisches hervorblickte.

Josef, dessen Auge dieses nicht entging, dachte sogleich: »Aha, das ist auch Einer von der Waschkompanei, und folgte ihm mit raschen Schritten.

Ihm nahe gekommen, klopfte er ihn sachte auf die Achsel,

indem er sagte: »Ein andermal einen längern Mantel oder einen kleineren Fisch!«

Hierauf ließ er den auf den Tod Erschrockenen stehen und eilte weiter.

Hatte die Küchen-Inspektion, seit der Kaiser mit der alten Kathl gesprochen, manch' ein Repremen̄t oder eine Verwarnung erhalten, welche das Küchenpersonale in Unruhe versetzte, so wurde diese durch die von Josef eigenhändig herabgesetzte Fleisch-spezifikation noch um Vieles vermehrt.

Allgemein kam das Küchenpersonal darin überein, daß ein Spion in der Hofküche sein müsse, welcher dem Kaiser seine Wahrnehmungen zutrage und ihn zu solchen Gewaltmaßregeln verleite.

Wer aber sollte dieser sein?

Der Hofkoch betrachtete den Hofeinkäufer mit Mißtrauen, und dieser den Küchenträger; so wie die Mundköchin ihre Gehilfin, und der Hofzergadner den Bratkoch und den Bäckereikoch im Verdacht der Spionage hatte und eben so auch umgekehrt, denn Jedes traute dem Andern so viele Schlechtigkeit zu, daß es sich zu dem Geschäfte herleihen würde, wenn es daraus einen Vortheil ziehen könne.

Auf die eigentliche schuldlose Schuldbewußte, die alte Kathl, hatte Niemand einen Argwohn.

Nach einiger Zeit berief diese abermals der Kaiser in sein Kabinet.

Sie erschien wie früher und beantwortete mit bereitwilliger Unbefangenheit alle Fragen des Kaisers gerade wie das erste Mal, ohne sich absichtlich über irgend eine Person mißgünstig zu äußern.

Als sie darauf abermals beschenkt wieder von Josef entlassen wurde, konnte sie es aber nicht über sich bringen, sich nochmals an denselben zu wenden: »Euer Majestät«, sagte sie in höchster Befangenheit, »ich hätt' noch zu allerletzt eine schöne Bitt'.

»Und diese ist?«

»Daß Euer Majestät geruhen möchten, mich nicht mehr heraufkommen zu lassen.«

»Und weßhalb nicht?«

»Weil ich gewiß nur einen Verdruß davon haben werd'.«

»Besorge Dich nicht, ich stehe Dir dafür, daß Deine Visiten bei mir keine nachtheiligen Folgen für Dich haben sollen.«

So troſtreich auch diese Worte zu dem Herzen der alten Kathl drangen, so konnten sie doch die Befürchtungen derselben nicht ganz verscheuchen.

Und ihre Befürchtungen waren leider nicht ungegründet.

Eine Küchenmagd hatte die Kathl in das Kabinet des Kaisers hinaufschleichen gesehen und dieses sogleich der Jungfer Magdalena, der Gehilfin der Mundköchin mitgetheilt, welche nichts Eiligeres zu thun hatte, als es ihrer Vorgesetzten zu berichten, welche hinwieder die Neuigkeit in aller Hast dem Meisterkoch mittheilte.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht dieser Entdeckung unter dem ganzen Küchenpersonale, welches von nun an die arme Kathl als eine Schlange betrachtete, die es an seinem Busen genährt habe.

Sie sah von dieser Zeit an nur finstere Gesichter, zusammengezogene Brauen, und bekam nur barsche und rauhe Worte oder beißende Anspielungen zu hören.

Die alte Kathl schloß aus all' diesem, daß etwas vorgefallen sein müsse, was ihrer Umgebung zu solch einem Betragen Veranlassung gab, und ihre Brust ward daher eben so sehr von einer bangen Ungewißheit als von einer tiefen Besorgniß erfüllt.

Da man sie aber nicht direkte angriff, so konnte sie sich auch nicht vertheidigen, und mußte daher all' die Unbilden in stiller Ergebung erdulden, welche über sie ergingen.

Eines Nachmittags saß sie wieder wie sonst auf ihrer Holz-

bank vor der Küchenthüre, aber diesmal hatte sich eine große Niedergeschlagenheit ihrer bemächtigt, und sie weinte stille in ihr blaues Vortuch hinein, denn die Mundköchin hatte sie einer Unbedeutendheit wegen hart angelassen und ihr gedroht, bei dem Küchen-Inspektor auf ihre Entlassung zu dringen.

Zufällig sah Josef durch das Fenster und ließ sie allsogleich zu sich kommen.

»Warum weint die Kathl?«

»Ach, Euer Majestät«, antwortete sie unter heftigem Schluchzen. »Ich wußte es ja, daß ich einen Verdruß haben würde, daß mir Euer Majestät die Gnad' erweisen mit mir zu reden.«

Hierauf erzählte sie ihm, daß sie seit Kurzem von allen Küchenleuten angefeindet würde und keine gute Stunde mehr in der Küche habe.

»Geh' nur wieder hinab«, sagte Josef, ihr ein paar Thaler in die Hand drückend, »es wird bald anders werden.«

Am nächsten Tage aber erhielt der Hofküchen-Inspektor nachfolgendes Handschreiben des Kaisers.

An den Küchen-Inspektor Gilbert.

»Wie ich vernehme, wird die alte Waschfrau Kathl eines nicht gegründeten Verdachtes wegen von meinem Hofküchen-Personal auf eine ungeziemende Weise behandelt. Indem ich selbigem Personale hiermit meine gerechte Unzufriedenheit zu erkennen gebe, verbiete ich zugleich bei meiner höchsten Ungnade Jedwedem, sich in Hinkunft gegen besagte Person eine Beleidigung zu Schulden kommen zu lassen, in welchem Falle mein Obrist-Küchenmeister, geh. Rath Graf von St. Julien beauftragt ist, den Betreffenden allsogleich seines Dienstes zu entlassen.

Josef.«

Von diesem Augenblicke an blieb die alte Kathl selbstverständlich von dem Küchenpersonale unangefochten, ja, sie genoß sogar in Folge der offen ausgesprochenen Protektion eine Art heimlichen Respektes, und der Kaiser sah sie bald darauf wieder

so vergnügt wie früher, in der von ihr untrennbaren Drahthaube und mit dem blauen Fürtuche, in müssigen Stunden auf der Holzbank vor der Kellerthüre sitzen.

Die Einschränkungen, welche Josef jedoch in Folge der Unterredung mit der alten Kathl vorgenommen, hatten nicht nur in der Küchenregion, sondern auch in höheren Kreisen eine nachhaltige Sensation hervorgerufen, und so sehr auch der hohe Adel und die Bureaukratie den Reformen des Kaisers im Allgemeinen abhold waren, so gab es doch Manche unter beiden, welche glaubten den Reformator in diesem Punkte nachahmen zu müssen.

Zu diesen zählte ganz vorzüglich Graf Cobenzl, einer der reichbegütertsten Hofkavaliere, von welchem dem Kaiser hinterbracht wurde, daß er besonders große Einschränkungen in seinem Hauswesen vorgenommen habe.

Als der Kaiser ihn eines Tages beim Lever ansichtig wurde, sagte er daher zu ihm: »Apropos, lieber Graf, ist es wahr, daß Sie eine so große Restriktion in ihrer Menage vorgenommen haben?«

»Ich bin in der That hierzu pressirt«, erwiderte Graf Cobenzl. »Die vielen Debourseinents zu welchen ich veranlaßt bin . . . . «

»Ich sehe es nicht gerne«, fiel ihm Josef in die Rede, »daß mein Adel sich beschränkt. Die Umgebung des Erzhauses Oesterreich's soll sich zu jeder Zeit der Krone würdig zeigen.«

»Pardoniren, Euere Majestät«, entgegnete Cobenzl, »aber Allerhöchstdieselben beliebten selbst die Zahl der dienenden Kammerherren auf 36 einzuschränken, die erzherzoglichen Hoftafeln so wie die Hoffpeisung an der Marschallstafel zu anulliren und große Limitations in höchst Dero Cour . . .«

Josef unterbrach ihn jedoch abermals und sagte: »Wenn das Bedürfniß des Staates mich nöthigt auf die höchste Oekonomie zu sehen, so erfordert es die Wohlfahrt desselben, daß meine

hochgestellten und reichen Unterthanen den Ueberfluß ihrer großen Einkünfte unter das Publikum gelangen lassen.«

Noch öfters nach dieser Zeit nickte der menschenfreundliche Monarch aus seinem Hoffenster der alten Kathl einen freundlichen Gruß zu, ließ aber, um dem Verdacht der Küchendienerschaft nicht neue Nahrung zu geben, die gutmüthige Alte nicht wieder in das kaiserliche Kabinet entbieten.

Ein Zeitbild aus Wien.

Eine kalte Novembernacht hatte sich auf die spitzen Thürme und gewaltigen Gibeldächer Wiens herabgesenkt, und die ersteren in ihre schaurignassen Nebelschleier gehüllt, als der Student Johannes Würfel vor der düsterbrennenden Oellampe an seinem mit Skripturen und Folianten überfüllten Studiertische saß, und einen Kodex nach dem andern aufschlug und gleich hernach wieder zuklappte.

So großen Fleiß er sonst auf seine Rechtsstudien verwendete, so ungünstig war ihm die heutige Nacht. Eine Unruhe, eine Bangigkeit hatte sich seiner bemächtigt, und machte ihn zu allem ernsteren Nachdenken unfähig.

Diese Bangigkeit hatte jedoch ihre nur zu triftigen Gründe und bedurfte wohl keiner Entschuldigung, da nur wenige Bewohner Wiens um jene Zeit nicht von demselben Gefühle ergriffen waren.

Der schwarze Tod, jenes grauenvolle, unheimliche Gespenst, welches bereits seit einem Jahre über Deutschland seine dunklen Fittige schwang, jener unersättliche Würger hatte nun auch, wie eine grimmige Riesenschlange, in immer engeren Kreisen das stolze fröhliche Wien umringelt, und drohte es zu vernichten.

Noch mehr aber als diese bedrohliche Gefahr belastete Johannes Herz mit Schwermuth und Trostlosigkeit seine hoffnungslose Liebe zur schönen Anna, der Tochter des Staatsanwaltes Aegidius Ortolf.

Johannes Vater, als Münzmeister in der landesfürst-

lichen Münze zu Wien angestellt, war ein vertrauter Freund des Staatsanwaltes Ortolf.

Johannes und Anna wuchsen als Kinder zusammen auf, und gewöhnten sich schon in ihrer frühesten Jugend an einander, welche kindliche Zuneigung jedoch in späteren Jahren sich in innigere Gefühle umwandelte.

Der Anwalt sowohl, als der Münzmeister Würfel hatten nichts gegen die immer mehr zur üppigen Blume sich entfaltenden Liebe ihrer Kinder einzuwenden, ja sie sahen sogar mit innerem Wohlgefallen einer einstigen Verbindung derselben entgegen, als plötzlich der Letztere einer Veruntreuung, welche man in der Münze entdeckte, beschuldigt wurde und sein Heil in der Flucht suchte.

Da verschloß Ortolf dem armen Johannes die Thüre, und schwur, so lange er lebe, seine Tochter nie dem Sohne eines Verbrechers geben zu wollen.

Eben war Johannes voll finsterer Gedanken und Phantasien von seinem Stuhle aufgesprungen und hatte einige Male hastig seine eben nicht sehr geräumige Stube durchschritten, als sich die Thüre öffnete und Herr Ulrich Scherwängel, ein Plattner oder Harnischmacher, von welchem Johannes sein jetziges Domicilium gemiethet hatte, hastig hineintrat. »Habt Ihr schon gehört, Herr Johannes Würfel?« fragte das Männchen geisterbleich.

»Was soll es?« antwortete Johannes etwas unwirsch, indem er in seiner Wanderung innehielt, und dem kleinen verstörten Miethsmann ins blasse Antlitz blickte.

»Der schwarze Tod ist hier«, jammerte dieser, und dafür schützt kein Panzer, weder der beinerne des großen Goliath, noch jener schußfreie des Kaisers Konrad. Wir sind Alle verloren. Schon sollen sich einzelne Fälle in Himberg und Siechenals, sowie auch am Sporkenbühel gezeigt haben. Ach, ich habe es ja immer prophezeit, das Jahr 1349 ist ein Unglücksjahr für die

arme Wienerstadt. Nicht umsonst brach im verflossenen Jahre am Paulibekehrungstage ein so schreckliches Erdbeben aus, das Schlösser und Städte verschüttete, und meinen Geburtsort, die schöne Stadt Villach, in einen Steinhaufen verwandelte. Das war nur ein Vorzeichen; jetzt aber bricht erst das Misere ganz und gar über uns arme Christenkinder herein.«

»Nun, nun, es wird so arg nicht sein, Meister«, fiel ihm Johannes in die Rede. »In jedem Falle müssen wir uns in unser Schicksal ergeben.«

»Ach«, wimmerte der kleine wohlbeleibte Meister, welcher sich ganz erschöpft in den leeren Stuhl geworfen hatte, »das ist ein leidiger Trost, den Ihr da aufstellet. Ihr, ja Ihr habt freilich ein Leichtes. Ihr packt noch bei Zeiten eure sieben Sachen zusammen, und geht dem schwarzen Würgengel aus dem Wege. Ich aber, wo soll ich hin? Ich bin gleichsam hier festgenagelt, wie die Fledermaus an das Scheunenthor, und wenn er mich beim Schopfe erwischt, so hungern sechs unschuldige Würmleins.«

»Ei, so tröstet Euch doch nur, noch seid Ihr ja frisch und gesund.«

»Jetzt, ja freilich, jetzt bin ich noch gesund, aber wie lange dauert das? Und dann überfällt Einem schon die Angst, man weiß gar nicht wie, wenn man die Leute überall so verwirrt und toll herumrennen sieht, als ob ihnen der Kopf brennte. Mir kommt es vor, als ob sogar die Häuser ein ganz anderes Gesicht bekommen hätten, ja gestern hat sich sogar ein Meteor über dem Klosterthurme der Himmelspförtnerinnen gezeigt, welches ganz die Gestalt einer feurigen Ruthe hatte; das sind lauter schlimme Vorbedeutungen, die —«

»Ihr ängstet Euch hinab ohne Ursache«, unterbrach Johannes den Fluß seiner Rede. »Wer weiß, ob an dem ganzen Gerede noch ein wahres Wort.«

»Ihr zweifelt noch daran?« fragte Scherwängel, »Ihr seid ein ungläubiger Thomas, aber —«

»Horch, was ist das?« fragte ihn Johannes plötzlich, denn in demselben Augenblicke klangen einzelne, langgezogene, melancholische Töne, welche von einer Geige zu kommen schienen, an sein Ohr.

»Ach, das ist wieder der tolle Musikant«, erwiderte Scherwängel; »habt Ihr noch nie etwas von ihm gehört?«

»Keine Silbe.«

»Da sehe ein Mensch«, rief Scherwängel verwundert, »und weiß doch jedes kleine Kind von dem närrischen Patron zu erzählen. Er soll rechtlicher Leute Kind sein, und auch als Soldat unter Kaiser Ludwig gegen die Welschen wacker mitgefochten haben. Aber ein in Gift getauchter Pfeil, wie sich die Leute erzählen, und vorerst eine unglückliche Liebe, soll ihn dahingebracht haben, daß er sein Bischen Verstand verloren hat. Jedoch thut er keinem Menschen was zu Leide, geht auch, als ein sonst frommer und gottesfürchtiger Mann, alle Sonn- und Festtage in den Gottesdienst; nur singt er sich, wenn er allein ist, sehr sonderbare verworrene Weisen, aus denen kein Menschenkind klug werden kann, vielleicht er selber nicht, und streicht seine Geige, und das oft mitten in der Nacht, wie eben jetzt. Dort drüben in dem kleinen Häuschen an der Straßenecke, welches dem reichen Ringelschmied Waltram gehört, der es ihm aus christlicher Milde unentgeltlich überlassen hat, da er ohnedieß fürchtete, daß es einstürzen möchte, wohnt er jetzt ganz mutterseelenallein, und treibt sein höllisches Unwesen. Seht nur einmal hinüber; so rauh und stürmisch die Nacht auch ist, hat er gewiß das Fenster aufgerissen und singt und musizirt wie ein leibhaftes Gespenst in die Sturmnacht hinaus.«

Johannes öffnete seinen Fensterladen und gewahrte in der That, halb vom Vollmonde beleuchtet, der durch die schnell dahinjagenden Wolken sein blendend weißes Licht in die Gasse warf, seiner Wohnung schräg gegenüber, an dem Fenster des bezeichneten Hauses einen Mann mit grauem wehenden Hauptthaare,

welcher mit einer Art Wildheit seine Geige strich, und indem er seine Blicke starr nach den eilenden Wolken gerichtet hatte, ungefähr Folgendes sang:

»Die Wolken jagen im raschen Lauf,
Wer hält mir doch nur die Wolken auf?
Sie trugen dahin meine Liebe, mein Glück,
Und bringen mir keines von beiden zurück.
Und der Sturm, der ist ein böser Gesell,
Der läßt sie nicht ruhen an einer Stell',
Ach! die Lilie, sie war so schön und rein,
Als Königin — sollte sie herrschen allein,
Da riß er den Kranz mir vom blonden Haupt,
Da hat er mir Harfe und Zepter geraubt.
Nun bin ich ein König und hab' kein Reich,
Nun bin ich ein Bettler, so alt und bleich,
Und suche die Lilie so schön und rein,
Und finde ein Grab nur im Mondenschein.«

Eine ohrenzerreißende Dissonanz endete, wie ein aus dem tiefsten Innern im heftigen Schmerze ausgestoßener Schrei, die seltsame Musik. Der Mond verbarg sich in diesem Momente hinter das Gewölke. Dichte Nacht und lautlose Stille herrschte in der Gasse.

Seltsam ergriffen, ja fast erschüttert, schloß Johannes seinen Fensterladen wieder.

Nach einem kurzen Zweigespräche mit dem angstvollen Harnischmacher, welches sich wieder um die alte Spule drehte, und das Johannes so bald wie möglich zu beendigen suchte, verließ dieser den Studenten, der sich über das eben Gesehene und Gehörte noch immer nicht zu fassen vermochte und endlich in Morpheus Armen die erwünschte Ruhe wieder zu finden hoffte.

Kaum aber entschlafen, stand schon wieder die bleiche, verhärmte Gestalt des Musikanten vor seinen Blicken, wie er zum Fenster hinaus musizirte in die Nacht, und den Wolken nachblickte, die dahinflogen in Sturmeseile.

Ferne aber sah er eine weiße Lilie auf einer öden Heide, in

deren Kelch der Mond seine Schimmer goß, daß sie gar lieblich und wundersam leuchtete, noch um Vieles milder als der Mond selbst, und recht sehnsüchtig und trauernd herüberzublicken schien auf den blassen singenden Geiger. Da aber rauschte der Sturmwind vorüber mit rollenden Wolken, und aus den Wolken griff eine riesige Hand und zerknickte die Lilie, und es scholl an sein Ohr wie ein tiefer Todesseufzer. Und als er jetzt wieder hinsah, da war die Lilie eine schöne blaße Frau in weißen Kleidern, mit langen blonden Haaren, welche die Hände gekreuzt hielt über die Brust, denn sie war todt, und zu ihrem Haupte saß der bleiche Geiger mit dem Ausdrucke des Wahnsinnes in seinen Zügen und sang:

»Ach! die Lilie war so schön und rein.«

Und je länger Johannes hinsah, desto bekannter kamen ihm die Gesichtszüge der schönen Todten vor. Dieses Gesicht war ihm nicht fremd, er mußte es schon irgendwo gesehen haben, dieses schöne Oval, dieses griechische Profil, dieses rührende Lächeln um den Mund, es wurde ihm immer bekannter, immer deutlicher; jetzt erkannte er das Antlitz mit einem Male, und ein namenloser Schmerz zerriß sein Innerstes, so daß er im Schlafe laut aufschreien mußte und darüber erwachte.

Das Antlitz jener Todten war das seiner Geliebten, seiner theuren Anna.

Nachdem Johannes die Nacht schlaflos auf seinem Lager zugebracht hatte, und endlich der Morgen wieder durch die Spalten seiner Fensterladen hereinschimmerte, öffnete er dieselben und warf sich in die neuen Kleider, welche er sich zu seiner Promovirung hatte anfertigen lassen, fest entschlossen, noch einmal einen Besuch bei dem ehemaligen Freunde seines Vaters, dem Anwalt Aegidius Ortolf, zu machen.

Er wollte es zum letzten Male versuchen, ob er das Herz

des kalten, starrsinnigen Mannes nicht wieder für sich gewinnen könne, jetzt, da eine so fürchterliche Epoche hereinzubrechen drohte, welche wohl alle feindseligen Herzen sanfter stimmen und zur Versöhnung geneigter machen müsse.

Als er sich vollständig angekleidet, verließ er seine Stube und schlug von dem Steinfelde, wo er wohnte, den Weg nach der Hochstraße ein, in welcher sich Ortolf's Wohnung befand.

Den Kopf voll der verworrensten Träume und Bilder, das Herz voll Sehnsucht und Liebe, gelangte er zu dem wohlbekannten Hause, vor dessen Eingangsthüre das grüne Reblaub, das jetzt vergelbt und fahl im scharfen Morgenwinde raschelte, sich sonst in üppigen Ranken bis zu dem mit Blumentöpfen besetzten Fenster seiner geliebten Anna emporringelte, als sich ihm eine eben so unerwartete, als überraschende Szene zeigte.

Auf dem Steinsitze vor der Thür saß nämlich, von den Sonnenstrahlen umspielt, der alte tolle Musikant, in seinem ärmlichen Rocke, mit den grauen wüst um das Antlitz flatternden Haaren, welcher unheimlich lächelnd auf die liebliche Anna blickte, die im Morgenanzuge, ganz Jugend und Anmuth, vor ihm stand und ihm einen Becher Wein darreichte.

So schön wie heute war ihm Anna nie vorgekommen. Das schwarze Häubchen saß so nett auf dem schöngescheitelten blonden Köpfchen des lieblichen Mädchens, ihr Auge sah so treuherzig, so morgenklar, ihre Wange blühte so voll Jugendfrische, das kurze Röckchen legte sich in solch' malerische Falten um die schönen jugendlichen Formen, und alles dieses berauschte Johannes Sinne so sehr, daß er die ganze Welt über Anna vergaß, und wohl noch länger vergessen haben würde, wenn ihn nicht die Stimme des tollen Geigers aus seinen Träumen geweckt hätte.

»Dank, dank, mein frommes Töchterlein«, sprach dieser, indem er den Becher aus Anna's kleinen Händchen nahm und gierig von dem Weine schlürfte. »Dank für den Morgentrunk! Habe eine weite Reise gemacht heute Nacht auf den Wolken,

zu Deiner Mutter; ich soll Dir einen schönen Gruß sagen von ihr.«

»Ach, Ihr redet wieder irre, Valentin«, sprach Anna zu dem Geiger, indem sie sich ein Thränchen von den Wimpern streifte, »meine gute Mutter ist ja schon lange, lange todt.«

»Ja wohl todt«, fuhr Valentin fort, »und für mich noch um Vieles länger, als für Dich, Du frommes Täubchen. Nur in der Nacht, da wird sie wieder lebendig. Ach, es ist doch recht schön, daß unser Herrgott eine Nacht erschaffen hat.«

»Wie fühlt Ihr euren Kopf?« fragte ihn Anna theilnehmend; »schmerzen Euch eure Wunden wieder?«

»Ja wohl«, sprach der Alte, »heute Nacht, da haben sie wieder gebrannt, hu! wie Feuer, so schmerzhaft, daß ich immer irrereden muß einige Zeit. Nicht wahr, ich habe gewiß wieder tolles Zeug durcheinander gesprochen?«

»Nicht doch«, entschuldigte Anna.

»Ach vergebt«, fuhr der Geiger fort. »Ihr wißt ja die Wunden, die bösen Wunden —«

»Ich weiß, guter Valentin«, fiel ihm Anna in die Rede; »seid nur hübsch ruhig, und denkt nicht viel über die alten Zeiten nach; hört Ihr, Valentin? das macht euer Uebel noch ärger.«

»Ich werde Dir folgen, mein frommes, schönes Töchterlein«, sprach der Alte tief ergriffen; »ach, Du weißt nicht, wie heilsam, wie wohlthätig Deine Nähe auf mich wirkt. — Habe Dank, tausend Dank für den Morgentrunk, den mir Deine milde Hand gereicht!« fuhr er nach einer Pause fort. »Der Herr wird es Dir lohnen.«

Nach diesen Worten reichte er ihr den Becher, den er mittlerweile geleert hatte, wieder hin, drückte ihre Hand kräftig mit der seinen und wankte dann an der Mauer fort.

Anna aber sprang in das Haus, ohne Johannes zu bemerken, der dem sonderbaren Musikanten nachstarrte, so lange

ihn sein Blick erreichen konnte, und dem sogleich wieder das Lied von der bleichen Lilie in den Sinn kam, und jener schreckensvolle Traum, der ihn in der verflossenen Nacht so fürchterlich ängstigte. Nachdem er sich wieder gefaßt, ergriff er jedoch rasch die Klinke an der Hausthür, öffnete dieselbe und trat in das Haus.

Er stieg die Treppe hinan und pochte an die Thüre, welche in des Anwalts Gemach führte, als eine ziemlich barsche Stimme ihn eintreten hieß. Er erkannte die Stimme von Annens Vater. Als er in das Gemach trat, saß der alte Aegidius vor einem offenen Schranke und wühlte in einem Wust von Papieren, während Anna die blauen Sternblumen am Fenster begoß, und die vergelbten Blätter von den Blumenstängeln ablöste.

Der Alte, über diesen Besuch etwas betroffen, runzelte einen Augenblick die Stirne, doch gewann seine Physiognomie sogleich ihren früheren Charakter und ihren vorigen kalten Ausdruck wieder.

»Sieh da, Herr Johannes Würfel!« begann er; »was verschafft uns das Vergnügen eures ehrenwerthen Besuches?«

»Ich erlaubte mir«, stotterte Johannes verlegen, indeß Anna's Antlitz wie mit Purpur übergossen ward.

»Es freut mich, daß Ihr Euch noch unser erinnert«, nahm Ortolf das Wort. »Anna, stelle unserem Gaste einen Stuhl zurecht, und räume sodann die blaue Stube auf«, herrschte er seiner Tochter zu, welche sogleich seinen Befehl vollzog und, noch einen raschen wehmuthsvollen Blick auf Johannes werfend, das Gemach verließ.

»Nun, haben wir unsere Studien bald vollendet?« fragte Ortolf, »darf man bald zum Doktorhute gratuliren?«

»Ich hätte bereits das Diplom in der Tasche, wenn nicht die Examina in der Hochschule, jener unheilvollen Krankheit wegen, eingestellt worden.«

»Ja, wir leben in einer schlimmen, bedauerungswürdigen

Zeit«, sprach Ortolf; »es gilt ein Hazardspiel auf Leben und Tod.«

»Dieses eben«, nahm jetzt Johannes Würfel das Wort, »ist die Ursache, warum ich es nochmals wagte, ungerufen Euer Haus zu betreten. Unser Leben ist so spottwohlfeil geworden, daß wir nicht wissen, ob wir es noch in der nächsten Stunde unser nennen können, und wo es wohl für Jeden gut ist, wenn er seinen Rechnungsabschluß mit sich und der Welt gemacht hat. Herr Aegidius, Ihr waret ein Freund meines unglücklichen Vaters, ich bin aufgewachsen mit Eurer lieben Tochter, der lieblichen Anna, und Ihr mochtet mich wohl einst besser leiden denn nun. Der Sturz meines Vaters durch heuchlerische Freunde bewog Euch, auch seinem Sohne eure Liebe zu entziehen. Nun, da wir Beide an dem Rande jenes schaudervollen Abgrundes stehen, der uns vielleicht in Kurzem verschlingt, und uns für immer von dem Leben trennt, in diesem ernsten Augenblicke wage ich es wieder, Euch um jene Zuneigung zu bitten, deren ich mich einst von Euch zu erfreuen hatte. Schenkt mir Eure frühere Liebe wieder, die ich so unverdient als schuldlos verloren habe. Gebt mir einen Funken Hoffnung mit in die Tage des Grauens und des Verderbens, die mich ferne von Euch erwarten, einen Funken jener beseligenden Hoffnung, deren Keim Ihr einst selbst in meinen Busen legtet.«

»Herr Johannes Würfel«, begann nach einer Pause sehr ernst der Anwalt, »was meine Zuneigung zu Euch betrifft, so nehmt die aufrichtige Versicherung, daß sie sich nicht vermindert hat. Im Gegentheile, daß ich Euer geistiges Fortschreiten sowie Euren sittlichen Lebenswandel gebührend zu schätzen weiß, und jederzeit bereit sein werde, dieses durch Rath und That an den Tag zu legen. Was aber eine einstige Verbindung mit Anna anbelangt, auf welche Ihr mit Eurer schönen Hoffnung hinzuweisen scheint, so sage ich Euch unumwunden, daß ich sie lieber in den Armen des schwarzen Todes, als in den Armen eines

Mannes sehen möchte, dessen Vater sich der Achtung der bürgerlichen Gesellschaft unwürdig gemacht.«

»Bedenkt, Herr Anwalt«, erwiderte Johannes, eine Aufwallung gewaltsam niederdrückend, »daß die Beschuldigungen wider meinen Vater nicht authentisch erwiesen, daß der Münzwardein Groller ihn lange vorher schon durch verschiedene Ränke zu stürzen suchte, daß —«

»Sei dem wie immer, der Name Heinrich Würfel ist gebrandmarkt, und —«

»Herr Ortolf!« rief Johannes, indem der Zorn aus seinem Auge flammte und seine Wange glühend machte.

»Verzeiht«, fiel der Anwalt, welcher wohl merkte, daß ihn sein Eifer für die Ehre seines Hauses zu weit hingerissen habe, dem Studiosus in das Wort, »es war nicht meine Absicht Euch zu beleidigen, da ich von Dingen sprach, von welchen wir Beide besser thun, nicht zu sprechen. Doch schreibt es immerhin Euch selbst zu, daß Ihr Euch und mich in die unangenehme Lage versetztet. Laßt uns die Wege gehen«, fuhr er begütigend fort, »welche unsere Verhältnisse uns vorgeschrieben. Mag die Vorsehung über uns verhängen, was sie für nöthig erachtet, wir wollen als rechtliche Männer unserem Ziele entgegenschreiten, und wenn es sein muß, als solche untergehen. Gehabt Euch wohl, Herr Johannes Würfel! Wir Beide haben wohl noch Manches zu besorgen und zu ordnen in dieser unglücksschwangeren Zeit, wovon wir uns unnützerweise abhalten, indem wir uns selbst verwunden durch schmerzliche Erinnerungen und durch Berührung gescheiterter Hoffnungen, welche nimmer in Erfüllung gehen können. Lebt wohl! Ich hoffe wir scheiden ohne Groll von einander.«

»Beim Himmel!« erwiderte Johannes, »ich gehe ohne Groll, obwohl mit gebrochenem Herzen.« Nach diesen Worten verbeugte er sich gegen den Anwalt, welcher, sichtbar ergriffen, sich von dem jungen Manne abgewendet hatte, der hierauf das Gemach verließ.

In dem Vorgemache flog Anna, welche diesen Augenblick abgelauscht hatte, bebend auf Johannes zu. Johannes umschlang die Liebliche in dem heftigsten Schmerze, preßte sie stürmisch an seine Brust und drückte einen heißen, glühenden Kuß auf ihre Rosenlippen, während seine Thränen auf ihren Wangen herunterrollten.

»Johannes«, schluchzte Anna, von der schmerzlichsten Ahnung erfaßt, »wo werden wir uns wiedersehen?«

»Dort«, antwortete Johannes, indem er seine nassen Augen zum Himmel erhob.

»Anna!« erscholl es im Gemach des Anwalts.

»Lebe wohl für immer!« rief Johannes, riß sich aus ihren Armen, taumelte die Treppe hinunter und schwankte zu dem Hause hinaus, in welchem sein Glück, seine Hoffnung, sein Leben für immer gescheitert war.

Wirklich hatte bereits die schwarze Pest, welche sich über ganz Asien und Europa ausgebreitet, auch ihr todverkündendes Panier in Wien aufgepflanzt.

Zwölf- bis vierzehnhundert Bewohner dieser Stadt starben täglich auf eine entsetzliche Weise dahin. Reiche und Arme, Adelige und Bürger, Soldaten und Nonnen wurden in den St. Kolomans-Gottesacker außer dem Kärnthnerthor in sechs große Gruben versenkt, welche zu diesem Behufe daselbst aufgegraben worden waren. Viele verließen die Stadt, ihre Wohnung, ihre Verwandten und flohen, Männer wie Weiber, auf das Land, ohne aber dadurch der Seuche zu entfliehen. Selbst Herzog Albert hatte sich nach Purkersdorf begeben.

Alle gesellschaftlichen Bande waren gelöset, aller Verkehr hatte, in der sonst durch ihre Betriebsamkeit im Handel berühmten Stadt, aufgehört. Die meisten Kaufläden waren geschlossen, die Schenkstuben und Weinkeller blieben leer, und wurden nur

noch von mehreren tollen Wüstlingen besucht, welche ihr Leben, für eine Galgenfrist betrachtend, zu guter Letzt noch zu genießen suchten, so viel in ihren Kräften stand. Sogar der Gottesdienst konnte in mehreren Gotteshäusern nicht mehr abgehalten werden, da die meisten Mönche und Nonnen in den Klöstern der schwarze Tod dahinraffte.

Johannes, dem es ganz einerlei geworden, ob er eine Beute des schwarzen Todes, oder eine Beute seines Grames werde, sah gleichgiltig und fast theilnahmslos das allgemeine Verderben in seinen schrecklichen Gestaltungen an sich vorübertosen, und wünschte fast ein Opfer der schwarzen Seuche geworden zu sein.

Von solchem Stumpfsinne befallen, schlenderte er eines Nachmittags an dem rechten Ufer der Donau dahin, welches jetzt wie ausgestorben schien. Kein Schiff kam den freundlichen Strom herabgezogen, kein Kahn landete am Gestade. Das bunte Gewühl, welches dieses sonst unaufhörlich belebte, war von demselben verschwunden, überall herrschte ein banges, die Brust beengendes Schweigen.

Mit verschränkten Armen, das Barret in die Stirne gedrückt, schritt Johannes eben dem Werderthore zu, gleichgültig über die Träger, welche Pestbefallene an ihm vorüberschleppten, und denen Siechknechte, mit großen weißen Stäben in den Händen vorausschritten, und lächelte zuweilen über die Aengstlichkeit der ihm Begegnenden, welche, sich an der Blässe seines Antlitzes und seinem zerrütteten Aeußern schreckend, ihm auf zwanzig Schritte aus dem Wege gingen, als ihn plötzlich das Anrufen einer bekannten Stimme aus seinem Nachsinnen schreckte.

Johannes erhob das Haupt und erblickte einen früheren Studiengefährten, den wilden Armleder, einen berüchtigten Rauf- und Schlagbold und Säufer, den er immer, seines tollen Lebenswandels wegen, gemieden hatte.

Armleder hatte nicht sobald den einsamen Wandelnden

erblickt, als er ihm den Weg vertrat und ihn, auf seinen langen Stoßdegen gestützt, mit einer lauten, frechen Lache empfing.

Er hatte das Barret, welches eine lange schwarze Feder zierte, kühn auf den wollichten Kopf gestülpt, trug riesige Lederhandschuhe, ein grünes Gewand am Leibe, das nach der damaligen sonderbaren Mode so eng an demselben lag, daß er es nur mittelst Auflösung einer Unzahl kleiner Knöpfchen, womit die Aermel bis an die Schultern, dann die Brust und der ganze allmälig hervortretende Bierbauch besetzt waren, an- und ausziehen konnte. Seine Beine stacken in braunledernen Stiefeln, welche bis an die Schenkel reichten, und an denen gewaltige Sporen klirrten.

»Kopfhänger!« rief er Johannes zu, »wo promenirst denn Du dahin in unserer Ferialzeit, wo das Corpus juris Justiniani einmal ausruhen kann? Ich glaube gar, Dir drückt die Angst vor dem Schwarzen das Herz ab?«

Johannes lächelte verächtlich.

»Nicht? Desto besser. So habe ich mindestens Einen gefunden, mit dem sich noch ein Wort reden und allenfalls ein Becher trinken läßt. Die andern Schufte und Hasenseelen haben sich alle hinter ihre Pandekten verschlossen und erwarten den schwarzen Besuch unter Heulen und Zähnklappern, während unser Einer ihm in seinem schönsten Staate, wie du siehst, und in der rosenfarbsten Laune entgegenkommt.«

»Doch jetzt komm, wir wollen »zum ewigen Licht«, das ist noch eine Kneipe, die sich erhalten hat, trotz der schwarzen Wirthschaft. Dort gibt es noch einen Becher echten Grinzinger und fröhliche Gesellschaft, die sich den Henker um den Schwarzen schert. Komm, laß uns hin!«

»Mir ist nicht um Collatzen und Zechen«, erwiderte Johannes; »laß mich!«

»Nicht doch, Du mußt mit! Du bist trüber Laune, Du mußt wieder fidel werden. Wir haben uns zusammen hunzen

lassen von den Professors, wir können auch zusammen trinken, und wenn's darauf ankommt, sterben. Mitgefangen, mitgehangen!«

Mit diesen Worten faßte der wilde Armleder Johannes am Arme und zog ihn mit sich zum Wertherthore hinein.

In der Schenke »zum ewigen Licht«, in einer schmutzigen Winkelgasse hinter der sogenannten Bürgerschranne, saßen fünf Gäste im lärmenden Gespräche, und ließen sich's wohlgeschehen bei ihren vollen Humpen.

Die düstere, ziemlich berußte Schenkstube, welche nur eine Eingangsthüre und eine Fallthüre in den Keller hatte, entbehrte jedes Fensters, und erhielt ihre Beleuchtung von einer einzigen Lampe, welche in der Mitte der Stubendecke hing, wovon das Schankhaus, vielleicht seit mehr als einem halben Säkulum, seinen sonderbaren Namen führte.

Die anwesenden Gäste waren theils Bürger, theils Studenten, welche, sonst eben nicht die intimsten Freunde, jetzt ganz friedlich neben einander saßen, und halb aus Verzweiflung, halb im tollkühnen Trotze dem Wein zusprachen.

Der edle Rebensaft stieg den Meisten der ehrenwerthen Gesellschaft bereits gewaltig zu Kopfe, und machte sie halbwegs der Gefahr vergessen, in welcher ihr Leben schwebte, als der wilde Armleder den noch immer widerstrebenden Johannes in die Stube hineinzerrte.

»Da bring' ich noch Einen, der zu unserer Fahne geschworen hat, und lieber auf der Weinbank als im Bette sterben will!« rief der Renommist, indem er einen Stuhl an den Tisch schleppte und Johannes auf denselben niederdrückte.

»Willkommen, willkommen beim ewigen Licht« lallte der derbe, wohlgemästete Rothschmied Schürstab, welcher zwischen seinen Nachbarn, dem langbeinigen Studenten Geißbart und dem spindeldünnen Koller, einem Tuchschneider aus den Lauben, wie ein aufgehender Vollmond hervorleuchtete.

»Heda, Wirth!« donnerte Armleder, indem er seinen Stoßdegen und seine Riesenhandschuhe auf den Tisch warf, »von Deinem besten Reifbeißer!«

Der Wirth, ebenfalls betrunken, polterte in den Keller hinab, und taumelte bald darauf mit zwei Humpen Wein herbei, die er den Angekommenen hinstellte.

»So, jetzt laß Dir's schmecken. Nun, Ihr alten Philister«, wandte sich Armleder hierauf zu der Gesellschaft, »was macht Ihr für Kunststücke; hat die Schwerenothspestilenz noch mit keinem von Euch den Garaus gemacht?«

»Noch nicht«, stammelte der Tuchschneider.

»Wir halten uns aber auch zu Bachus!« rief Schürstab, indem er seinen Humpen gewaltig niederstieß, »daß diese schwarze Landfahrerin keine Gelegenheit findet, an uns zu kommen.«

»Hol der Schwarze die Schwarze!« rief Geisbart.

Da murmelte ein kränklich aussehender junger Mann, mit tiefliegenden Augen, welcher sich um die Andern wenig zu kümmern schien, und ein Papier vor sich hatte, wie zu sich selber: »Und als er kam, der nimmersatte Würger — ja, Würger, was reimt sich da — Bürger; das ist nichts.«

»Was zum Henker treibt denn unser Poet, Herr Hildebrand?«

»Er macht ein Karmin, oder wie er das Ding nennt,« antwortete lachend der Tuchschneider, »auf den schwarzen Tod.«

»Na, vielleicht holt er ihn, zum schuldigen Vergelt dafür«, entgegnete Armleder.

»Ei, seht doch unsern Scherwängel!« rief jetzt Geißbart; »der Kerl fängt schon wieder an einzuschlafen.«

Jetzt erst bemerkte Johannes seinen Miethsmann, welchen die Verzweiflung zu den lustigen Brüdern getrieben hatte, und der, wie es schien, fast noch kleiner geworden vor Angst, bleich und beinahe blödsinnig, den Kopf auf die Hände gestützt, in einem Winkel hinter dem Tisch kauerte.

»Heda, aufgewacht!« rief jetzt Geißbart, und versetzte dem Schläfer einen Schlag auf den Kopf, worüber dieser heftig erschreckt emportaumelte.

»Was gibt's? was gibt's?« stammelte er.

»Eine Schlafhaube«, versetzte Schürstab lachend; »trink, alter Stiefel! mir scheint, Du schläfst aus purer, lauterer Angst um Dein miserables Leben?«

»Nicht doch«, erwiderte Scherwägel mit tonloser Stimme, »aber mich friert so gewaltig —«

»Pah, schlag Dir die Einbildungen aus dem Kopfe«, versetzte der Geißbart. »Hollah, laßt uns Eines singen, daß wieder Leben in die Gesellschaft kommt!« fuhr er fort, und begann mit rauher, gellender Stimme:

»Schenket voll die größten Becher,
Trinket von dem besten Wein,
Bald stellt sich der Tod als Zecher
Auch in uns'rem Bunde ein.«

»Dummes Lied, Gassenhauer ohne Schwung«, brummte der Poet.

»Bald stellt sich der Tod als Zecher«, brüllte aber Armleder, indem er seinen Becher ausstürzte, während der Tuchmacher die Melodie undeutlich nachbrummte, Schürstab wie ein Besessener drein schrie und Scherwängel dazwischen stöhnte und wimmerte. Es war ein wahrhaftes Höllenkonzert.

Der Poet Hildebrand aber fuhr fort: »Und als er kam der Nimmersatte —«

Da begann Geißbart, welcher sich durch nichts irre machen ließ, auf's Neue:

»Kurze Frist nur ist gegeben
Uns, um froh beim Wein zu sein,
Trunken nur vom Saft der Reben
Legt uns in den engen Schrein.«

»Ich halte es hier nicht aus«, sprach Johannes zu Armleder, warf den Betrag für seine Zehrung auf den Tisch,

und erhob sich von seinem Stuhle, aber schon hatte ihn Armleder, in dem ebenfalls der Weingeist seine Wirkung zeigte, erfaßt.

»Ich lasse Dich nicht!«

»Du mußt!« rief Johannes.

»Das wollen wir sehen!«

Und während Beide rangen, begann Geißbart auf's Neue:

»Schwemmt hinab die Sorgen alle
Und ersäuft die Furcht im Glas,
Klingt d'rum an mit hellem Schalle —«

Da stürzte Scherwängel plötzlich unter den Tisch.

»Alle Wetter!« schrie Geißbart bleich bis in die Lippen, »hat ihn schon der Schwarze?«

Schürstab neigte sich gleichgiltig hinab, und sprach nach einer Pause: »Er röchelt.«

»Na, so gnade Gott seiner Seele«, sprach Koller und warf einen scheuen Blick unter den Tisch.

»He da! frischen Wein!« lallte Geißbart sichtbar von Ekel und Grauen erfaßt.

»Und als er kam«, brummte Hildebrand.

»Sieh, das ist der Erste in diesem Stadtviertel«, sprach Schürstab in phlegmatischer Trunkenheit. »An dem Herzoghofe, unter den Bognern und in der Hochstraße ist schon Alles hin, Alles, sogar die hübsche Anna, wie heißt sie doch gleich — soll die Seuche —«

»Wie?« rief Johannes geisterbleich, »Anna?« und sein Traum kam ihm plötzlich wieder ins Gedächtniß, es war ihm als hörte er den Alten singen von der bleichen Lilie und dem Grabe. Seine Anna schwebte ihm vor Augen, seine liebliche schöne Anna, wie sie das gräuliche, giftgeschwollene Gespenst, der schwarze Tod, erfaßte mit seinen entsetzlichen Krallen, wie sie sich sträubte, wie sie sich vergebens zu entwinden strebte, aber schonungs-

los von dem Fürchterlichen fortgerissen wurde zu den Höhlen des Entsetzens.

Er mußte hin, er mußte sehen, wie es um sie stände, und sollte es sein eigenes Leben kosten. Mit riesiger Gewalt schleuderte er Armleder, welcher ihn noch immer am Rocke festhielt, von sich, und stürzte gegen die Thüre. Da schrie Armleder, der an den Tisch getaumelt war, fürchterlich auf. Scherwängel, der sich sterbend auf der Erde wälzte, und von ihm getreten wurde, hatte ihn in den Schenkel gebissen, er war dem schwarzen Tod verfallen.

Heulend vor Schmerz und Verzweiflung warf Armleder den Tisch um, daß Degen, Becher, Krüge und Teller in wilder Unordnung und mit polterndem Geräusche übereinander stürzten.

Schürstab, durch diesen Umsturz in einer Flut von Wein gebadet, wankte ergrimmt auf Armleder zu; da fiel Geißbart rücklings über seinen Stuhl, im selben Momente von der Seuche ergriffen, und riß Schürstab mit sich zu Boden.

Der Poet Hildebrand aber hatte den Schläger des Renommisten erwischt, und hieb jetzt wie der tolle Ritter von Mancha in der Luft herum, und rief: »Platz da! auseinander, oder Ihr seid des Todes!«

Schürstab, welcher nun in Geißbart ein Opfer für seinen Zorn gefunden, umschlang diesen und balgte sich mit ihm auf dem Boden herum, daß der Staub aufwirbelte.

Hildebrand ras'te, wie von der Berserkerwuth erfaßt, mitten durch das allgemeine Getümmel hindurch, immer die Luft durchfechtend, und versetzte mit einem Male dem Wirthe, welcher an einem Nebentische eingeschlafen war, Eines über den Kopf, daß dieser voll Schreck und schreiend emportaumelte, und eben noch Zeit genug hatte, um zu sehen, wie ein zweiter Streich des Poeten das ewige Licht von der Decke herunterschlug, daß es

am Boden erlöschte. Geschrei, Sterbegeröchel, Fluchworte und Oeldampf füllten die finstere Schenkstube.

Johannes aber von Entsetzen und Grauen gepeitscht, mit emporgesträubten Haaren, floh zur Thüre hinaus, und eilte athemlos durch die Lauben nach dem Peilerthor und der Hochstraße zu.

In dem Hause des Aegidius Ortolf herrschte die größte Verwirrung. Der alte Ortolf ging händeringend und mit allen Zeichen der größten Vaterangst in seinem Gelasse auf und nieder, während aus dem Nebengemache ein leises, schmerzliches Stöhnen hörbar wurde, denn der schwarze Tod war nicht vorübergegangen an Ortolf's Behausung, er hatte auch hier sein Opfer gesucht, und seine Wahl hatte dieses Mal die Rose der Stadt, die jugendliche, schöne Anna getroffen.

Schon am Abend des verflossenen Tages hatte ein heftiger Fieberfrost Anna gezwungen das Bett zu hüten.

Der besorgte Anwalt sendete sogleich nach mehreren Aerzten in der Nachbarschaft, aber keiner derselben war aufzufinden.

Der Zustand Annen's verschlimmerte sich während der Nacht um ein Bedeutendes. Ihre Augen sanken ein, und das Feuer derselben verlor sich bis zu einem matten Schimmer.

Geduldig ließ sie sich von zwei aus der Magdalenenstube ausgeliehenen Krankenwärterinnen beräuchern, mit Essig waschen und die widerwärtigsten Arzeneien reichen. Als der Morgen durch die Fenster des Gemaches drang, und die Nachtlampe immer schwächere Schimmer in demselben verbreitete, schweiften ihre Blicke mit einer Art Sehnsucht in dem düstern Raume umher. Sie suchten nach einem Gegenstande, den sie aber leider nicht entdecken konnten. — Sie suchten nach dem armen Johannes.

Anna fühlte es, daß der nächste Tag seine Schimmer wohl über ihre Leiche verbreiten dürfte, und hätte darum so gerne noch einmal ihren Jugendgespielen gesehen, ihm so gerne noch einmal die Hand gedrückt zum Abschiede, aber dieser Wunsch blieb in ihrer Brust verschlossen, und kam nicht über ihre Lippen, denn sie wollte selbst im Sterben nicht ihren ohnedieß so tief gebeugten Vater betrüben.

Schon war es Nachmittag geworden, und noch immer war kein Arzt erschienen, und Anna wurde von Stunde zu Stunde schwächer.

Ihre Augen waren geschlossen, ihre Arme hingen schlaff wie die einer Todten an ihr herab, und nur an einem leichten, kaum sichtbaren Heben ihres Busenschleiers bemerkte man, daß sie noch lebte.

Da kam Pankratus, ein Verwandter und Schreiber des Anwalts, den dieser nebst noch zwei andern Dienern abermals nach den drei vorzüglichsten Aerzten Wiens geschickt hatte, in Schweiß gebadet, zu diesem in das Gemach gestürmt.

Der Anwalt Ortolf erblickte ihn kaum, als er auf ihn zueilte. »Wo ist der Arzt, um des Himmelswillen, wo ist der Arzt?« fragte er den Eintretenden, der sich den strömenden Schweiß von der Stirne wischte.

»Der Herr Physikus,« antwortete dieser, »ist nicht zu Hause, »aber Doktor Pistorius aus der Wildwerkerstrasse folgt mir auf der Ferse. Nur durch vieles Zusprechen, und durch die Versicherung, daß er für seinen Besuch eine fürstliche Bezahlung erwarten dürfe, war er zu bewegen, mir zu folgen. Er sollte so eben zur Gräfin Cyli, und zu dem alten Stadtsyndikus Griffenpeck, welche ebenfalls von der Seuche befallen wurden.«

»Mein halbes Vermögen, wenn er mein Kind rettet!«

In diesem Augenblicke trat der Doktor Manius Sulpitius Pistorius wie er sich selbst auf der Tafel vor seinem

Hause in der Wildwerkerstraße nannte, von Essenzen, Gewürzen und Kräutern duftend, in das Gemach zu Ortolf.

Es war ein ungewöhnlich langer, hagerer Mann mit einem grünlichen Antlitze, welches ein spitzer Knebelbart zierte. Steif und eckicht in seinem Benehmen. Eine weiße Spitzenkrause, die er um den langen Storchenhals gebunden, kontrastirte sehr mit dem schwarzen Gewande, welches seinen schmalen, mageren Körper bedeckte. Ein schwarzer seidener Doktormantel flatterte über dem Rückgrat des lebendigen Gerippes.

Die ganze Gestalt schien eher ein Legat des schwarzen Todes selbst, als ein Retter vor demselben zu sein.

»Herr Doktor, um des Himmels willen, rettet, wenn es möglich ist!« rief Ortolf, faßte den ungelenkigen Jünger Aesculaps am Knochenarme und zerrte ihn, wie einen Automaten, zu einem Schranke, den er mit Hast aufriß.

In dem Schranke aber befanden sich nebst vielen Pretiosen von großem Werthe, Säcke auf Säcke gehäuft, welche theils mit Gold-, theils mit Silbermünzen vollgefüllt waren.

»Hier seht, Herr Doktor!« rief der Alte mit zitternder Hastigkeit, »alle diese Säcke enthalten Gold oder Silber. Nehmt was Ihr wollt, so viel Ihr wollt. Was Ihr tragen könnt, nehmt, aber rettet, rettet mein Kind, mein einziges Kind, meine arme, arme Anna vom Tode!«

«Fasset Euch, Herr Aegidius Ortolfus,« sprach Pistorius gelassen. »Ein Doctor medicinae, er mag so gelehrt sein als Arabus, Archagus, Hippokrates, Galenus oder Bius, kann kein Miraculum wirken. Ich will vorerst die Patientin sehen. Kommt, ich habe Eile, denn man wartet meiner bereits im Directorium Sanitatis.« Nach diesen Worten trat er mit dem bekümmerten Vater in das Gemach der Kranken.

Hier blieb er in gemessener Distanz vor dem Lager der Kranken stehen, welche, mit Leichenblässe bedeckt, starr und reglos, gleich einer Todten auf demselben lag.

Doktor Pistorius richtete einige Fragen an die Wärterinnen, und strich sich mit dem langen, knöchernen Fingern mehrere Male langsam das spitze Appendix seines grämlichen Gesichtes, den Knebelbart, während er einen prüfenden Blick auf Anna warf, wendete sich sodann ruhig von dem Krankenlager, und ging wieder in Ortolfs Gemach zurück.

Der alte Ortolf folgte ihm, seine Knie zitterten, kaum trugen ihn seine Füße. Es war ihm als ginge er, um sein eigenes Todesurtheil zu hören.

»Nun was sagt Ihr? fragte er den Arzt, als sie wieder in dem ersten Gemache angelangt waren; »sprecht, befreit mich von dieser fürchterlichen Ungewißheit.«

»Es ist zu spät«, antwortete Doktor Pistorius pathetisch. »In ein paar Stunden werde ich meinen Famulus um das Honorar für meine Visite schicken.«

Nach diesen Worten, welchen ein steifes Kopfnicken folgte, nahm er sein Barret und ging.

Wie vom Blitzstrahle getroffen stand Ortolf. Keine Thräne drang aus seinen Wimpern, aber seine Brust bewegte sich konvulsivisch, und sein Herz schlug hörbar. Endlich preßte er beide Hände vor seine Augen und sank in den nächsten Stuhl.

Während diesem hörte er den Schwarzmantel die Treppe hinunterklappern, und Jemand andern ihm entgegenkommen.

»Ah, Domine Collega,« sprach dieser. »Ihr schon hier? Dicas mihi, quomodo se habeat aegrotata?«

»Nullum est remedium«, war die Antwort.

»Sic? — Ergo iterum tempus frusta praeterlapsum est«, entgegnete die erste Stimme.

Die Tritte verloren sich.

Da strömte aber das Vatergefühl in dem Herzen des alten Ortolf über und machte sich in einer Flut von Thränen Luft.

»Nullum est remedium!«

»Schonet Euch, hochverehrter Herr Anwalt«, sprach hinter

ihm eine bekannte Stimme, es war jene des Schreibers Pankratius. »Denkt an Euer eigenes, schätzenswerthes Leben, was Ihr, wenn Ihr so unbändigem Schmerze nachhängt, selbst der Gefahr preisgebt.«

»Ach, was ist mein Leben ohne Anna? für wen habe ich seit dem Tode meiner Gattin, meiner Felicita, gesorgt, für wen gespart, für wen mich gekümmert, mein ganzes Leben lang?«

»Wohl wahr«, fuhr jener fort. »Es ist aber auch Christenpflicht, auf die Erhaltung seiner selbst zu denken, wie dann auch alle Fügungen des Himmels in Demuth und Ergebung —«

»Pankratius«, fiel Ortolf dem alten Diener in die Rede, indem er ihn mit einer unaussprechlichen Wehmuth anblickte, »Ihr seid nicht Vater.«

In diesem Augenblicke erscholl ein heftiges Geräusch und der Ruf: »Sie stirbt, sie stirbt!« in dem Krankenzimmer.

Der alte Ortolf und Pankratius stürzten in größter Hast hinein.

Nachdem Beide das Gemach verlassen hatten, öffnete sich leise und langsam die Eingangsthüre in dasselbe, und Johannes, bleich und verstört in seinem ganzen Aeußeren, stand unter der Schwelle. Seine Augen, aus den eine seltsame Aengstlichkeit starrte, schweiften langsam, wie die eines Irrsinnigen, in dem Gemache umher, und schienen nach Etwas zu suchen.

Alles war stille, nur aus dem Nebengemache scholl es wie ein leises, verhaltenes Weinen an sein Ohr.

Johannes wankte geräuschlos, gleich einem Träumenden, durch das Gemach, nach dem Krankenzimmer, erfaßte bedächtig die Klinke und öffnete leise die Thüre, welche in dasselbe führte.

Scheu und voll banger Erwartung schweiften seine Blicke in demselben umher. Da gewannen sie plötzlich einen fürchter-

lichen Ausdruck, seine Wangen entfärbten sich bis in die Lippen, und mit dem Ausdrucke: »Todt! todt!« stürzte er unter der Schwelle zusammen.

Noch aber war es ihm, als hörte er mit schwindenden Sinnen draußen vor dem Hause den gespenstigen Geiger vorüberziehen und singen:

»Ich suchte die Lilie so schön und rein,
Und finde ein Grab nur im Mondenschein.«

Der Himmel war mit dichtem, schwerem Gewölk überzogen, durch welches nur zuweilen die Mondesscheibe, glanzlos und fahl, hervortrat, um sich gleich wieder, als wie vor Schrecken erfüllt, hinter dasselbe zu verbergen.

Lautlos lagen die Straßen und Plätze Wiens, wie ein großes, großes Grab. Nur bisweilen huschten dunkle, undeutliche Gestalten, wie feindliche Dämone, an den Häuserreihen dahin, weit ausbeugend, wenn sie einander etwa zufällig entgegenkamen.

Die Uhr im Stefansthurme, von welchem eine große, schwarze Fahne, gleich einem Nachtphantome, in den Lüften flatterte, hob aus und schlug mit schweren, dröhnenden Schlägen eilf. Bald darauf holperte ein langer, schwarzer Wagen, an dem vorne eine Laterne brannte, welche schwache, unsichere Schimmer um sich warf, mit ungewöhnlichem Gepolter und Gerassel langsam durch die lautlose Oede dahin.

Jetzt hielt er vor einem Hause, dessen Thor mit einem weißen Kreuze bezeichnet war, und gleich darauf öffneten sich die Thorflügel. Zwei dunkle Gestalten sprangen von dem Wagen, verschwanden in dem Hause, erschienen jedoch bald wieder, eine Last nach sich schleppend, die sie in den langen Wagen warfen, welcher dumpf von dem Fall erdröhnte, worauf er wieder langsam weiterrasselte und polterte.

Unter mehreren Unterbrechungen hatte der Wagen seinen Weg über den Stefansfreydhof, den Graben, an St. Ponkraz und dem Herzogenhof vorüber nach dem Steinfeld und in die Hochgasse genommen; auch dort hielt er vor einem Hause, dessen Portal mit Rebengeländer umzogen war, das unheimlich im scharfen Nachtwinde raschelte und flirrte.

Die Gestalten verschwanden in dem Hause und kamen bald zurück, Etwas herbeischleppend, was sie wie die früheren Gegenstände in den Wagen versenkten.

Der Wagen rollte hierauf langsam fort, über den alten Roßmarkt, den Weg zum Kärnthnerthore hinaus.

Hinter dem Wagen aber schritt einsam eine Gestalt, welche früher nicht sichtbar gewesen war. Jetzt, da der Mond eben wieder aus den Wolkenmassen hervortauchte, konnte man in ihr einen Mann in einem grauen Rocke, mit flatternden, grauen Haaren und blassem Antlitze erkennen.

Die Wache der Stadtquardia am Kärnthnerthore trat zurück, als sie den Wagen erblickte, und hüllte sich, einige Worte, welche wie Scheltworte klangen, in den Bart hineinmurmelnd, tiefer in ihren Mantel.

Der Wagen kollerte durch den langen finstern Schwibbogen hinaus; wie ein Gespenst folgte der Graue. Nachdem der Wagen eine gute Strecke über die öde, hie und da etwas beschneite Heide zurückgelegt hatte, hielt er vor einer niedern Mauer, in welcher sich ein schwarzes Thor mit einem großen weißen Kreuze befand. — Es war der St. Kolomans-Gottesacker.

Das schwarze Thor öffnete sich, und die Räder setzten sich wieder langsam in Bewegung.

Bei halber Mondbeleuchtung hielt er jetzt an einer großen finsteren Grube, welche dem Eingange in die Unterwelt nicht unähnlich sah, und in deren Tiefen ein grauenhaftes Gemenge unsicherer Gestalten in fantastischen Gruppirungen übereinander gehäuft zu liegen schienen.

Die zwei Gestalten sprangen wieder vom Wagen, stellten die Laterne, deren schwacher Schimmer jetzt in ihnen zwei Männer erkennen ließ, neben denselben auf die Erde, und begannen nun den Wagen zu entladen und eine Last um die andere in die Grube zu versenken.

Kaum aber als die erste Last in dieselbe gefallen, erhob sich in ihr ein furchtbares Getöse und Gewirre, und wie ein plötzlicher Wirbelwind toste eine Anzahl von Raben und Geiern, krächzend und schreiend, aus derselben und zerstreute sich über die nächtliche Fläche.

Lautlose Stille herrschte wieder.

Man hörte nur das Keuchen der beiden Männer, die sich zuweilen etwas zumurmelten, und das jeweilige Fallen eines Gegenstandes.

Endlich waren sie zu Ende gekommen mit ihrem nächtlichen Geschäfte. Der Wagen, auf welchem sie die Laterne wieder befestigt hatten, wendete sich mit Beihilfe der Beiden und rollte, noch lärmender als er gekommen war, zum Friedhofsthore hinaus. Todtenstille lag über der weiten, finsteren Fläche.

Da trat der graue Mann, welcher bisher bewegungslos hinter einer abgestorbenen Trauerweide gestanden hatte, hervor und sprach zu sich selbst: »Hu, hu, der Wind ist kalt, aber der Tod noch kälter, und hat kein Erbarmen in seinem kalten Herzen. Aber Dich, Du weiße Taube, soll er doch nicht bekommen. Ich will mit ihm raufen um Dich, und will ihm die Rippen zerbrechen, dem Sensenmann, ha, ha! und eine Lache aufschlagen, wenn er mir dann die Zähne blöckt in seiner Wuth. Wo aber finde ich Dich nur gleich? — Wenn die Raben nicht fortgeflogen wären, so könnte ich sie wohl fragen. — Es ist große Gesellschaft versammelt hier unten. Jung und Alt, Arm und Reich, in goldgestickten Kleidern und hängenden Lappen, und sie vertragen sich Alle, das ist sonderbar!«

Während dieser Worte war der Graue an den Rand der

Grube getreten. Ein kalter, schneidender Wind erhob sich, spielte mit seinen grauen Haaren und schüttelte den Schnee von der dürren Trauerweide, daß die Flocken knisternd über ihn und die Grube dahin stäubten.

Der Mond aber warf in diesem Augenblick einen hellen Schimmer aus den Wolken, welcher erst jetzt die kleine Kolomanskirche neben dem Friedhofe sichtbar machte, die jetzt wie voll Neugierde über die Friedhofsmauer nach der finsteren Grube hinüberschaute, deren ganzer entsetzlicher Inhalt nunmehr die hellere Beleuchtung dem grauen Manne unterscheiden ließ.

Der Alte aber streifte die Flocken aus seinen grauen Haaren und blickte hämisch lächelnd hinunter und sprach in halb singendem Tone:

»Mich schreckst Du nicht, Du wüstes Grau'n,
Ich kann dem Tod ins Auge schau'n.
Nicht schreckte mich der Gräuel der Schlacht.
Noch soll es dieser Todesschacht.
Die Lilie, ach! so schön und bleich,
Nicht kann ich lassen sie bei euch.
Ihr garst'gen Fratzen, starr wie Stein,
Ich komm' und hol' die Lilie rein.«

Während er dieses sang, ließ er sich langsam in die Tiefe hinab, aus welcher nur zuweilen ein leises Geknister, durch sein Hinabsteigen verursacht, erscholl.

Der Wind erhob sich immer stärker und stärker, und trieb Wolken von Schnee über die Flächen daher, welche bei der ziemlich hellen Mondbeleuchtung fliegenden Geisterschaaren nicht unähnlich sahen, während zuweilen das häßliche Geschrei der verscheuchten Raubvögel schauerlich aus der Ferne herübertönte.

Da wurde das Geräusch in der Grube stärker, die losgerissene Erde rollte von den Seitenwänden hinab, und fiel hörbar auf fremde Gegenstände. Das tiefe Athemholen eines Menschen welcher mit großer Anstrengung sich hinaufzuarbeiten sucht,

wurde vernehmbar. Nach einer Weile erschien der Graue wieder am Rande der Grube. Er hatte eine langgestreckte Gestalt, welche in ein weißes Lacken gehüllt war, im Arme, und arbeitete sich höchst mühevoll aus der Grube herauf.

Jetzt hatte er auf der Fläche wieder festen Fuß gefaßt, streifte den Schweiß von Haar und Stirne, und kniete sich neben die Gestalt, welche regungslos in ihrer Umhüllung lag, sich sorglich mit ihr beschäftigend.

Plötzlich stieß er einen gellenden Schrei aus, welcher seltsam über die leblose Heide dahinscholl; sodann begann er mit freudiger Stimme wieder halb singend, halb sprechend:

»Und ich wußt' es ja, die Lilie bleich
Gehört noch nicht, ihr Grausen zu Euch,
D'rum gute Nacht, ihr, da d'runt' in der Gruft,
Meine Lilie muß blühen im Glanz und Duft!«

Nach diesen Worten hob er die weiße, lange Gestalt auf seine Schulter und verschwand mit ihr außer dem Friedhofsthore.

Kreischend kamen hierauf die Rabenschwärme wieder herbeigeflogen, und senkten sich mit dem Geräusche des Sturmwindes in die Tiefe der Grube.

Es waren mehrere Wochen vergangen, seit Johannes Würfel bei dem Anblick seiner todten Geliebten besinnungslos zusammengestürzt war, und erst spät wieder in wilden Fieberphantasien erwachte.

Der alte Ortolf, der über den Tod seiner Tochter zum Greise geworden, denn sein Haar hatte sich gebleicht in einer einzigen Nacht, pflegte, trotz seiner eigenen Schwäche und Hinfälligkeit, den todtkranken Johannes auf das Sorgfältigste. Er hatte ja in Annen Alles, Alles verloren, und darum wurde nun der unglückliche Jüngling dem zerrissenen Vaterherzen theurer,

als er ihm je gewesen war, und die alte Erfahrung bewährte sich auch hier auf's Neue, daß das Unglück das Menschenherz läutere, erhebe und empfänglicher mache für das Mißgeschick Anderer.

Lange schwebte das Leben des armen Johannes in Gefahr. Endlich aber siegte seine unverderbte, überkräftige Natur über sein schweres Siechthum, und er schritt allmälig seiner körperlichen Genesung entgegen, wenn sich auch eine tiefe Melancholie über seinen Geist gelagert hatte, welche wohl im Leben nie wieder von ihm zu weichen schien.

Ein Bedeutendes zu seiner Besserung aber trug auch die Nachricht bei, daß die Unschuld seines Vaters an dem ihm angeschuldeten Verbrechen durch das Geständniß des Münzwardeins Groller, welches dieser, ebenfalls von der Seuche befallen, auf dem Sterbebette ablegte, an den Tag gekommen sei, und die übrigen Verbündeten dieser Intrigue bereits in strenge Gewahrsam gebracht worden wären.

Die Hoffnung, daß sein Vater, wenn er der Seuche, welche, nachdem sie die schönste Blume gebrochen, allmälig in Wien zu wüthen aufhörte, glücklich entronnen, nun sicher bald erscheinen und in seine frühere ämtliche Stelle wieder eingesetzt werden würde, goß einen freundlichen Strahl des Trostes in sein zerrissenes Gemüth und milderte mindestens für Momente den Trübsinn des armen Johannes.

Schon konnte er wieder das Krankenlager verlassen, und am Arme des alten Ortolf's im Gemache herumwandeln.

Es war am Petristuhlfeiertage, als Johannes schon gänzlich wieder genesen, nur noch blaß und schwach, neben Ortolf in dem Gemache saß, in welchem Anna's Augen, bevor sie sich für immer schlossen, so sehnsüchtig, aber ach – vergebens nach ihm gesucht hatten; in dem Gemache, in welchem der Schmerz den Anwalt, als einen kräftigen Mann, dahingestreckt hatte, an der Leiche seiner Tochter, an welcher man ihn Tags

darauf in einen Greis verwandelt wiedergefunden, als Pankratius mit freudestrahlendem Antlitze und ungewöhnlicher Lebendigkeit zu ihnen trat.

»Was bringt Ihr Neues?« fragte Ortolf.

»Ein fremder Herr steht draußen auf dem Hausflur,« versetzte dieser, indem er ihm einige geheimnißvolle Winke zuwarf, »und wünschte mit dem jungen Herrn Studiosus zu sprechen.«

»Mit mir?« fragte Johannes verwundert.

»Ja«, erwiderte Pankratius, »er sagte, er bringe gute Nachrichten von Eurem Herrn Vater.«

»Von meinem Vater? — O, laßt ihn herein!«

»Der Herr Henricus Würfel soll wieder von unserem gnädigen Herzog in seine frühere Amtswürde eingesetzt werden.«

»Gott sei gelobt!«

»Und auch bereits in Wien angekommen sein.«

»Angekommen?« rief Johannes, dessen Züge sich allmälig mehr belebten.

»Und wenn Ihr Kraft genug hättet, so möchte er wohl selbst —«

»Wo ist er, wo?«

»Wenn es euren Gesundheitszuständen nur nicht nachtheilig ist —«

»Vater! mein Vater!« rief Johannes mit lauter Stimme, und die Thüre flog auf, und Vater und Sohn lagen sich in den Armen.

»Ach, und für mich sind keine Arme offen!« seufzte Ortolf leise für sich.

»O mein Vater«, rief Johannes, »Ihr seid schuldlos!«

»Hast Du je daran gezweifelt?«

»Nie, nie!« betheuerte Johannes; »aber wo waret Ihr, wie ist es Euch ergangen? o sprecht!«

»Das sollst Du Alles erfahren, mein Sohn. Ich habe

Kummer und Noth erlitten, aber nun ist Alles, Alles vorbei und vergessen, da ich nur Dich, da ich nur meinen Johannes wieder in meinen Armen halten, an meine Brust drücken kann!«

»O mein Vater! Mein Vater!« rief dieser unter Thränen, ihm neuerdings an die Brust sinkend.

Nachdem der erste Taumel der Freude sich gelegt hatte, streckte der Münzmeister Würfel seine Hand dem alten Ortolf entgegen, dessen veränderte greisenhafte Gestalt ihm jetzt erst befremdend in das Auge fiel. Er faßte sich jedoch schnell und sprach, den alten Ortolf wehmuthsvoll anblickend: »Mein alter, wackerer Freund, euer Haar hat sich schnell gebleicht.«

»In einer Nacht«, versetzte Ortolf.

»Ihr seid älter, um vieles älter geworden, als ich dachte.«

»Grabesreif!«

»Eure Tochter —«

»Ist bei ihrer Mutter, bei Felicita«, ergänzte Ortolf.

Johannes verhüllte sich die Augen.

»Mein armer Johannes!« sprach Würfel voll tiefen Schmerzes, indem er das bleiche Gesicht des Jünglings an seine Brust drückte. »Armer, unglücklicher Freund!« fuhr er fort, mit der Rechten die Hand des alten Anwaltes ergreifend und sie drückend, »wir finden uns ja einstens Alle wieder!«

»Bald«, murmelte Johannes, den Blick nach oben gewendet.

»Das ist mein Trost«, versetzte Ortolf, indem er die Hände faltete, »ohne diesen wäre ich schon verzweifelt.«

»Ortolf, Johannes, die Hand des Herrn lag schwer auf Euch«, nahm jetzt der Münzmeister das Wort, »aber zeigt, daß Ihr Männer seid, und verzagt nicht an Euch selbst und an Eurer Kraft. Die Zeit wird wohl auch in Eure Wunden ihren Balsam träufeln. So aber«, fuhr er nach einer Pause fort, »darf und kann es nicht fortbestehen mit Euch. Ihr müßt nothwendiger Weise dieses Haus verlassen, in welchem Euch jeder Gegenstand

die Vergangenheit zurückruft und euren Schmerz erneuert. Die Gnade unsers gnädigsten Herzogs hat mir eine Wohnung im Münzhofe angewiesen, welche Raum genug für uns Alle hat. Kommt sogleich mit mir und laßt Euch das Nöthigste nachbringen. Wir wollen gemeinschaftlich das Unglück tragen, welches uns getroffen und uns gegenseitig trösten, so viel wir es vermögen.«

»Verzeiht, Herr Münzmeister«, sprach Ortolf, »so sehr ich aber auch dieses Euer freundliches Anerbieten zu würdigen und zu schätzen weiß, so kann ich dennoch von demselben keinen Gebrauch machen. Nehmt Euren Sohn mit Euch, bei Euch ist der Ort, wo er hingehört, aber laßt mich hier in diesem Hause, wo sie lebten, Felicita, Anna, die mein Alles waren auf Erden, wo mir einst die Sonne des Glückes so freundlich gelächelt, so mild gestrahlt, hier, wo mich endlich das Unglück heimgesucht, wo mir der Tod Alles geraubt, was mich an's Leben fesselte: Felicita, Anna! — Die Lücke in meinem Herzen füllt sich doch an keinem Platze wieder aus.«

Der Münzmeister Würfel warf einen theilnehmenden, wehmüthigen Blick auf den armen Ortolf, sah sodann fragend auf seinen Sohn, und sprach: »Und Du, Johannes?«

»Macht mit mir was Ihr wollt, mein Vater«, antwortete Johannes und warf sich an den Hals seines Vaters.

»Nun, so komm', mein Sohn, laß uns zusammen trauern um Dein verlornes Erdenglück und unsere Thränen vermischen, um die zu früh geknickte Blume Deiner Liebe.«

Noch einmal drückte er Ortolf warm die Hand und sprach: »Ortolf, ich weiß, Ihr werdet den alten Freund nicht lange auf Euch warten lassen.«

Nach diesen Worten eilte er mit Johannes der Thüre zu, plötzlich kehrte er wieder um, Ortolf's Rechte auf's Neue mit Heftigkeit ergreifend und sie herzlich schüttelnd, indem er sprach: »Bevor wir uns auf kurze Zeit wieder trennen, Ortolf, nehmt

noch meinen wärmsten, heißesten Dank für all das Gute, was Ihr meinem armen Johannes gethan, für die Betreuung und Pflege während seines Siechthums, die ich Euch nicht zu vergelten vermag.«

»Nehmt auch den meinen, mein zweiter Vater«, schluchzte Johannes und preßte Ortolf's Linke heftig an seine Lippen.

Ortolf konnte nicht sprechen; das Gefühl hatte ihn überwältigt und der Stimme beraubt.

Der Münzmeister aber umschlang hierauf seinen Sohn wieder und eilte mit ihm zur Thüre hinaus, welche der wackere Pankratius, sich verstohlen eine Thräne aus den Augen wischend, öffnete.

Ortolf warf sich nach einer langen Pause in seinen Stuhl und rief: »Wohlan, so bin ich nun ganz allein mit meinem Gram!«

Der alte Anwalt Aegidius Ortolf saß, seiner finsteren Schwermuth nachhängend, in seinem Sorgenstuhle und starrte, in Gedanken an seine ihm unvergeßliche Anna versunken, vor sich hin.

Er hatte Trost gesucht in der Bibel, welche noch aufgeschlagen vor ihm lag, aber der Schmerz in seinem Innern war zu laut, um ihn dieses Trostes theilhaftig werden zu lassen, und die Buchstaben verschwammen vor seinen nassen Augen. Die beiden Wachslichter, welche auf dem schweren, silbernen Armleuchter vor ihm auf dem Tische brannten, waren, ohne daß er es wahrgenommen, tief herabgeglommen, und warfen nur noch ein sparsames, unsicheres Licht auf die bleiche Gramgestalt des Trauernden, und auf die dunkelfarbigen Tapeten des weitläufigen Gemaches.

Es lag eine tiefe Stille über dasselbe verbreitet, welche nur

durch das gleichmäßige Schnarren des Pendels einer großen Wanduhr unterbrochen wurde.

Da öffnete sich geräuschlos die Thüre und herein trat Valentin, der tolle Geiger, in seinem ärmlichen Rocke, mit den fliegenden, grauen Locken. Er stand eine geraume Weile vor dem in seinen Gram versunkenen Anwalt und betrachtete ihn mit stieren, kalten Blicken.

Jetzt erhob Ortolf zufällig das Haupt, erblickte den Alten und fuhr heftig erschreckt vor der unerwarteten, fast gespenstischen Erscheinung zusammen. »Was wollt Ihr hier?« fragte er betroffen den Geiger, welcher bewegungslos vor ihm stehen blieb.

»Euch«, versetzte der Graue gelassen.

»Mich?« fragte Ortolf, »und was verlangt Ihr von mir?«

»Meinen Verstand!«

»Was?« rief Ortolf, dem es allgemach in der Gesellschaft des tollen Alten unheimlich zu werden begann, indem er sich rasch von seinem Stuhle erhob.

»Meinen Verstand«, erwiderte Valentin in demselben Tone, »meine Seelenruhe, mein Glück, Alles was Ihr mir gestohlen!«

»Wahnsinniger!« rief Ortolf.

»Nicht so wahnsinnig, als Ihr glaubt, Herr Aegidius Ortolf«, versetzte Jener. »Sagt, kennt Ihr mich denn nicht mehr? — Wißt Ihr Euch gar nicht mehr auf Züge zu erinnern, welche diesen ähnlich sein mochten, nur daß sie damals nicht so entstellt, nicht so zur Fratze verzerrt waren, durch Jahre langen Gram, Noth und Drangsal.«

»Ich weiß nicht«, stotterte Ortolf beklommen.

»Denkt Euch doch dieses Haar, welches der Kummer gebleicht, wieder blond; denkt Euch diese Wange, die der Gram entfärbt, wieder roth; dieses Auge, das die Thränen seines Feuers beraubt, wieder dunkel und glühend; diese Gestalt, die nun dürr,

verkümmert und hinfällig, wieder von Jugendkraft geschwellt und schlank.«

»Was soll das, Alter?« fragte Ortolf sich an dem Rand des Tisches haltend.

»Wißt Ihr Euch auf Niemand zu erinnern, der einst diesem Konterfei glich? — Nun so will ich Euch eine Geschichte erzählen, welche vielleicht sein Bild wieder in euerem Gedächtnisse auffrischt:

»Es lebte einmal ein schönes Mägdlein, dem an Schönheit der Gestalt, sowie an Reinheit des Herzens nur Wenige ihres Geschlechtes gleichen mochten und das Felicita hieß.

»Dieses Mägdlein liebte Einer, welcher gerade so aussah, wie ich Euch eben beschrieben habe, und das Mägdlein liebte ihn wieder.

»Da kam aber Einer, der war reicher Leute Kind, den das Mädchen nicht liebte, und dieser begehrte es zum Weibe von seinen Eltern.

»Die Eltern des Mägdleins dachten, das ist ein großes Glück, und gaben ihm das Mägdlein, denn sie ahnten nicht, daß über dieses große Glück zwei Herzen brechen würden.

»Der reiche Mann führte hierauf das Mägdlein zum Altar und der Andere ging in den Krieg gegen die Welschen.

»Das Weib des reichen Mannes aber welkte allmälig dem Grabe zu aus Gram, und nachdem sie ihm ein Töchterlein geboren, starb sie — am gebrochenen Herzen. Den Andern aber, der in den Krieg gegangen, hatte bei Napolis ein vergifteter Pfeil am Haupte getroffen, aber nicht recht, denn er blieb nicht todt, sondern er wurde nur wahnsinnig.

»Und als er wahnsinnig und untüchtig geworden für das Kriegshandwerk, ging er wieder in seine Heimath zurück, und griff zu seinem alten Instrument, das er sonst wohl spielte in früheren Jahren, zu seiner Geige, und brachte nun seiner todten Geliebten allnächtlich ein Ständchen, und die Leute nannten ihn deshalb den tollen Musikanten von Wien.

»Sonst aber,« fuhr der Erzähler mit donnernder Stimme fort, »hieß er Rupert Münch, und der Räuber seiner Geliebten nannte sich Aegidius Ortolf.«

»Rupert!« rief Ortolf vernichtet, «das Schicksal hat mich bestraft, ich bin ärmer und elender, als du je gewesen. Sieh dieses Haupt, der Gram hat es weiß gefärbt in einer Nacht. — Kannst Du mir vergeben?«

»Schweig von Vergebung! Kannst Du mir einen Tag vergüten, einen einzigen Tag jener Jahre voll Gram und Verzweiflung? Kannst Du mir meinen Verstand wieder geben, meine zu früh dahingewelkte Jugend? Und Du willst Vergebung? Rache! — Rache ist meine Losung, vollgiltige Rache. Hörst Du, alter Sünder? Auf aus Deinem Schlafe! die Stunde der Vergeltung ist gekommen.«

»Mensch«, stotterte Ortolf, schneebleich den Sprechenden anblickend, »was hast Du vor?«

»Du hast mir meine Geliebte geraubt, ich raube Dir jetzt dafür — Deine Tochter!«

»Meine Tochter?«

»Ja, den wisse, sie lebt — aber nicht für Dich.«

»Meine Tochter lebt! »schrie Ortolf außer sich, an allen Gliedern bebend.

»Für Dich ist sie todt, todt für immer; dieß meine Rache. Wissen sollst Du, daß sie lebt, aber sie nie mehr sehen, wie ich Felicita nie mehr sah. Hier zur Beglaubigung meiner Worte: Kennst Du dieses grüne Seidenband? es umwand ihre Locken, als sie im Leichentuche lag. Diesen Schleier? er war in einen Knoten um ihren Hals geschlungen. Kennst Du diesen Leilack? Sie war darein gehüllt als Todte.« Bei diesen Worten rieß er die beiden ersten Gegenstände und den Fetzen eines Lakens aus seiner Brust und warf sie zu Ortolfs Füßen hin.

»Ich aber suchte sie heraus aus der Werkstätte der Verwesung, ich hauchte ihr das entschwundene Leben wieder ein, um

mich zu rächen; und als wieder die Rosen auf ihren Wangen zu blühen begannen, da sagte ich ihr, du sei'st gestorben an der schwarzen Seuche, und führte sie an einen Ort, wo Du sie nicht wieder finden sollst, und wenn Du die Erde durchwandertest wie Ahasver, der ewige Jude. Und nun fahre hin Aegidius Ortolf, Mörder meines Glückes und verzweifle bei dem Gedanken, daß Deine Tochter lebt, und doch todt ist für Dich auf immer.«

Da aber erwachte Ortolf wie aus einem schweren Traume, sein Blick, der noch immer auf das grüne Seidenband, den Schleier und das Leilack am Boden, ihm nur zu bekannte Gegengenstände, geheftet war, erhob sich, und fiel auf — Rupert Münch, und plötzlich schien in ihn das Gefühl und das Gedächtniß zurückgekehrt. Mit angstvoller Hastigkeit fuhr er auf diesen zu, erfaßte ihn am Arme und schrie: »Rupert, gib mir meine Tochter wieder, bei Allem, was Dir heilig ist, gib mir meine Anna wieder!«

»Nimmermehr!« antwortete der Graue mit furchtbarer Kälte und schritt gegen die Thüre.

»Mensch! Wenn Du nicht blos zum Scheine das glückliche Antlitz eines Menschen trägst, wenn Dich ein Weib geboren, das Du Mutter nanntest, und keine Tigerin, wenn Du kein Tigerherz im Leibe trägst, gib mir mein Kind!«

Der Geiger würdigte ihn keiner Antwort und ging.

»Rupert, bringe mich nicht zur Verzweiflung!« brüllte Ortolf, »du mußt sie mir geben, ich lasse Dich nicht früher!« — Mit diesen Worten sprang er auf den Geiger zu und faßte ihn wüthend an der Brust.

»Wurm!« rief dieser mit kalter Verachtung und schleuderte ihn weit von sich hin, daß er zur Erde taumelte.

Hastig aber raffte sich Ortolf wieder auf, streckte seine zitternden Arme nach dem furchtbaren Alten aus, und rief in fürchterlichster Seelenangst, welche sich auf jeder Muskel seines Gesichtes abspiegelte: »Rupert, denk an Deine Todesstunde!

Wenn Du Gnade hoffest und Vergebung für Deine Sünden, in dem letzten Augenblicke Deines Scheidens, so verzeih' auch Du mir und gib mir meine Anna.«

Der Geiger schüttelte kalt und schweigend das finstere Haupt und ging.

Schon hatte er die Thür erreicht und langte nach der Klinke, da stürzte Ortolf vor ihm hin auf die Knie und umklammerte seine Füße in der höchsten Verzweiflung und rief: »Rupert, wenn Du Felicita je geliebt, wenn Deine Liebe wahr gewesen und rein, wenn noch ein einziger Funke jener Liebe in Deinem Busen für sie glimmt, so gib mir meine Tochter wieder!«

Der Geiger stand sichtbar erschüttert. Bei dem Namen Felicita fuhr es wie ein elektrischer Schlag durch seine Glieder, welcher ihn am ganzen Leibe zittern machte.

Plötzlich riß er sich von dem Anwalt los, und stürmte zur Thüre hinaus.

Ortolf war zu sehr erschöpft, er konnte ihm nicht nach. Er suchte sich aufzuraffen, umsonst. Beinahe der Besinnung beraubt blieb er am Boden dahingestreckt liegen.

Nach einer Weile prallten die Thürflügel plötzlich wieder auf: »Hier habt Ihr Euch, um Felicita's willen!« tönte die Stimme des Geigers an Ortolf's Ohr, und als er ermattet sein grambeleuchtes Haupt erhob, sank Anna schluchzend an seinen Hals.

Ortolf schwelgte nun in einem Himmel voll Wonne und Seligkeit, und konnte sich nicht satt sehen an den Zügen seiner geliebten Anna.

Nachdem Johannes durch seinen Vater, dem der glückliche Ortolf zuerst die freudige Nachricht mittheilte, daß er seine todtgeglaubte Tochter wieder erhalten habe, auf das Scho-

nendste vorbereitet worden war, führte sie ihm Ortolf selbst in die Arme.

In kurzer Zeit legte der Priester die Hände der beiden Liebenden zum ewigen Bunde in einander. Vergebens aber forschte man nach dem alten, tollen Geiger.

In einer mondhellen Nacht, nicht lange jedoch darauf hörten die Cerkler und Stadtknechte, welche zufällig gegen ein Uhr an dem St. Petersfriedhofe vorübergingen, wo Felicita, Ortolf's Gattin begraben lag, ein leises Geigengeschnarre aus demselben erschallen.

Verwundert über diese seltsame Nachtmusik schauten sie über die Friedhofsmauer, und erblickten auf einem beschneiten Grabhügel einen Mann mit grauen, wehenden Haaren, von einem schwarzen Mantel gespenstisch umflattert, welcher die Geige spielte und dazu ungefähr Folgendes sang:

»Schlaf sanft, du bist gebettet weich,
Schlaf süß, du Lilie schön und bleich!
Sieh, auch mein Tagwerk ist jetzt aus,
Komm nun zu Dir in's enge Haus.
Das Leben wird mir allzuschwer,
Trag's fürder ohne Dich nicht mehr.
Du meine Lilie, zart und rein,
Schließ auf, schließ auf Dein Kämmerlein!«

Als der Meßner der St. Peterskirche des andern Tags darauf im Morgengrauen mit seiner großen Laterne und den klappernden Thurmschlüsseln über den beschneiten Friedhof schritt, um zur Frühmette zu läuten, sah er einen Mann über Felicita's Grab gestreckt, und als er ihn anfaßte, erkannte er ihn ihm den tollen Geiger und fand, daß er todt war.

Aegidius Ortolf ließ ihn an Felicita's Seite begraben.

Der erste Besuch in den Wiener Katakomben im 19. Jahrhundert.

Es war ein kalter winterlicher Sonntagsmorgen, zu Anfang der Dreißiger-Jahre, und der Nordwind schnitt scharf und empfindlich durch die Falten meines Mantels, als ich mit raschen Schritten die noch menschenleeren Gassen Wiens in der Richtung vom Franzensthore nach dem Stephansplatze durchschritt, um auf letzterem mit einem alten Schulfreunde zusammen zu treffen.

Erst wenige Tage vor unserem Stelldichein hatte ich ihn, nach einem langen Zeitraume, in einem öffentlichen Lokale zufällig wieder begegnet, und in ihm wieder ganz den gutmüthigen, ehrlichen, wenn auch nicht mit hervorragenden Geistesgaben ausgestatteten Jungen gefunden, der er auf der Schulbank war, und den wir die »gute Haut« benannten.

Er hatte sich der Baukunst gewidmet, und, wie er mir mittheilte, bereits verschiedene Stellen in diesem Fache bekleidet, worauf er Inspicient oder sogenannter Bau-Uebergeher an dem schönsten und kunstreichsten Baudenkmale Wiens, an dem Riesenfinger der Kathedrale, dem ehrwürdigen Stephansthurme wurde.

Wäre es mir zu jeder andern Zeit ziemlich gleichgiltig gewesen, welcher Lebensweise sich mein Jugendfreund zugewendet habe, so war mir es doch eben jetzt höchst erwünscht, ihn in dieser Stellung zu finden, da ich und einige Freunde schon lange, wie-

wohl vergeblich, den Wunsch hegten, die geheimnißvollen Katakomben unter der Stephanskirche kennen zu lernen, welches ich nun durch seine Vermittlung zu ermöglichen hoffte.

Ich zögerte auch nicht, noch am Abend unseres Zusammentreffens meinen Wunsch gegen ihn auszusprechen.

Ein barokes Gelüste, erwiderte er kopfschüttelnd, dasjenige aufzusuchen, dem alles Lebende so viel als menschenmöglich aus dem Wege geht. So etwas könnte mich nicht anwandeln. Was ist auch in diesen finsteren Maulwurfshöhlen anderes zu suchen, als Staub, Moder und Verwesung.

Aus dem Tod ersteht das Leben, entgegnete ich.

Das habe ich auch einmal irgendwo gelesen, aber es ist mir nie recht klar geworden, sagte M. Uebrigens stehen keine besonderen Hindernisse im Wege, Deinen Wunsch in Erfüllung zu bringen, da mir die Schlüssel zu den Katakomben zu Gebote stehen, auch bei meiner Aufnahme kein eigenes Verbot an mich erging, bei einem Besuche derselben Jemand mit mir zu nehmen.

Demungeachtet muß es unter dem Siegel der Verschwiegenheit geschehen, auch dürfen nicht zu Viele an der Visitation Theil nehmen.

Ich wünschte nur meinen Freund, den jungen Dichter Eduard Duller, und einen mir befreundeten Techniker mitzunehmen.

Ganz wohl, versetzte M., und ich werde meinerseits noch den Inspektor K. engagiren, der sich ebenfalls einmal gegen mich aussprach, die Katakomben der Kreuz- und Tannengewölbe wegen sehen zu wollen. Da wären wir zusammen mit den beiden Dienern sieben Personen. Sieben — sieben, fuhr er kopfschüttelnd fort, das ist freilich eine böse Zahl.

Und wann denkst Du, daß wir den Besuch machen könnten?

Ich dächte am nächsten Sonntag Früh um sechs Uhr, da um diese Zeit den Leuten des Kirchenmeisteramtes, welche wir der

besseren Orientirung und der Beleuchtung halber mitnehmen müssen, keine amtliche Verpflichtung obliegt.

Vortrefflich, sagte ich, morgen mit dem Frühesten werde ich meine Freunde hiervon verständigen, und danke Dir zugleich auf das Verbindlichste für Deine freundliche Bereitwilligkeit.

Das bedarf keines Dankes, erwiderte M. Es freut mich, Dir als meinen alten Schulkameraden und Deinen Freunden durch diesen geringfügigen Dienst einen Gefallen erweisen zu können, wenn ich auch offen gestehen muß, daß ich selbst ungern von der Partie bin, obgleich dieß, aus mehr als einer Ursache, unerläßlich ist.

Den sprechendsten Beweis meiner geringen Inklination, mit diesen Herren von der Glatze da drunten in Berührung zu kommen, mag Dir der Umstand geben, daß ich den Gruftraum schon längst in Augenschein nehmen sollte, und denselben noch nie betreten habe.

Auf dieses versicherte ich meinen Freund, daß ich seine Aufopferung vollkommen zu würdigen wisse, und gern dafür zu jeglichem Gegendienst bereit stünde.

Unseren Besuch aber machte der Umstand noch pikanter, daß derselbe, wie Freund M. versicherte, der erste sei, der in diesem Jahrhunderte jenen unterirdischen Grüften gemacht würde.

Wie das Kirchenmeisteramt nachweiset, ergänzte derselbe, ist es eine nicht zu bezweifelnde Sache, daß mindestens gegen dreißig Jahre kein menschlicher Fuß dieselben betrat, da das Kirchenrepertorium das Jahr 1790 oder 1800 als dasjenige bezeichnet, in welchem die letzte erzbischöfliche Kommission sich in jene Räume verfügte, um die Identität einer Leiche zu konstatiren.

Die Katakomben unter dem Stephansdome, deren Ausdehnung noch immer nicht ermittelt ist und die, nach der Art ihrer Ausführung und der Baubestandtheile zu schließen, aus allmälig entstandenen Zubauten, Zwischenbauten und Einbauten hervorgingen, stehen weder mit den Grundmauern des Domes,

noch mit der Fürstengruft in Verbindung, welches schon daraus zu entnehmen, daß die Eingänge in die Katakomben außer der Kirche im sogenannten deutschen Hause und bei der Kapistrankanzel sich befinden, während der Zugang zur Gruft in dem Innern der Kirche neben den Chorstühlen des Hochaltares ist.

Von dem Eingange neben der Kapistrankanzel sagt ein Beschreiber der Stephanskirche von 1799.

(Aeußere Merkwürdigkeiten der Stephanskirche. Bei A. Doll.) »Bei dieser Kanzel ist der Eingang zur neuen Gruft, die 1752 mit mehr als 12,000 Gulden Unkosten ist erbaut worden.«

Schon in den Urkunden des 14. Jahrhunderts wurden diese Katakomben, zum Unterschiede von dem Beingewölbe unter der Magdalenenkirche auf dem Stephansfreydhof, der »alte Karner« (Carnarium) genannt.

So enthält das deutsche Ordensarchiv eine Urkunde vom Jahre 1332, welche lautet: »Wir C. Thumprobst Wolfke, verrichen daz uns von den Comendor des deutschen Haus in Wien für die Pfar St. Stephan abgetretten den Cheler, der da leit bei dem alten Charner, auch dabei ein Camer die Rottcamer so nächst dem alten Charner.«

Diese Katakomben waren ursprünglich das Asyl und Pantheon der Adelichen und Reichen und dazu bestimmt, Kirchen- und Klostervorstände, Würdenträger und hervorragende Wohlthäter der Kirche in ihren Schooß zu empfangen.

Bald aber mußten diese Bevorzugten es sich gefallen lassen, Tausende nicht ebenbürtige Gäste als Genossen in ihre stille Behausung aufzunehmen, da die Pest den größten Theil der Bevölkerung Wiens dahinraffte, und der Stephansfreydhof nicht hinreichte, die zu Begrabenden, welche auf eine Zelle inner seinen Mauern Anspruch hatten, zu beherbergen.

Ja, im Jahre 1732 forderten die Rücksichten für den Gesundheitszustand der Residenz, daß der Freydhof selbst aufgelassen

werden und der Inhalt seiner Gräber an anderen Orten untergebracht werden mußte, weßhalb für die Metropolitankirche ein neuer Friedhof vor dem Schottenthore, bei dem bürgerlichen Schützenhause in der Alservorstadt, eröffnet wurde.

Hierzu kam noch, daß im Jahre 1781 die Magdalenenkapelle auf dem Stephansfreydhof abbrannte, und die hundertjährig aufgespeicherten Vorräthe seines Beinhauses ebenfalls übertragen werden mußten.

Was war natürlicher, als daß alle diese zu entfernenden Ueberreste in die weitläufigen Räume unter der Stephanskirche gebracht und diese völlig damit vollgefüllt wurden.

Eben schlug es in langgemessenen dröhnenden Schlägen sechs Uhr am alten Münsterthurme, als ich an der Südseite der Kirche anlangte, und unter den letzten Zuckungen einer im Erlöschen begriffenen Laterne des Chur- oder Kurathauses schon meinen Freund Eduard Duller, damals noch Hörer der Rechte an der Wiener Universität, und den anfangs erwähnten Techniker traf, welche bereits meiner Ankunft und jener der Hauptperson dieses Drama's, des Bau-Uebergehers M. entgegen harrten.

Dieser ließ auch nicht lange auf sich warten; denn wir hatten erst wenige Worte gewechselt, so trat er schon, einen alten und einen jüngeren Kirchendiener im Gefolge, aus der Pforte des genannten Hauses.

In diesem Gebäude, dicht am großen Thurme von St. Stephan angebaut, befand sich dazumal, das Domicil des Bau-Uebergehers und das sogenannte Kirchenmeisteramt, in welchem die Schlüssel zur Gruft und zu den Katakomben aufbewahrt wurden, welche nach dem Tode des damaligen Fürst-Erzbischofes Firmian, dessen Nachfolger jedoch zu sich nahm, und dadurch jeden ferneren Besuch unmöglich machte, zu welcher Maßnahme ihn wohl mancher vorgefallene Unfug, nebst den Bemerkungen, welche über diesen Gegenstand eine spätere Besucherin, Mistreß

Trollope in ihren Reisebildern: »Wien und die Oesterreicher« niederlegte, bewogen haben mochten.

Nach flüchtiger Begrüßung verfügten wir uns ungesäumt nach dem deutschen Ordenshause, der Rückseite der Stephanskirche gegenüber, wo die Riesenblume des Thurmes ihren steinernen Schaft erhebt.

In diesem Hause, in welchem sich im 16. und 17. Jahrhundert der Begräbnißort für die Seelsorger bei St. Stephan befand, öffnete mein Freund M., wie mir schien, mit einer größeren Ernsthaftigkeit, als ihm sonst eigen war, eine unscheinbare schwarzbetünchte Thüre im Erdgeschoße, welche Jeder für die Thüre eines Verkaufsladens halten mußte, und durch welche wir in einen engen mit Pflastersteinen belegten und von hohen Mauerwänden umfangenen hofartigen Raum traten.

Dort angelangt, zog der ältere Kirchendiener einen Bündel Windlichter, wie man sie bei Begräbnissen zu gebrauchen pflegte, und Kienspäne aus den Falten seines Mantels hervor, und betheilte Jeden von uns mit einer Kerze oder einem Holzspan, und nun traten wir, voll Erwartung der Dinge, die da kommen müßten, unsere Wanderung in die unterirdischen Räume des alten Karners an.

Der erste Raum, welchen wir betraten, war eine Art Vorhalle, und der ältere Kirchendiener machte sich sogleich daran, nach altgewohnter Weise Feuer zu schlagen, worauf wir unsere Fackeln und Kienspäne entzündeten.

Es war ein kahles und ziemlich hohes Gemach, mit schwarzberußten Wänden und unregelmäßigen Winkeln, in dem wir uns befanden, und nichts Bemerkenswerthes wahrzunehmen als einiges Baugeräthe, ein Leichenschragen und drei Särge.

Der eine, mit abgeworfenem Deckel, stand in dem linken Winkel des Gewölbes, und war ein rohgezimmertes Holzgefüge, und wie uns der alte Kirchendiener mittheilte, die Schlummerstätte eines früheren Meßners, von welchem jedoch, in einem

Wust von Holzspänen, nichts mehr als einiges mit Kleiderlappen behangenes Gebein, und der vom Rumpfe abgelöste Schädel vorhanden war.

In den grauen Haaren, welche sich noch an dem Letzteren befanden, steckte ein runder Beinkamm, wie ihn die männliche Bevölkerung des 18. Jahrhunderts häufig zu tragen pflegte, und welcher um das ganze Hinterhaupt reichte.

Die beiden andern Särge, zunächst dem Bogen eines sachte abwärts führenden Erdganges, schienen einer längst vergangenen Zeit anzugehören, und waren mit Eisenbändern beschlagen und mit Eisenriegeln zugeschlossen, an denen Schlösser angebracht waren. Sie verbargen, nach der Aeußerung meines Freundes M., zwei Nonnen, welche schon durch eine lange Reihe von Jahren diese Stelle einnahmen.

Gerne hätten wir einen Einblick in diese Särge gethan, weit entfernt, uns eines muthwilligen Frevels an den Todten schuldig zu machen, indem nur die Romantik, welche zu jener Zeit sich im Zenith ihrer Herrschaft befand, und alles Mittelalterliche und Mysteriöse in ihren Zauber hüllte, unsere Neugierde rege machte; jedoch fehlte zur Befriedigung derselben jedes von der Schicklichkeit bedingte Mittel.

Abgesehen hiervon, würde uns jedoch schon die Bemerkung unseres bauherrlichen Freundes von jeder Unüberlegtheit abgehalten haben, welcher bedeutete, daß diese Nonnenleichen von ihrem Kloster reklamirt worden seien und abgeholt werden sollten, weßhalb sie in diese Vorhalle gestellt wurden.

In der That geschah das Letztere auch wirklich, kurz nach unserem Besuche.

Mortuis non conviciandum.

Während wir noch die beiden Särge betrachteten, hatte Freund M. die Thüre des Hofraumes abgeschlossen, und nun ging es von dieser Vorhalle durch eine Bogenwölbung abwärts.

Der Boden unter unseren Füßen fühlte sich mehlig und weich, und schien aus — Grabesmoder zu bestehen.

Der Gang selbst war enge und niedrig und der altersgraue Mörtel, mit dem die Wände belegt waren, glitzerte, als der Fackelschimmer über ihn hinstreifte, wie die Steinwände eines Salzwerkes.

Die Atmosphäre jedoch, welche nichts von der Zersetzung der Stoffe, die hier in so großartigem Maßstabe stattgefunden haben mußte und wohl noch stattfand, verspüren ließ, war rein und trocken, was sie auch in den tiefer gelegenen Räumen blieb, und wenn etwas in denselben beklemmend auf den Besucher einwirkte, so war es weder Mangel an Luft, noch das Vorhansein von Miasmen, sondern das Bewußtsein, sich unter der Erde zu befinden.

Nachdem wir über einige Stufen hinabgestiegen, und bereits eine ziemliche Strecke in diesem Gange, der verschiedene Winkel und Beugungen bildete, zurückgelegt hatten, bedeutete uns Freund M., daß wir uns jetzt unter dem Primglöckchenthore, welches der bischöflichen Chur gegenüber liegt, befinden oder gleich dahin gelangen müßten, und von der Oberwelt nur durch eine dünne Eisenplatte, auf welchen die Straßensteine lägen, getrennt seien.

Wirklich vernahmen wir auch ganz deutlich die Fußtritte der Kirchengänger, und hörten das dumpfe Rollen der Wagen.

Nicht lange jedoch verweilend, setzten wir unsere nächtige Wanderung durch den Erdgang wieder fort und traten darauf in ein weitläufiges Gewölbe.

Jetzt sind wir unferne des Hauptschiffes der Kirche und nur durch eine Seitenwand von der alten Fürstengruft getrennt, sagte einer unserer kirchlichen Begleiter, die Fackel emporhaltend, und mir war, als könnte ich durch die Quadern des Grundbaues wie durch eine Glaswand blicken, und sähe die Herzoge in ihren offenen Särgen liegen.

Meine erregte Einbildungskraft zeigte mir die alldort aus

der Gruftwand hervorragende steinerne Hand, welche auf die Mitte des Gewölbes hinweist.

Dort sah ich Rudolph, den Stifter, neben ihm das Schwert ohne Spitze.

Zur Linken dieses Herzogs erblickte ich die Leiche Albrecht's mit dem Zopfe, zur Rechten sah ich Gebeine in einen rothseidenen gestickten Mantel gewickelt: die Ueberreste Wilhelm's von Oesterreich.

Ferner sah ich Leopold den Stolzen, im vollen Harnisch, die Panzerhände auf der Stahlbrust gefaltet, und die Kinder Kaiser Maximilian's II. und die noch übrigen 10 Fürsten und Fürstinnen, die bei Wiederauffindung der Gruft im Jahre 1645 daselbst angetroffen wurden, wie ich im alten Ogesser und im Hormeyr, in dessen Archive damals schon Duller und ich die ersten Sporen zu erringen suchten, gelesen hatte.

Doch schon riß mich der Ruf eines Führers, nicht zurückzubleiben, aus meinen Träumereien, und wieder ging es mit den wehenden Fackelbränden weiter.

Von jener Hinterwand, sprach hierauf der ältere Führer, führt eine Stiege zu dem Presbyterium der Kirche, und über diese Stiege wurden früher auch die Leichen in die Gruft herabgebracht, bevor diese mit den Pesttodten gefüllt wurde, und wirklich dämmerte uns auch durch die Dunkelheit des Raumes, den unsere Fackeln nur wenig zu erhellen vermochten, in undeutlichen Umrissen eine klafterbreite Steintreppe entgegen, welche in gäher Flucht aufwärts führte, deren Ende aber in der Finsterniß verschwamm.

Hier, fuhr der Kirchenmann fort, auf die Gewölbdecke weisend, befanden sich auch Oeffnungen, welche in die Kirche gingen, und die unteren Grufträume mit frischer Luft versorgten, sie wurden jedoch wegen des Modergeruches aus den Gräbern anno 1779 auf kaiserlichen Befehl verkittet und auch der Eingang zu jener Stiege vermauert, und dafür derjenige eröffnet, durch den wir hereingekommen sind.

Aus dem Gewölbe kamen wir nun wieder in einen engen Erdgang.

In diesem vorgeschritten, gelangten wir zu einer Stelle, an welcher eine Wand von Menschenknochen aufgeschobert war und bis zur Bogendecke reichte.

Arm- und Schenkelbeine waren, nicht ohne einiges Geschick, über einander geschichtet und dazwischen grinsten die bleichen oder erdbraunen Schädel mit ihren weißblöckenden Zähnen auf uns heraus, oder schauten von dem Rande des schaurigen Knochengebäudes aus ihren leeren Augenhöhlen gespenstisch nieder, als wollten sie uns zurufen:

Respice finem!

Doch nur eine flüchtige Aufmerksamkeit diesen Gehäusen, mit ihren bloßgelegten Stirnhöhlen und Nasen- und Thränenbeinen schenkend, setzten wir unsere Schritte weiter.

Nach Allem zu schließen, gehen wir jetzt unter der Vorkirche, sagte der jüngere Kirchendiener, und bald erblickten wir den nachtschwarzen Eingang eines neuen Gruftgewölbes, durch welches wir den Weg hindurch zu nehmen hatten.

An dem Eingange dieses Gewölbes lehnten zwei männliche Gestalten an der Mauerwand wie Grabeswächter, welche sich nur schlafend zu stellen schienen, um die ungewohnten Gäste hinter dieser Maske desto unbeachteter belauschen zu können.

Es waren dies zwei gänzlich eingeschrumpfte und vertrocknete Kadaver von lederfahler Farbe, mit verschwommenen Augen und abhängenden zahnlosen Kinnladen.

Zwei Todtenlarven, deren grasse Gesichtszüge ich noch lange nachher nicht aus dem Gedächtnisse bringen konnte, und von denen ich zuweilen glaubte, daß sie mir mit ihren verwitterten Gesichtern über die Achsel schauten.

Nunmehr traten wir in das Gewölbe selbst.

In diesem lenkten zweierlei Gegenstände unsere Aufmerksamkeit auf sich; der erste bestand aus kreisrunden Feldern und

Verzierungen, mit welchen diese Grabeshalle geschmückt war und die auf das XVI. Jahrhundert hinwiesen, die zweite aus einem Hügel von Moder, Sarggetrümmer und wüst durcheinanderliegenden Menschenresten, welche, so wie die früheren, sich als vollständig mumisirt darstellten.

Unsere Führer zogen eine beinahe zwerghaft gestaltete männliche Leiche, welche unwillkührlich an einen Alraun erinnerte, und ein halb vermorschtes Amulet umhängen hatte, da sie die besterhaltene zu sein schien, aus dem Gerölle hervor, und lehnten sie an die Mauerwand, damit wir sie besser in Betracht ziehen konnten.

Im Hervorzerren und Aufstellen rasselte die Leiche jedoch in ihrem Innern, auf eine ganz absonderlich schaurige Weise, wie ein Gefäß, in welchem sich Sand befindet; wahrscheinlich verursacht dieses Geräusch die Ablösung vermorschter Modertheile.

Es war, als schüttle der grausige Beherrscher dieses Reiches seine Sanduhr, um uns zu bedeuten: Das sind sie — das werdet Ihr sein!

Die Leiche selbst hatte eine graugelbe Farbe, und die Gesichtszüge waren in der Nähe ineinandergeronnen und unförmlich, in der Entfernung einiger Schritte aber konnte man den fast sarkastischen Gesichtsausdruck derselben und die mit ihm verbundene Verzerrung, welche der Todeskampf darin zurückgelassen hatte, erkennen.

Viele der übrigen Leichnahme, welche die Bestandtheile dieses Hügels bildeten, verursachten dadurch einen höchst widerlichen Eindruck auf den Beschauer, daß die meisten von ihnen den Mund, als wie im Begriffe, einen Schmerzensschrei auszustossen, weit aufgesperrt hatten.

Schon wollten wir dieses Gewölbe wieder verlassen, als der ältere Kirchendiener an der eineu Wand, welche einen schrägen Winkel bildete, noch einen einsam stehenden Sarg erblickte und den Inhalt desselben besichtigte.

Ei sieh' da, eine alte Bekanntschaft! rief er aus.

Wie, eine alte Bekanntschaft? fragte Duller, und näherte sich in neugieriger Hast, wie wir alle, mit Ausnahme des Bauübergehers, der sich gar nichts mehr in diesen Räumen zu sehen verlangte, dem einsamen Bretterhause.

In diesem lag eine lange Frau im vermoderten Gewande und mit eingeschrumpftem und unkenntlich gewordenem Gesichte, aber mit vollkommen erhaltenem lichtblondem Haargelocke, welches in reichen Wellen zu beiden Seiten an ihr niederfloß, und durch welchen seltsamen Schmuck des Hauptes sie an die verzauberten und verwunschenen Prinzessinnen erinnerte, von welchen die deutschen Sagen und die Märchen für die Kinderwelt so Wunderbares zu berichten wissen.

Ich erinnere mich, sagte der grauköpfige Alte, diese Bewohnerin der Katakomben mit ihren blonden Locken schon in meiner früheren Jugend hier gesehen zu haben, und man sagte damals, sie sei die Leiche einer Bürgermeisterin und befände sich bereits seit dreihundert Jahren in diesem Grabesraume. Mit großer Bewunderung betrachteten wir noch eine Zeit hindurch dieses klägliche Bild der Vergänglichkeit mit seinem Lockenvließe, das ihm keinen Reiz mehr verleihen konnte.

Wieder aus der Grabhalle tretend, gingen wir nunmehr durch eine weithin sich erstreckende niedrige Erdwölbung, welche mit dem Bau eines Dachses verglichen werden konnte und von solcher Raumenge war, daß unbehindert nur Einer hinter dem Andern fortschreiten konnte.

Meine Gedanken jedoch hafteten nicht mehr an der Bürgermeisterin mit ihren Goldlocken, sondern sprangen wieder auf jene gnommenartige Leiche, welche uns durch ihr unheimliches Gerassel mit Schauer erfüllt hatte, und meine Fantasie beschäftigte sich so ausschließlich mit ihr, daß ich zuletzt vermeinte, sie hinter mir rasseln zu hören.

Unwillkürlich blickte ich um, aber nur die stichfinstere Nacht wehte mir mit ihrem feuchtkühlen Fittich in das Gesicht.

Und wieder hörte ich es hinter mir rasseln.

Jetzt hatte es mich eingeholt und trat an mich heran.

Es war der zwerghafte Todte von dem Leichenhügel.

Er war aber jetzt mit einem schlotternden Rocke von altväterischem Schnitte, den man seiner Zeit »Schwedulant« nannte, welcher als Stammvater des Frackes zu gelten hat, und unter welchem das morsche Amulet hervorguckte, mit kurzen Kniehosen, Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen bekleidet und trug einen dreieckigen Hut auf dem Kopfe.

Wie hatte er nur so schnell Toilette gemacht?

Ich muß mir noch die Ehre geben, mich bei Ihnen pflichtschuldigst zu bedanken, sagte er, indem er mit Gravität den Hut abnahm und sich graciös verbeugte, daß Sie so gefällig waren, mich aus der desagreablen Lage zu bringen, in der ich mich befunden hatte, als ich gezwungen war, unter diesen Herren und Damen zu liegen.

O! ich bitte, sagte ich, es hat mir zum Vergnügen gereicht.

Nein, nein, versetzte er, ich weiß, was ich dem Decorum schulde. Ich bin ein homme de qualité, ein Kavalier und werde eine mir erwiesene Complaisance nicht ohne Reconnaissance lassen. Ich muß Ihnen par tout ein kleines Cadeau an unsere etwas obscüre Chezsoi mitgeben, in die Welt hinauf, in der ich auch einmal gelebt habe.

Ich erinnere mich noch recht gut, wie es auf dem Graben, unter den Seilern und Tucherern, im Sporkenbühl und in der Roferanogasse, wo ich in einem Duelle geblieben bin, aussieht.

Ich bedaure herzlich, aber Sie berauben sich, wendete ich ein.

Gerne möchte ich Ihnen mit diesem kostbaren Amulet ein Geschenk machen, fuhr er fort, ohne auf meine Gegenrede zu achten, aber es ist von meiner Domina und Sie wissen, daß ein homme de qualité, ein Kavalier, dergleichen Minnespenden wie ein Heiligthum zu respectiren pflegt und daher nicht aus der Hand geben kann.

Nach diesen Worten suchte er, jedoch wie es den Anschein hatte, vergeblich in allen Taschen herum.

Geben Sie sich doch keine Mühe, sagte ich.

Es ist in der That fatal hier in dieser großen Gesellschaft, fuhr er verlegen fort. Man verzettelt Eines um das Andere. Doch halt, da finde ich Etwas.

Hier, Venerabelster, nehmen Sie und bewahren Sie diese Kleinigkeit als ein Souvenir von einem homme de qualité, von einem Kavalier, der nicht aufhören wird, Ihnen für Ihren service d'ami obligirt zu verbleiben.

Bei diesen Worten lüftete er wieder seinen Dreimaster und machte mir, indem er mir grinsend Etwas in die Hand steckte, abermals eine ceremonielle Verbeugung und entfernte sich mit demselben rasselnden Getöse, mit dem er mir nachgekommen war.

Das Geschenk aber, das er mir in die Hand gedrückt hatte, war ein Todtenwurm.

Eben wollte ich das eckelhafte Präsent von mir schleudern, als mich ein Geräusch wieder aus dem Fiebertraume, in welchen mich die gnommenhafte Mumie, in Verbindung mit einem Märchen von Sternau, versetzte, in die Wirklichkeit zurück brachte.

Die Anderen vor mir waren, während jenes Truggebilde der Fantasie meine Sinne umgaukelte, in eine, in den Gang einmündende größere Halle getreten und wollten sich eben wieder aus derselben entfernen, nachdem sie einige Leichengruppen betrachtet hatten, als sie in einem Winkel des Gewölbes eine mit wenigen Lappen behangene und zusammengekauerte Frauengestalt erblickten, welche die Finsterniß bisher ihren Blicken entzogen hatte und über deren unerwartetes Ansichtigwerden beinahe Alle erschracken.

Auch ich trat jetzt zu der Sitzenden und beleuchtete sie mit dem Scheine meiner Fackel.

Sie hatte den Kopf tief auf die Brust gesenkt, so daß von ihrem Gesichte nur Weniges zu erblicken war. Die hageren Arme hingen schlaff in den Schoß herab, wo sich die Hände ineinander

falteten und die Beine waren flach und starr auf der Erde vor sie hingestreckt.

Es war ein Anblick, welcher an unheimlichem Grauen alles bis jetzt Gesehene übertraf.

Wie war diese Leiche hiehergekommen? Wer mochte sie gewesen sein und weßhalb befand sie sich in dieser Stellung, welche keiner ihrer Grabgefährten angenommen hatte?

Wer weiß es zu sagen, durch wie viele Höhlen des menschlichen Elendes vielleicht dies Weib gewandert ist, bis es in diesen Hafen gelangte, um auch in ihm keine bleibende und ungestörte Ruhestätte zu finden?

Die Todten geben keine Auskunft, und darum ist auch ein undurchdringlicher Schleier über sie gebreitet, den nur allein der Herr der Welten zu lüften vermag.

Während wir uns in diese Gedanken vertieften, hatte auch der Bauübergeher seine Fackel, die ihm beim Anblicke der Kauernden, aus der Hand gefallen war, wieder aufgerafft und wir begaben uns weiter.

Jetzt zeigte sich zur Seite ein finsteres Kreuzgewölbe; der alte Kirchenmann, welcher die Gesellschaft anführte, ging mit derselben im Gespräche achtlos an ihm vorüber; ich und Duller aber, welche zufällig die Letzten des Zuges geblieben waren, traten hinein und leuchteten mit unseren Fackeln umher.

Nichts als Nacht und Verwesung. Nur ein paar von jenen lederartigen Mumiengestalten lagen, die Rückseite nach oben gewendet und ganz undeutlich auszunehmen, auf dem Fußboden, in Staub und Moder dahingestreckt.

Doch schon mußten wir wieder eilen, die Anderen einzuholen, deren Lichtschimmer in dem engen Gange bereits verdämmerte.

Bald hatten wir sie erreicht und schritten nun wieder mit ihnen vereint durch den finsteren Erdstollen fort, in welchem wir in Kürze zu beiden Seiten abermals auf Gewölbe stießen, zum Theil vermauert, zum Theil der Mauer entblößt und von unten

bis oben mit Särgen vollgeschobert waren. Viele der obersten waren zerklüftet und ließen einen Theil ihres grausigen Inhaltes erblicken, während aus den Glitzen der untern noch die Kanten der Bühren hervorragten.

Aha, sagte der alte Kirchendiener, indem er die Sargwände mit seiner Fackel beleuchtete, da fangen sie schon an!

Wer? fragte ich.

Die Pesttodten.

Befinden sich solche in diesen Särgen? fragte ich weiter.

Nicht nur in diesen sondern in allen folgenden und auch ohne Särge, versetzte der Kirchner. Wir werden noch ganze Gewölbe von Letzteren vollgefüllt erblicken, denn bei dem Begräbniß dieser Todten hatte man keine Zeit, an ein Leichenconduct zu denken, sondern warf sie kopfüber in die leeren Tiefen herab.

Mich schauderte.

Der Augenschein bestätigte die Worte des Sprechers. In vielen der folgenden Gewölbe war die größte Verwüstung zu sehen und fast sämmtliche Särge aus ihren Fugen gegangen, und ihre Trümmer und Splitter im bunten Gewirre mit ihren früheren Bewohnern vermengt.

Arme und Beine ragten, Entsetzen erregend, eingezwengt und überhängend, in der Lage, welche sie bei dem Einsturz der Sarglavine eben genommen hatten.

Alles, was wir hier erblickten, fuhr der Alte fort, war die Beute des sogenannten schwarzen Todes und der Pest in den Jahren 1679 und 1713 und wurde hier in diesen Gewölben vermauert, um dem verderblichen Gifthauch der Verwesung Schranken zu setzen.

Eine Erläuterung, die Freund M. mit einem Gesichtsausdrucke begleitete, welcher auf nichts weniger als auf eine angenehme Einwirkung derselben schließen ließ.

Es war noch unter der Regierung Kaiser Josef's, sagte der Alte und ich noch ein junger Bursche, als mich mein Vetter,

der damalige Meßner, mit hieher nahm, da er eine Anzahl respektabler Herren in die Gruft herunter führen mußte, welche, im Auftrage des Kaisers, den Zustand des Verwesungsprozesses prüfen sollten und denen sich vor Grauen und Entsetzen jedes Haar auf der Perrücke emporsträubte.

Wir kamen damals aber nur bis zu dieser Stelle und mußten umkehren, weil uns hier die mit dem Giftschwaden der Fäulniß geschwängerte Leichenluft plötzlich alle Fackeln verlöschte.

Der Bau-Uebergeher hatte während der letzten Worte seine Fackel mit sichtbarer Beklemmung betrachtet, besorgend, auch sie plötzlich von dem pestilenzischen Hauche verlöschen zu sehen, obgleich sie kerzengerade und hell aufbrannte und nicht die geringste Luftströmung wahrzunehmen war.

Ich kann nicht läugnen, daß der Gedanke, mich plötzlich in diesen Irrgewinden von Gängen im Finstern zu sehen, auch mich mit Entsetzen erfüllte, doch war ich zu sehr von den Eindrücken, welche die Umgebung auf mich machte, befangen, um an ihm festhalten zu können, und folgte daher, wie meine Gefährten, dem voranschreitenden Führer, ohne dem geängsteten Bau-Uebergeher eine weitere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Mein wackerer Duller aber recitirte mit gedämpfter Stimme, so, daß nur ich es vernehmen konnte:

Kein Licht — ist Tod für alle Blüten,
Kein Licht — ist Urquell aller Pein,
Denn Unheil und Verderben brüten
Nur in der Finsterniß allein.

Und wieder gelangten wir zu Gewölben und Grabeshallen, in welchen Särge, Sargtrümmer und Leichen bis an die Decke reichten.

Eben schickten wir uns an um die Ecke, welche hier der Gang bildete, zu biegen, als wir plötzlich durch einen dumpfen, weithintönenden Schall, welcher aus der tiefer liegenden Gruft zu

kommen schien, wie von einem elektrischen Schlage getroffen wurden und in den Boden wurzelten.

Athemlose Stille folgte.

Da ertönte ein zweiter Schall und machte unser Blut auf's Neue starren.

Um aller Heiligen Willen, woher kann das kommen? lallte der Bau-Uebergeher.

Mir scheint als käme es aus der Tiefe, erwiderte Duller.

Ich dachte es ja gleich, daß so was geschehen würde, ächzte M., die malitiösen Sieben .....

Was könnte den Schall dort hervorbringen, da sich nichts Lebendes in der Gruft befinden kann? fragte ich, um meine eigene innere Angst dadurch zu widerlegen.

Auf diese Weise fragten und muthmaßten wir der Runde nach, ohne uns einen Schritt weiter zu wagen, als der dritte Schlag an unser Ohr erscholl.

Nun begann das Unerklärliche des Vorfalles einen geisterlähmenden Eindruck auf uns auszuüben, von welchem sichtbarlich unser furchtsamer Bau-Uebergeher mehr als jeder von uns betroffen zu sein schien und wieder auf's Neue seine bösen Sieben auf's Tapett brachte.

Aber wir sind ja gar nicht sieben, sagte der Techniker, welcher zuerst seine völlige Besonnenheit gewonnen hatte.

Richtig, sagte der Bau-Uebergeher, nicht ohne Verwunderung, nachdem er rasch die Anwesenden überblickte, wir sind nur sechs.

Also fehlt Einer von der Gesellschaft.

Wahrhaftig, erwiderte M., mit dem Antlitze eines Schiffbrüchigen, dem es gelungen ist, einen Rettungsbalken zu erhaschen, auf den Fehlenden habe ich ganz vergessen. Es ist der Herr Bau-Inspektor, welcher mit uns die Katakomben besuchen wollte.

Und der wahrscheinlich jetzt oben angelangt sein wird, und an die Thüre der Vorhalle schlägt, um uns seine Gegenwart be-

merkbar zu machen. Da wäre denn das Räthsel auf eine ganz natürliche Art gelöst.

Wir Alle athmeten bei dieser Vorstellung wieder freier auf, während der jüngere Kirchendiener sich eilig zurückbegab und wirklich in kurzer Zeit, für uns aber die Zeit der gespanntesten Erwartung, in Begleitung des säumigen Herrn Bau-Inspektors erschien, welcher sich entschuldigte, daß er nicht rechtzeitig eingetroffen sei und im Verlaufe seine Aufmerksamkeit ausschließlich nur der Struktur der Gewölbe und Hallen widmete.

Die Vermuthung, daß der Schall aus der Tiefe gekommen, beruhte auf der Täuschung, welche durch das Zurückprallen der Schallwellen von den Hindernissen, die ihnen in diesem Labyrinthe Winkel und Wände entgegenstellten, verursacht wurde.

Im Verein mit dem neuen Ankömmling, setzten wir nunmehr unsere Wallfahrt fort und der vorübergleitende Fackelschimmer brachte uns wieder Mauerblenden voll Särge und leere Grabeshöhlen zu Gesichte.

Uns Alle hatte dieser Zwischenfall aber in eine gedrückte Stimmung versetzt, so daß wir viel wortkarger als früher unsern Weg verfolgten. Der Bau-Uebergeher sah blaß wie eine Leiche und selbst der lebhafte D u l l e r war ein schweigsamer Mann und merklich bläßer geworden.

Jetzt sind wir unter dem alten Domherrenhof, früher Chorherrenhof genannt, sagte nach einer Weile unser jüngerer Cicerone. Er soll bereits im 14. Jahrhundert bestanden haben, auch sagt man, daß von ihm eine bis jetzt noch unentdeckte Treppe in die Katakomben führe. Hier muß ein mit Eisendraht vergittertes Fensterchen angebracht sein, durch welches Luft und einiges Licht herunterströmt, und das in den besagten Hof ausmündet, wo es aber von den Unkundigen für ein Kellerfenster gehalten wird.

Wirklich gewahrten wir in der Finsterniß, welche über uns

lagerte, wie durch einen Schlott einen schwachen bläulichten Schimmer, der an dem schwarzen Gemäuer niederfloß.

Und wieder ging es durch Winkel und Krummwege in einen Stollen, welcher merkbar abwärts führte.

Hier hatte der Pendelschlag der Zeit aufgehört, hier stockte der Pulsschlag des Lebens. Die ganze schauerliche Stille und Oede des Grabes umgab uns jetzt. Kein Laut, als das Dröhnen unserer Tritte und das zeitweilige Knistern unserer Leuchten.

Hier und dort zeigte sich wieder eine Grabhalle, welche zugemauert war, aber theilweise durch eine Bresche wüst durcheinandergeworfene Särge durchblicken ließ, oder es trat uns ein Gruftgewölbe vor das Auge, aus dessen leerem Raume uns die augenlose Nacht entgegenstarrte.

Zuweilen klaffte uns auch eine kleine halbaufgebrochene Mauerlücke entgegen, welche in eine enge dumpfe Grabeszelle die Einsicht gewährte und mich an jene fürchterlichen Grabesgefängnisse mahnte, die ich schon gesehen hatte und die man mit dem Namen: Vade in pace belegte.

Unsere Holzspänne waren bei dem Luftzuge, welchen unser Vorwärtsschreiten verursachte, und die Flammen derselben wie wehende Fähnlein erscheinen ließen, herabgebrannt, und wir mußten neue anzünden, welche uns von dem alten Kirchendiener verabreicht wurden.

Und immer tiefer und tiefer ging es wieder durch das vielverschlungene Gewinde des Labyrinthes.

Immer neue Bogenwölbungen und Höhlungen, neue Blenden und Grabeskeller, neue Todte und Särge, neue Moderbühle und Kadaverhaufen.

Und hinter allen diesem nistete die Finsterniß in allen Winkeln und lugte scheu und verstohlen aus dem Gräuel der Vernichtung hervor, und wich nur widerstrebend und auf geringe Distanz vor dem Scheine unserer Fackeln zurück, wie ein ungebärdiges,

lichtscheues nur für einen Moment von seinem Meister bewältigtes Ungethüm, jedoch ohne sich seiner Oberherrschaft gänzlich zu ergeben; denn es umschwärmte uns mit seinem unheimlichen Schattendunkel auf allen ferneren Wegen und folgte unseren Fersen wie ein Nachtgespenst.

Nun hatten wir auch die zweite Etage zurückgelegt und gelangten zu der dritten.

Der Eingang zu derselben oder vielmehr zu den Erdgängen, die zu derselben führten, war aber nirgends zu ermitteln. Wohin wir uns wenden mochten, gelangten wir nur zu Maueröffnungen, inner welchen wir unser Vorwärtsschreiten bald wieder gehemmt sahen, oder zu solchen, welche zugemauert waren und vermuthen ließen, daß früher der Weg durch sie hinabgeführt haben könne.

An dem Schalle unserer Tritte jedoch entnahmen wir, daß wir auf der Decke eines tieferen Gruftraumes dahinschritten und bald erhielten wir hierüber volle Gewißheit, da wir an eine Lücke gelangten, die es erkennen ließ, daß hier das Deckengewölbe durchschlagen wurde, da man keinen Eingang in die untere Etage auffand, und welche einen Einblick in die Tiefe gewährte und auch wohl erlaubte, diese näher zu besehen, da eine Holzleiter an dem Lückenrande lehnte.

Mein Freund M. warf nur scheue, flüchtige Blicke nach dem schwarzaufgähnenden Gruftloche, während Duller und der Techniker mit ihren Fackeln hinunterleuchteten.

Sie konnten jedoch nur ein wildverschlungenes und undeutliches Leichengemische ausnehmen, aus welchem hier und dort eine Gliedmasse deutlicher abriß.

Auf die Aufforderung des Technikers entschloß ich mich, mit ihm diese Terra incognita in Augenschein zu nehmen.

Wir kletterten die Leiter hinab, entdeckten aber schon auf den unteren Sprossen, daß es unmöglich sei, weiter vorzudringen, da das Gewölbe bis zur halben Wandhöhe mit mo-

dernden Todten im buchstäblichsten Sinne des Wortes vollgestopft war.

Dieses Chaos bot einen nicht zu schildernden grausenhaften und gespenstischen Anblick, wie ihn selbst das schaudererregendste Schlachtfeld mit seinem blutigen Nachlasse nicht darzubieten vermag. Michael Angelo mußte etwas Aehnliches gesehen haben, bevor sein jüngstes Gericht aus seiner Meisterhand hervorging.

So weit das Auge reichte, nur Leiche über Leiche gethürmt, übereinandergespreitet, geworfen, geknettet, verknäult, in allen erdenklichen Windungen, Verrenkungen und Verdrehungen, in einander verrottet, geschlungen und verwunden und zu Einem gemengt.

Da lagen sie nun alle die Bürger einer andern Welt, mit dem Ausdruck des letzten Lebensaktes in den versteinten Gesichtern. Getrennt, die sich geliebt und vielleicht umschlungen, die sich gehaßt und der schwankende Schein unserer Fackeln, der über sie dahinschweifte, schien Leben und Bewegung in die starre Masse zu bringen.

Wo ist nun die Anmuth Eurer Gestalt, die bezaubernde Blüte der Jugend, die Schönheit Eurer Formen? Wo ist die Würde, mit der Ihr einhergeschritten, der Hochmuth, mit dem Ihr vielleicht auf Andere herabgesehen, der Prunk, der Euch umgab? Wo die sprudelnde Lebenslust und Freudigkeit, die Euch erfüllte, wo die Leidenschaft, die Euer Herz zerriß, wo sind die Früchte Eurer Bestrebungen, Eures Wirkens, Eures Hoffens? — Alles versunken in Vergessenheit und verschollen. Nichts als Staub — und abermals Staub.

Mors ultima linea rerum!

Dieß waren die Gedanken, die uns Beide erfüllten und wohl den Klügsten wie den Beschränktesten in unserer Lage erfüllt haben würden, denen wir aber, durch die Umstände gedrängt, nicht weiter nachhängen konnten.

Nur mit äußerster Mühe und Anstrengung vermochten wir über die Leichenwälle und Mulden, welche diese bildeten, hinwegzugelangen und mit der Fackel die entfernter liegenden Gegenstände zu beleuchten, ohne jedoch die Begrenzung dieses großen Leichengemenges abzusehen oder das Ende des Gewölbes entdecken zu können.

Ein aus diesem Leichengewirre, gleich einem Tannenschaft aufragender Fuß, welcher durch das Ebenmaß seiner Formen an den Fuß einer Taglioni oder Elßler erinnerte, war das Einzige, was auf einige flüchtige Sekunden meine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Wem mochte er einst angehört haben?

Der beitzende Rauch, welchen unsere Fackelbrände verursachten und der unsere Augen mit stechenden Schmerz erfüllte, so wie der feine Moderstaub, der von den Mumien sich ablöste, als wir über sie vorzudringen suchten und sich auf unsere Lungen legte, zwangen uns, bald an die Rückkehr zu denken.

Wirklich athmete auch Jeder von uns wieder freier, als wir auf den obersten Sprossen der Leiter anlangten.

Umschattet von den Rabenfittichen der Finsterniß, welche der rothglühende Fackelschein nur traumhaft durchbrach und umgeben von der lautlosesten Stille, die uns bisher begleitet hatte und Jeden von uns zu immer ernsteren Gedanken stimmte, gelangten wir auf denselben Pfaden, auf welchen wir herabgekommen waren und die zu verfehlen wir oft gerechte Besorgniß hatten, glücklich zurück und traten endlich wieder in die Vorhalle.

Eine nicht zu schildernde freudige Empfindung aber bemächtigte sich unser Aller, als die Thüre erschlossen war und das Licht des Tages uns entgegenströmte.

Und wieder standen wir auf dem Stephansplatz, doch jetzt herrschte Geräusch und Bewegung auf demselben, Menschen an Menschen eilten an uns vorüber, Wagen rollten auf Wagen und im Thurme schlug es acht Uhr.

Wir hatten also zwei volle Stunden in der Stadt der Todten zugebracht, was aber hatten wir Alles gesehen, und welche Fülle von Anschauungen, Empfindungen und Gedanken hatten wir mit an das Tageslicht gebracht aus diesen Grüften.

Zu sehr von allen diesem eingenommen, hatten wir keine Lust noch Vieles sprechen zu wollen, drückten daher unserm wackern, wenn auch wenig heldenhaften Bau-Uebergeher M., der jetzt erst aufathmend sich den Angstschweiß von der Stirne wischte, die Hand, und schlugen, jeder seinen Betrachtungen nachhängend, die Wege nach unseren Behausungen ein.

Mein Freund Duller las mir einige Tage hierauf ein Gedicht vor, welches den Besuch dieser unterirdischen Räume zum Vorwurf hatte und von der tiefen Erregung Zeugniß gab, welche sich seiner bemächtigt hatte.

Ich erinnere mich noch auf die Pointe, in welcher eine jugendliche Mutter mit ihrem Säugling an der Brust, am Eingang des Gruftgewölbes stehend, den scharfen Gegensatz zu den Schrecken der Verwesung bildete.

Was aus diesem Gedicht geworden, ist mir unbekannt geblieben, jedoch habe ich dasselbe in keiner Sammlung Duller-scher Dichtungen gefunden.

Leider gehört der Verfasser, welchem nur eine kurze Spanne Lebenszeit zugemessen war, in der er aber freudig einstand für das, was er als Recht erkannte, nunmehr selbst jenem geheimnißvollen Reiche an, welchem wir dazumal, vereint und in der Fülle unserer Jugend, einen Besuch erstatteten.

Möchten doch diesen, in künstlerischer wie in kulturhistorischer und geschichtlicher Beziehung gleich interessanten Räumen, dieser ungeheuerlichen Unterkirche des Domes, diesem gewaltigen Memento in dem Babel der Gegenwart, endlich jene Municenz zu Theil werden, welche Sr. Majestät der Kaiser Franz Josef, zur Freude aller Wiener und Oesterreicher, eben jetzt

dem Dome zu Theil werden läßt, welcher, beinahe schon zur Ruine zerfallend, nun wie ein strahlender Phönix aus seiner Asche ersteht.

Möchten diese Katakomben endlich ihres durch ein halbes Jahrtausend gehegten Verwesungswustes und Unflates entledigt und, als zu den merkwürdigsten Baudenkmalen Wiens gehörend, in einer der Metropole und der Residenz würdigen Gestaltung, dem Einheimischeu wie dem Fremden zugänglich gemacht werden.

Kaiser Josef und sein Leibkutscher Krampus.

Der Kaiser ging, finster und verstimmt, mit heftigen großen Schritten in seinem Arbeitszimmer auf und nieder.

Auf dem Schreibtische lagen eben erst geöffnete Briefschaften, und auf seiner edlen Stirn hatten sich dunkle und schwere Gewitterwolken gelagert, unter denen aus seinen großen lichtblauen Augen jener Funke sprühte, der Schuldige ihm gegenüber erbeben machte.

Es waren schlimme Nachrichten von Trautmannsdorf aus Brüssel, und noch schlimmere von Merci aus Paris gekommen.

Nicht länger duldete es ihn in dem beengenden Raume.

Josef hatte die Gewohnheit, bei heftigen Gemüths-Affectionen in einem raschen Ritte oder einer Fahrt, seinen Sturm im Innern anstoben zu lassen. Auch jetzt öffnete er die mit Goldleisten belegte Thüre, welche in die Antikammera führte, und rief zu dem Vorkammerthürhüter hinaus: »Der Krampus soll die neuen Schimmel einspannen! Hurtig!«

Hierauf schloß er die Thüre wieder, und schritt abermals auf und nieder.

Der geneigte Leser wird wohl nach dem Befehle, den Josef gegeben, ganz richtig abstrahiren, daß der Name Krampus einem Kutscher angehören müsse, aber er wird auch wissen wollen, aus welcher Ursache dieser Name demselben beigelegt wurde, da er gleichbedeutend mit »Knecht Ruprecht« ist, mit

jenem Popanz, welcher zur Christnacht den Weihnachtsmann begleitet.

Er dürfte hier die gewünschte Aufklärung finden.

Der Mann, der diesen Namen erhielt, war wirklich der Leib- und Lieblingskutscher des Kaisers.

Ein geschickter Pferdelenker und überaus großer Freund dieser Thierrace, mit welcher er, wie mit seines Gleichen umzugehen pflegte, hatte er jedoch als Gegensatz seines gutmüthigen Charakters eine Aeußerlichkeit von der Natur erhalten, mit welcher man im vollsten Sinne des Wortes Kinder schrecken konnte.

Er war ungeschlacht und stämmig von Gestalt, mit ungefügem borstigen Haupthaare, ungewöhnlich buschigten Augenbraunen, und einem nicht zu bewältigenden Kinnbarte versehen, und zeigte in seinen Mienen, auch bei der heitersten Seelenstimmung, eine Art grämlichen Unmuthes und constanter Verdrossenheit.

Aus dieser Ursache und dem Umstande, daß er mit dem Taufnamen Josef hieß, und der Kaiser es nicht leiden mochte, wenn Einer seiner Diener bei diesem Namen, der ihm selbst in der Taufe beigelegt ward, gerufen wurde, gab er ihm den Scherznamen: Krampus.

Jetzt trat der erste Leibkammerdiener in das Gemach, und half seinem durchlauchtigsten Herrn in den grünen Ueberrock mit dem rothen Umschlag, den dieser am liebsten zu tragen pflegte, und überreichte ihm den dreieckigen, mit einer Goldborte besetzten Hut, die hirschledernen Handschuhe und den Degen.

Fast gleichzeitig rapportirte ein Hoflakei: »Der Krampus halte an der Treppe.«

Josef sagte zu dem Hofdiener, der ihn auf seinen Lustfahrten zu begleiten pflegte: »sans Escorte«, eilte darauf hastig die Stufen hinab, und warf sich in die grünlackirte und grau ausgefütterte Kalesche, an welcher die beiden Schimmel, die er

erst vor ein paar Tagen von dem Fürsten Pissagnano gekauft hatte, vorgespannt waren.

In selbem Momente wendete sich gewohntermaßen der in schwarze Hoflivrée mit gelben Holzborden gekleidete und mit einem mächtigen Dreispitze versehene Krampus, mit seinem verdrießlichen Phlegma, nach dem Einsteigenden, und dieser rief mit rauher Stimme: »Nach Lachsenburg!«

Aha, dachte sich Krampus, heute heißt's wieder einmal spazierenjagen statt spazierenfahren, darauf ließ er die Peitsche knallen, und die Chaise flog von dannen.

Bald hatte sie das Getümmel der Stadt und das rege Leben der Vorstadt hinter sich, und rasselte zur Favoritenlinie hinaus, und durch die lange und langweilige Lachsenburger Allee, welche Leopold I. gegründet hatte, eine weiße Staubsäule hinter sich zurücklassend.

Schon auch lagen Inzersdorf und Biedermannsdorf im Rücken. Jetzt hatte sie das zwei Stunden von der Residenz entfernte und von Maria Theresia neuerbaute Lustschloß, das Sanssuci Kaiser Josefs erreicht, von dem ein Dichter damaliger Zeit schrieb:

Laxenburgo non e Castello,
Laxenburgo non e Cittá,
Ma un luogo bello
Che piace a sua meestá.

Das Lustschloß Laxenburg bestand dazumal aus einem Hauptgebäude, mit zwei Thürmen, und war rings mit einem breiten Wassergraben umgeben, über welchen eine hölzerne Brücke führte.

Eben polterte die Equipage über dieselbe.

»Brr!« Rief Krampus und die Pferde hielten vor dem Schloßthore und entrissen durch ihr plötzliches Stillestehen den Kaiser seinen Gedanken.

Er fuhr wie aus einem Traume empor, warf einen flüch-

tigen Blick auf die nächstgelegenen Gegenstände, sprang sodann aus dem Wagen und eilte in das Schloßgebäude.

Gleich darauf aber kam er wieder, rasch und mit finsterer Stirne aus demselben zurück. Die innere Aufregung schien ihm nirgends Ruhe lassen zu wollen.

Hastig bestieg er das Gefährte und rief:

»Nach der Burg!«

Der Krampus knallte abermals mit der Peitsche, und mit schnaubenden Nüstern geht es nach der Stadt zurück.

In wenigen Minuten ward Josef wieder in das Meer seiner Gedanken versenkt, und fühlte es nicht mehr, daß er auf einem flüchtigen Gefährte in größter Eile dahinbrause. In der Stadt angekommen, will Krampus zur Burg einlenken, als das Gepolter auf dem Straßenpflaster Josef abermals seinem Nachdenken entriß, und dieser den Befehl ertheilte: »Nach dem Lusthause!«

Und wieder geht es, schallenden Gerassels, über den Graben, den Stefansplatz, durch die Rothethurmstraße, über die gelb und schwarz angestrichene Schlagbrücke, durch die damals noch mit Bäumen besetzte Jägerzeile in den Wildpark, welchen Josef Munificenz, im Jahre 1775, dem Publikum zugängig gemacht hatte, nachdem er seit Kaiser Mathias nur dem Hofe und dem hohen Adel offen stand.

Die Pferde flogen durch die Hauptallee, als ob sie Flügel hätten.

Minder aufmerksam und freundlich als sonst aber, erwiderte der Kaiser die Grüße der Vorübergehenden, und Mancher von diesen schüttelte den Kopf und dachte: »Was muß nur dem wieder in dem Gehirne spucken?«

Jetzt waren sie am Ziele.

Das Lusthans liegt bekanntlich eine Wegstunde von Wien. Josef hieß den Krampus um den mit Hirschgeweihen verzierten Pavillon, dem früheren Jagdsalon des Hofes herumfahren,

von dessen Giebel eine weiß-rothe Fahne lustig im Morgenwinde flatterte.

Als dies geschehen, befahl er: »In die Burg!«

Kopfschüttelnd ließ Krampus auf's Neue die Peitsche knallen, und die Kalesche flog nach der Metropole zurück.

Horch! schon wirbeln die Trommeln der Hofburgwache, und die mit Staub bedeckte Kalesche hält vor dem Stiegenhause, unter dem alten Portal: das Schweizerwachthor genannt.

Klirrend präsentirte der Hausgardist, der dort die Wache hielt, und Josef sprang aus dem Wagen und eilte, flüchtig salutirend, die breite Stiege hinauf.

Bevor sich's aber Krampus dachte, kam er, zu nicht geringer Verwunderung desselben, schon wieder aus seinem Apartement herabgeeilt und rief: »Nach Laxenburg!«

»Mein Herr muß rein vom Teufel besessen sein!« dachte Krampus und ließ die Zügel locker.

Und abermals ging es im Fluge zum Kärnthnerthor hinaus über die Wieden, nach der Favoritenlinie und von hier wieder durch die benannte Allee von Rüstern und Linden, welche zu dem kaiserlichen Lustschlosse führt.

Starr und reglos, gleich einem Scheintodten, saß Josef wieder in der Ecke des Wagens, für Alles um sich unempfänglich, die Hände über die Brust gekreuzt, den Kopf herabgesenkt, und die Augen steif vor sich hingerichtet.

Was mag an seinem Geiste vorübergegangen sein, während die Gefilde, die er zu beglücken strebte, unbeachtet an ihm vorüberflogen.

Kaum in Laxenburg angekommen, war er aber schon zur Außenwelt wieder zurückgekehrt, denn er rief zur vollsten Ueberraschung des Krampus: »Nach dem Lusthause!«

Und wieder ging es, so rasch als die Pferde laufen mochten, den ganzen langen Weg, den sie dahergekommen waren, zurück.

Jetzt schnaubten die Rosse zum zweiten Male vor dem Jagdpavillon.

Und wieder rief der Kaiser: »Nach Lachsenburg!«

Dem Krampus entfiel fast vor Schrecken hierüber der Peitschenstiel.

Vor die Favoritenlinie gekommen, vermochte er aber das Mitleid, welches er für die armen gehetzten Thiere empfand, nicht mehr zu unterdrücken, er wendete sich daher zu seinem Herrn und sagte:

»Majestät:«

Der Kaiser hörte nicht.

Krampus zog die buschigten Augen zu einem Triangel, und schwieg eine Weile, dann sagte er mit erhöhter Stimme:

»Eure Majestät!«

»Was soll's?« fragte Josef.

»Die Pferde halten es nicht mehr aus.«

Keine Antwort.

Krampus zog ein Gesicht, als ob ihm Einer einen Stein auf die Nase geworfen hätte.

Nicht lange aber, so wendete er sich nochmals und sagte mit lautester Stimme:

»Eure Majestät!«

»Nun, was gibt's denn?« fragte unwirsch der Kaiser.

»Die Pferde bleiben uns liegen«, polterte der Leibkutscher, seiner nicht mehr mächtig, heraus.

»Darum hast Du Dich nicht zu bekümmern«, erwiderte barsch der Kaiser.

Solche Aeußerungen hatte Krampus noch nie aus dem Munde seines Gebieters vernommen. Nun meinetwegen, brummte er darauf in den Bart, wenn die sündtheuern Pferde hin sind, so mag er's haben. Ich hab' ihn gewarnt, und hierauf hieb er zornig auf die in Schweiß gebadeten Thiere los.

Jetzt hatten sie zum dritten Mal das kaiserliche Schloß erreicht.

Der Kaiser fuhr aus seinem abermaligen Dahinbrüten auf, und trat in das Thor, inner welchem ihn der Schloßhauptmann mit einer tiefen Reverenz empfing, jedoch nur einige flüchtige Worte mit diesem wechselnd, kam er auch dieses Mal sogleich wieder zurück und befahl: »Nach der Burg!«

Die Pferde waren auf den Tod ermattet, und konnten den Rückweg nur mehr im Schritte zurücklegen.

Vom Trommelwirbel auf dem Burgplatze abermals begrüßt, sprang Josef aus dem Wagen, als dieser vor der Treppe hielt, und schickte sich an dieselbe hinauf zu steigen, kehrte aber nochmals um und besah die Pferde, welche ganze Wolken Dampfes von sich streuten.

»Krampus!«

»Eure Majestät«, sagte dieser, nachdem er ebenfalls zu den Pferden getreten war.

»Mir scheint«, fuhr Josef finster fort, »mit den Pferden wird es nicht viel mehr heißen.«

Krampus nickte, ohne eine Antwort zu geben, mit dem bärbeißigsten Gesichte.

»Ich schenke sie Dir«, sagte Josef. »Sieh', daß Du sie davonbringst«, und ohne den Dank des Ueberraschten abzuwarten, eilte er die Stiege hinan.

Als er am zweitfolgenden Tage, um Vieles heiterer gestimmt, wieder ausfuhr, fragte er Krampus: »Was ist's mit den Schimmeln, sind sie hin?«

Krampus schüttelte mit möglichst unverdrossener Miene den Kopf.

»So haben sie sich wieder erholt?«

»Ja, Euere Majestät«, erwiderte der Wortkarge.

»Das ist mir lieb«, versetzte der Kaiser.

Ungefähr einen Monat darnach, besuchte Kaiser Josef die Jagd- und Sattelkammer in dem kaiserlichen Marstalle am Glacis.

Nachdem er hier die neuverfertigten Pferdegeschirre besichtigt hatte, durchwanderte er auch mit dem Obrist Stallmeister die Ställe, in welchen sich die Hof- und Gallapferde befanden, und verwunderte sich nicht wenig, als er auch die beiden Schimmeln, die er dem Krampus geschenkt hatte, an ihrem alten Standorte, vor der Raufe stehen sah, aus der sie sich ganz gemüthlich den Hafer schmecken ließen.

»Krampus!« rief Josef. —

»Euere Majestät«, sagte dieser, die Stallmütze in der Hand, nähertretend.

»Ich habe Dir ja diese Schimmel geschenkt?«

»Ja, Majestät.«

»Wie kommt es, daß sie noch hier im Marstalle stehen?«

»Euere Majestät«, sagte Krampus, »ich habe nur Stube und Küche, die ich mit meinem Weibe bewohne, und darinnen konnte ich sie doch nicht unterbringen.«

»Das hat seine Richtigkeit«, versetzte Josef lachend, »aber es ist auch nicht nothwendig, daß fremde Pferde in meinem Stalle stehen und meinen Haber fressen.«

»Halten Majestät zu Gnaden«, erwiderte Krampus, »ich bezahle für sie das Futter.«

»Das magst Du einem Anderen weiß machen«, sprach Josef. »Man kennt schon Euere Zahlweise. Es wird wohl das Klügste sein, ich kaufe sie Dir wieder ab. Hole Dir den Kaufpreis morgen bei dem Hof-Zahlmeister.«

Am nächsten Morgen zahlte dieser im Auftrage des Kaisers dem überglücklichen Krampus dreihundert Silbergulden für die geschenkten Pferde.

Beethoven im Arrest, im Salon und im Wirthshause.

I.

Im Kotter.

Das Hauptmanöver auf den weitgedehnten Flächen bei Traiskirchen war zu Ende, die ermüdeten Truppen rückten mit klingendem Spiele in ihre Standquartiere, und das schaulustige Publikum verließ den Manöverirplatz und zerstreute sich nach allen Gegenden der Windrose, denn der Abend begann bereits seine Schatten über die Landschaft zu werfen, auf welcher das kriegerische Schauspiel stattgefunden hatte.

Unter den zahlreichen Heimkehrenden befand sich auch ein Mann von mittlerer Größe und stämmigem Körperbau, in einem langen und dunklen Ueberrock, grauen Pantalons und Kamaschen, mit Staub und Koth überdeckt, und auf dem Kopfe einen zerknitterten Cilinder, unter dem langes, graues Haar verworren hervorquoll.

Sein Gesicht war blaß, seine Mienen schroff, sein Auge dem eines Adlers gleichend, mit einem Worte, es war — Van Beethoven.

Nach gewohnter Art die Hände über dem Rücken gekreuzt, schritt er durch die von Pferdehufen aufgewühlten Schollen der Felder dahin, die Gedanken getheilt zwischen dem, was an seinem Auge eben erst vorüber gegangen, und demjenigen, was sich melodisch in seinem Geiste zu einem Tongebilde gestaltete, denn er

war zu dem Kriegsschauspiele gegangen, um sich in jene Stimmung und Begeisterung zu versetzen, die ein militärisches Musikstück, das er in hohem Auftrage componiren sollte, erforderlich machte.

Unter diesen Umständen war es wohl etwas Erklärliches, daß er die Richtung, die er nach der Wienerstraße zu nehmen beabsichtigte, verfehlte, und gerade die entgegengesetzte einschlug, und da die Dunkelheit immer mehr um sich griff, bald nicht mehr wußte, wohin er sich zu wenden habe, um unter ein erwünschtes Obdach zu kommen.

Schon war es vollends Nacht geworden, als er zu einer Pappelallee gelangte, und unferne von dieser ihm gastlicher Lichtschimmer aus schwarzem Gemäuer von undeutlichen Formen zur ersehnten Einkehr winkte.

Seine Schritte verdoppelnd, dehnte sich die finstere Häusermasse bald in größerem Umfange vor ihm aus, und Beethoven erkannte, daß er sich vor den Mauern der allezeit getreuen landesfürstlichen Stadt Wiener-Neustadt befinde.

Am Mauthschranken dieser, mit jener polizeilichen Sorgfalt überwachten Stadt, deren damals auch die Residenz sich zu erfreuen hatte, stand ein langer dürrer Mensch, mit einem Pfeifenstummel im Munde und einem mit Siegellack beklebten Haselstock in der Hand, im Gespräche mit einem Kumpan ähnlichen Kalibers, als Beethoven am Wienerthore anlangte.

Der Ebenbezeichnete war ein untergeordnetes Organ eben jener Behörde, deren Aufgabe es war, über die Ruhe und Ordnung der guten Stadt zu wachen, nämlich ein Polizeidiener, welchem ein flüchtiger Blick auf den an ihm vorüber schreitenden Komponisten genügte, um ihm denselben als ein höchst verdächtiges Individuum erscheinen zu lassen.

Von edlem Diensteifer erfüllt, unterbrach er daher das Gespräch mit seinem Freunde, und rief Beethoven an.

Dieser, welcher ihn seiner Taubheit wegen nicht hörte, ging jedoch achtlos weiter.

Erzürnt, steigerte der Polizeidiener seinen Zuruf zu dem dröhnenden Schalle einer Posaune, aber mit demselben Erfolge.

In höchster Entrüstung hierüber faßte er Beethoven am Arme.

Verwundert blickte dieser auf den Angreifer, welcher ihn mit den Worten: »Woher des Weges?« anschnaubte.

Beethoven schüttelte den Kopf, zum Zeichen, daß er ihn nicht verstanden habe, und bedeutete ihm, daß er in die Stadt wolle.

»In die Stadt will der Herr? Wo ist die Ausweisung?«

»Was wollen Sie?« fragte Beethoven.

»Die Ausweisung, den Paß«, erwiderte Jener.

Beethoven gab ihm abermals auf mimische Weise zu erkennen, daß er ihn nicht verstehe.

Auf dieses stieß der Polizeidiener seinen Stock auf das Pflaster, um ein Zeichen seiner polizeilichen Amtsgewalt zu geben, und sagte: »Wenn der Herr sich nicht ausweisen kann, so muß er mit mir.«

Beethoven, welcher vermeinte, daß sich der Mensch ihm anbiete, um ihn in einen renommirten Gasthof zu führen, nickte beifällig, und folgte, ohne ein Arges zu ahnen, dem dienstbeflissenen Sicherheitsorgane.

So schritten sie durch das alte Stadtthor, und sodann die Wienergasse entlang, und bogen in eine Seitengasse, wo Beethoven's Führer seine Schritte nach einem finsteren Gebäude richtete.

In dem öden, von dem schwanken Schimmer einer Laterne karg beleuchteten Hofraume derselben getreten, öffnete der lange Mann mit dem Haselstocke eine Thüre im Erdgeschoße, und ehe sich Beethoven es vermuthete, sah er sich in ein finsteres Gemach geschoben, und die Thüre hinter sich abgeschlossen.

Außer sich vor Zorn und Ingrimm über diese unerwartete Mißhandlung schlug er mit den Fäusten an die Thüre und schrie wie ein Besessener, aber vergebens, die Gefängnißzelle, in der er sich befand, lag zu abseitig von allen bewohnten Theilen des Hauses, als daß er gehört werden konnte, und nachdem er sich matt und müde gelärmt hatte, gelangte er zu der Ueberzeugung, daß hier nichts zu thun sei, als das, was da kommen würde, mit Ruhe zu erwarten.

Er tastete daher in dem sack- und stichfinsteren Raume umher, und fand in einer Ecke desselben ein Brett über ein paar Schragen gelegt, welches zusammen, im Wachtstuben-Idiom, Britsche genannt wird, und die Stelle eines Bettes vertritt, worauf er auch die ermüdeten Glieder streckte.

Allgemach bemächtigte sich seiner aber ein immer heftiger werdender Durst, da er seit Mittag keine Erfrischung zu sich genommen hatte. Noch einmal erhob er sich daher von seinem harten Lager, um auszumitteln, ob nicht Wasser vorhanden sei.

Er tappte lange an den kahlen feuchten Wänden herum, und tastete mit den Händen um sich. Jetzt stieß er mit dem Fuß an einen Gegenstand. — Pirr! scholl es an sein Ohr, ein Gefäß war in Trümmer gegangen.

Aus dem Rudera desselben nahm er wahr, daß es der Wasserkrug gewesen sei.

Tausendmillionen Teufel! fluchte er auf's Neue, und stieß wieder mit Händen und Füßen gegen die Thüre, aber so vergeblich, als das Erstemal.

Bis zum Tode erschöpft, schleppte er sich hierauf wieder zu der Bettstelle hin, und streckte sich auf dieselbe. Aber seine Aufgeregtheit und die Qualen des Durstes ließen keinen Schlaf in seine Augen kommen, und schon verkündete die Thurmuhr in der alten Pfarrkirche zu unserer lieben Frau, die zweite Stunde nach Mitternacht, als eine gänzliche Erschlaffung seiner geistigen und phisischen Kräfte ihm die Augenlieder schloß.

„Die Krone des Conzertes war das Terzett Emi termate,

und das Andante favori in f dur von Beethoven,« sagte am andern Morgen der junge Aktuar zu seinem Chef, dem dirigirenden Polizeikommissär, dem er, in die Amtskanzlei tretend, den Erfolg einer Privatproduction referirte. »Diese Melodienschönheit, diese Charakteristik, diese ergreifende Tonfülle . . . »

Ja er ist und bleibt der größte Instrumental-Komponist, versetzte Letzterer, das ist einmal ausgemacht. Wie sehr wünschte ich, eines seiner großen Musikstücke zu hören, die er in Wien dirigirt, um ihn einmal mit eigenen Augen zu sehen, aber meine leidigen Geschäfte! — Was möchte ich darum geben, wenn den großen Musiker einmal der Zufall nach Neustadt . . .

In diesem Moment trat der Polizeidiener in das Kanzleizimmer, und überreichte ihm mehrere Aktenstücke.

Der Kommissär nahm ihm dieselben ab, setzte sich sofort zu seinem Schreibepult und fragte: »Nichts Neues vorgekommen?«

»Nichts, außer einem Vagabunden, den ich gestern aufgegriffen und in den Kotter gesperrt habe«, antwortete der Diener.

»Bring' ihn der Josef herauf!«

Der Polizeidiener entfernte sich, und erschien alsobald mit seinem Arrestanten, der ihm ungestüm voraus eilte.

Kaum in das Gemach getreten, warf sich Letzterer auf einen Stuhl, in der Nähe der Eingangsthüre, ließ das Haupt auf die Brust und die Hände in den Schoß hängen, streckte die Füße weit von sich, und stieß mit heiserer Stimme einige unartikulirte Laute aus, in welchen der mit seinem Nothstande Betraute, die Worte: »Wasser, Wasser« vermuthen konnte.

Verwundert blickte der Polizeichef auf den Ungebärdigen, der so geringe Achtung gegen die hochlöbliche Polizeibehörde bezeigte, und sprach mit gerunzelter Stirne: »Was ist das für ein unanständiges Benehmen? Gleich treten Sie her, und geben Sie Antwort auf das, um was Sie gefragt werden.«

Beethoven aber gurgelte, wie früher, jene unverständlichen Laute aus seiner Kehle.

»Der Mensch muß entweder betrunken oder verrückt sein!« bemerkte der Kommissär zu dem ihm Gegenübersitzenden, welche Bemerkung der Polizeidiener mit mächtigem Kopfnicken sekundirte.

»Wie ist Ihr Name?« fuhr der Kommissär fort.

Und abermals stieß der Arrestant die seltsamen Laute von sich.

Da näherte sich der Aktuar, welcher Beethoven seit seinem Eintritte aufmerksam beobachtet hatte, dem Kommissär, und sagte zu diesem; »Verzeihen, Herr Director, ich glaube, daß wir es hier mit keinem Landstreicher zu thun haben. Wenn ich nicht irre, so sah ich diesen Herrn vor einigen Tagen, bei Professor Höfel, als er eben im Weggehen begriffen war, bei welcher Gelegenheit ihn derselbe mit großer Auszeichnung behandelte.«

»Das ist nicht möglich! Sehen Sie doch den Menschen an, er ist voll Staub und Koth, das Beinkleid abgetreten und der Rockärmel getrennt.«

»Es scheint, daß er wenig auf seine Garderobe halten dürfte, was zuweilen bei Genialitäten vorkommen soll. Ich glaube, daß wir solch einen Sonderling vor uns haben.«

»Ich danke Ihnen, Herr Aktuar, Sie können Recht haben, obgleich Alles dagegen spricht.« »Josef, fuhr der Kommissär zu dem Polizeidiener gewendet fort, lauf' er sogleich in's Elefantenhaus hinüber, zum Herrn Professor Höfel, und sage er ihm, ich laße ihn freundlichst ersuchen, auf einen Augenblick herüber zu kommen, aber sogleich, wenn es möglich ist.«

Der Diener entfernte sich hastig.

Beethoven aber stöhnte auf's Neue, mit unverständlicher Stimme: »Wasser, Wasser!«

Den Kommissär versetzte das Benehmen des sonderbaren Mannes mit dem Mähnenhaare, der fortwährend nur unarticulirte Töne ausstieß, in eine peinigende Verlegenheit, welcher er

dadurch abzuhelfen suchte, daß er eine Prise Pariser Rappee um die andere schnupfte.

Eben spitzte er wieder die Finger, um in die Dose zu greifen, als der berühmte Kupferstecher und Xilograf, Herr Blasius Höfel, damals Zeichenlehrer an der k. k. Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt, in das Kanzleizimmer eintrat.

»Herr Professor«, sagte der Kommissär, »ich bitte um Entschuldigung Sie hierher geladen zu haben, aber es gilt einer . . .«

In diesem Augenblick ersah Beethoven den Professor, und von seinem Stuhle aufspringen und sich an seinen Hals werfend, war das Werk eines Augenblickes. »Retten Sie! — Höfel! Wa — Wasser!«

Höfel blickte, auf das Aeußerste überrascht, auf den Tondichter und dann auf die Polizei-Offizianten, und wußte nicht, was er von der Scene halten sollte.

»Rettung! fort von den Ka—nibalen«, kreischte Beethoven mit aller Anstrengung seiner Sprachorgane.

»Herr Direktor«, sagte Höfel, »hier ist offenbar ein Irrthum vorgefallen.«

»Es stellt sich wahrhaftig so heraus«, entgegnete dieser, »obgleich . . . .«

»Fort! fort! Wasser!« krächzte Beethoven mit dem Tone eines Erstickenden, ergriff den Professor am Rocklappen, ohne die Anwesenden zu beachten, und zerrte ihn gewaltsam zur Thüre.

»Ich gehe schon! Ich gehe schon! beschwichtigte dieser den Ungestümen, und sagte, zu dem Kommissär gewendet: »Vor der Hand dürfte es wohl genügen, daß ich für diesen Herrn Bürgschaft leiste?«

»Das ist hinlänglich«, entgegnete der Kommissär, »doch werden Sie selbst gestehen, daß dessen Aeußerlichkeit jeden Mißgriff entschuldigen müsse.«

»Der Schein ist freilich . . . . . .«

»Wasser! Wasser!« brüllte Beethoven schon unter der Schwelle.

»Wollten der Herr Professor uns nicht zur Güte schließlich noch den Namen dieses Herrn nennen«, sagte artig der Aktuar, welcher Höfel zur Thüre begleitete.

»Beethoven!« rief Höfel zurück.

»Beethoven!« wiederholte der Kommissär, und ließ vor Ueberraschung die Schreibfeder auf das Verhörsprotokoll fallen.

»Dacht' ich's doch!« sagte der Aktuar.

Der Polizeidiener aber zog die Achsel bis an die Ohrläppchen und sprach: »Ja, wer hätt' sich das denken können!«

Höfel, welcher Beethoven unter den Arm gefaßt hatte, eilte hierauf mit ihm im Sturmschritte in die nächste Restauration, in welcher der vor Durst fast umgekommene Kompositeur seine erschöpften Lebensgeister hinlänglich bei einigen Flaschen Pfaffstetter wieder erfrischen konnte; worauf er seinem Befreier das Vorgefallene per longum et latum mittheilte, sich aber zugleich heimlich selbst gelobte, nie mehr ohne einen Begleiter eine größere Partie unternehmen zu wollen.

II.

Im Salon.

Bei der Hofräthin Y. war eine glänzende Gesellschaft versammelt, unter welcher sich nebst anderen Notabilitäten der Residenz auch Beethoven befand, denn die Frau des Hauses liebte es, die Choriphäen der Kunstwelt zu ihren Cerclen zu ziehen um dadurch denselben ein erhöhtes Lüstre zu geben.

Beethoven, der schon seiner Harthörigkeit wegen derlei Unterhaltungen nicht sehr goutirte, konnte dem Zudringen eines Freundes nicht ausweichen, welcher der Hofräthin versprochen hatte, ihn in ihren Salon einzuführen, und befand sich daher an diesem Abend zum ersten Mal in demselben.

Zum Glück traf er kurz nach der ersten Repräsentation, und den darauf erfolgten herkömmlichen Höflichkeitsbezeugungen, mit Schuppanzig, dem Quartetenspieler par excellence zusammen, welcher ihn bald der langweiligen Salonkonversation entzog, und ihm interessante Mittheilungen aus der Musikwelt machte.

Beethoven hatte sich bereits in ein lebhaftes Gespräch mit ihm eingelassen, als Melanie, das Kammerzöfchen der Hofräthin, den Thee herumreichte, bei welcher Gelegenheit Alles das prachtvolle Porzellan bewunderte, in dem er servirt wurde.

»Es ist echtes Meißner-Porzellan«, bemerkte die Frau Hofräthin, »welches mein Mann von dem Etatminister Bemme in Dresden, zum Geschenk erhielt, und mir zum Namenstage verehrte.«

»Parole d'honeur«, entgegnete eine ältere Dame, »ich hätte es für japanesisches Porzellan gehalten!«

»Sie Boshafte«, flüsterte ihr eine Nachbarin in das Ohr, »Sie wissen sehr wohl, daß die Hofräthin das veraltete Zeug in unserer Porzellanfabrik gekauft hat.«

»Famos! höchst famos!« rief ein junges Salonherrchen, mit vergoldeten Augengläsern, eine Schale durch das Licht betrachtend.

»Ach, dieses köstliche Weiß, diese lebhaften Farben«, flöthete ein Fräulein.

»Wirklich famos!« replizirte der Lion.

»Sehen Sie doch diese Landschaft und hier diese Gruppe«, sagte eine andere Dame, »wie natürlich.«

»In der That über alle Massen famos«, wiederholte das Herrchen.

Nur den Mittheilungen seines musikalischen Nachbars zuhorchend, hatte jedoch Beethoven keine Aufmerksamkeit für das, was um ihn vorging, und daher auch für diese Beifallsäußerungen, und schlürfte mechanisch seinen Thee.

Als er diesen aber zu wenig süß verspürte, langte er eben so mechanisch ein Stückchen Zucker aus dem Zuckerkorbe, der vor ihm stand, heraus, ohne hierbei jedoch die Pincette à sucre zu benützen, welche zu diesem Zwecke auf demselben bereit lag.

Die Frau des Hauses, über diese Horeur höchlichst entrüstet, rief: »Melanie! bring' doch einen andern Zuckerkorb!«

Ueber das Gesicht Beethoven's, dem dieß trotz seines schweren Gehöres nicht entgangen war, flog es wie eine Gewitterwolke, doch bald glättete sich seine Stirne wieder und er schlürfte gelassen wie früher seinen Thee, die Konversation mit Schuppanzig fortsetzend.

Als er aber den Faden ihres Gespräches abgesponnen, und der letzte Tropfen Thee von ihm hinuntergeschlürft war, schleuderte er, zur nicht geringen Verwunderung der Anwesenden, die kostbare Porzellanschale in eine Zimmerecke, daß die Scherbentrümmer klirrend herumflogen.

»Um des Himmels Willen, was thun Sie, Herr von Beethoven?!« kreischte die Hausfrau, mit zornglühenden Wangen vom Canapée aufschnellend.

»Meine Frau Hofräthin«, sagte Beethoven mit der ruhigsten Miene, indem er sich von seinem Sitze erhob, »das ist etwas ganz Natürliches. Wenn schon mein Finger eine Zuckerdose verunreinigte, so kann doch unmöglich noch Jemand aus der Theeschale trinken, aus der ich bereits getrunken habe.«

Nach diesen Worten verbeugte er sich leichthin vor der Gesellschaft und entfernte sich, um — nie wieder einen Salon zu besuchen.

III.

Im Gasthausgarten.

Beethoven hatte an einem Sommer seine Villegiatur in Unter-Döbling aufgeschlagen, und besuchte während dieser

Frist öfters den Gasthausgarten »zum Finger« in dem benachbarten Ober-Döbling.

Es war dieß eine damals beliebte Gartenräumlichkeit mit einem Tanzsaale, in welchem vielbesuchte Soiréen und Reunionen abgehalten wurden.

Beethoven kam gewöhnlich des Abends nach seinem Lieblingsspaziergange, an den von Nußbäumen beschatteten Bächlein am Kahlenberge, wo er mit den Musen verkehrte, in die Döblinger Restauration, da er wußte, alldort einige Freunde zu finden, mit denen er gerne ein Stündchen zubringen mochte.

Er war daselbst stets ein gerngesehener Gast, welcher von den Besuchern, die ihn kannten, seines großen Talentes wegen mit Hochachtung und von den Kellnern, trotz der ihm eigenen Sonderbarlichkeiten, seiner Generosität halber, mit Zuvorkommenheit behandelt wurde.

Als der Zufall ihn zum ersten Mal in diese Lokalität führte, setzte er sich, im Geiste mit seinen Kompositionen beschäftigt, an einen Gartentisch, und verfiel in ein tiefes Nachsinnen.

Gleich darauf erschien der Kellner und befragte ihn, was zu Befehl stünde?

»Nichts, nichts«, sagte Beethoven, ohne ihn anzublicken, zog darauf ein Papier hervor, auf welches er Einiges mit Bleistift notirte und gab sich sodann wieder seinen schöpferischen Gedanken hin.

Ungefähr nach einer Stunde rief er den Kellner.

Dieser nahte.

»Was bin ich schuldig?« fragte Beethoven.

»Verzeihen«, sagte der Aufwärter, »Euer Gnaden haben ja nichts gehabt.«

»Nichts?« fragte Beethoven. »Hm, auch recht«, setzte er darauf hinzu, warf dem verwunderten Kellner einen Zwanziger auf das Couvert und entfernte sich.

Daß diese Freigebigkeit in dem Gedächtnisse eines Kellners haften bleiben mußte, war wohl eine natürliche Folge.

Später wiederholte Beethoven seinen Besuch, fand sodann einige Bekannte und sprach nun, wie gesagt, öfter in dem Lokale zu.

Es war an einem schönen Sommerabend, der eine außergewöhnliche Heiterkeit in die sonst so umdüsterte Seele Beethoven's hervorgerufen hatte, als er früher als seine Abendgenossen in den Garten trat, und sich an dem Tische niederließ, an welchem er mit ihnen zu sitzen pflegte.

Zufällig hatte früher ein fremder Herr von anständigem Aeußern an demselben Platz genommen, und begrüßte den Ankommenden mit einer stummen Verbeugung, welchen Gruß Beethoven freundlich erwiderte.

Kaum seiner ansichtig geworden, flogen die Kellner herbei, und bald perlte der dunkle Ofner, sein Lieblingsgetränke, vor ihm im hellgeschliffenen Glase.

Nachdem er von dem Weine genippt, wandelte ihn, da er eben ziemlich bei Gehör war, die Lust an, mit dem höflichen Manne, ihm gegenüber, einen kleinen Diskurs anzuknüpfen.

Da er voraussetzte, daß Kunstgegenstände außer dem Interesse des Fremden liegen dürften, so richtete er das Gespräch auf Lokalgegenstände, welche demselben nicht unbekannt sein konnten, und denen er ihm Verlaufe auch seine Aufmerksamkeit zu schenken schien.

»Die Gegend ist hier wahrhaftig reizend«, begann er, »diese schmucken Landhäuser mit ihren Vorgärten, diese grünen Rebenhügel und dann das Kahlengebirge selbst, man kann nicht leicht Angenehmeres finden.«

Die Mienen des Fremden blieben unverändert.

»Wenn nur auch der Comfort«, sprach Beethoven weiter, »mit der Annehmlichkeit der Natur auf gleichem Niveau stünde.«

»Aber in dieser Beziehung ist es außer den Linien leidig bestellt.«

»Hier ist noch der einzige Ort, wo man sich allenfalls an einem Glase Ofner erquicken kann, und wo eine halbwegs anständige Bedienung zu finden ist, allenthalben sonst wird nur saurer Grätzer geschenkt und ist die Bedienung miserabel.«

»Aber auch hier ist noch Vieles zu tadeln, wenn gleich nicht die Schuld an dem Restauranten liegt.«

»Sehen Sie zum Beispiel dieses Gebäcke«, sagte er, eine Semmel von dem Teller nehmend. »Was ist das für ein ledernes und unförmliches Backwerk. Sie finden doch auch, daß dieß Brötchen in keinem Verhältniß zu dem Preise steht, den man dafür begehrt?«

Der Fremde setzte dieser Aeußerung abermals eine stumme Höflichkeitsmiene entgegen.

»Die Ernte ist heuer eine gesegnete«, sprach Beethoven weiter, »die Kornpreise sind im Fallen, und dennoch verabreichen die Bäcker das Weißbrot in der Gestalt von Leckerbissen.«

In diesem Tone perorirte Beethoven dem Fremden gegenüber fort, ohne von diesem jedoch eine Zustimmung oder einen Widerspruch zu erhalten.

»Der Kerl muß selber ein Bäcker sein«, dachte Beethoven. »Wart', Dir will ich für Dein klotziges Wesen Eines anhängen!«

»Es stellt sich somit heraus«, fuhr er fort, »daß der Grund, warum diese Brote so diminutiv sind, allein in der Gewissenlosigkeit und in der Habgierde dieses Gezüchtes zu suchen ist.«

»Je kleiner sie ihre Semmeln backen, um so größere Häuser bauen sie sich. Werfen wir nur einen Blick umher, so sehen wir, wie sich diese Herren vom Troge als Kavaliere gebärden. Equipagen und Sommervillen für die gnädige Frau Ladenhöckerin sind an der Tagesordnung. Da ist keine Spur von der bürgerlichen Einfachheit zu finden, wie in jener Zeit, als die Bäcker

noch in lavendelblauen und die Müller in grauen Kleidern einhergingen. Jeder spielt jetzt den Noblemann, wenn er auch nicht so viel Kapacität besäße, um eine vernünftige Conversation pflegen zu können.«

Vergebliche Mühe, der Fremde verharrte bei seinem Schweigen.

Dadurch noch mehr in Harnisch gebracht, verfolgte Beethoven das eingeschlagene Thema auf die rigoroseste Weise, und brachte alles Mögliche auf's Tapet, was die Mißbräuche und Uebergriffe dieser Gewerbsklasse, die er nun einmal auf's Korn genommen hatte, in das grellste Licht setzen konnte, welches jedoch sein Nachbar mit dem größten Stoizismus hinnahm.

Erbost, daß derselbe nicht mit ihm übereinstimmte, erhob er seine Stimme immer gewaltiger und donnerte, gleich einem blitzeschleudernden Jupiter, am Ende förmlich auf den verblüften Zuhörer hinein, so daß schon mehrere Gäste an den Nachbartischen anfingen, auf den heftigen Sprecher aufmerksam zu werden.

Da endlich traten einige Freunde Beethoven's in das Gartenlokale.

Sie hatten schon auf dem Hausflur die Stentorstimme des sonst so schweigsamen Mannes gehört, und näherten sich verwundert dem Eifernden, indem sie ihn, wie auch den Fremden, den sie zu kennen schienen, begrüßten.

»Seid Ihr endlich da!« fuhr Beethoven auf. »Es ist die höchste Zeit, daß Ihr kommt, den schon hat mich der Aerger überkommen. Docire ich nun schon eine halbe Glockenstunde über eines der gewöhnlichsten Dinge der Welt, ohne daß ich im Stande gewesen wäre, diesem, meinen sehr aufmerksamen Nachbarn, auch nur eine Meinungsäußerung zu entlocken.«

»Aber lieber Herr Kapellmeister«, nahm Einer seiner Freunde das Wort. »Sie hätten Ihre Doktrin aufschreiben sollen.«

»Aufschreiben? weshalb?«

»Weil der Herr, mit dem Sie sprachen, des Gehöres und der Sprache beraubt ist, und Sie weder verstehen noch Ihnen antworten konnte.«

»Wie?« rief Beethoven. »Auf diese Weise habe ich eine ganze halbe Stunde mit einem Taubstummen konversirt?!«

Hierauf warf er sich auf die Lehne der Gartenbank zurück und brach in solch' ein übermäßiges Gelächter aus, daß sich ihm der Bauch schütterte und er sich die Seiten halten mußte, worauf nicht nur seine Freunde, sondern auch die nächstsitzenden Gäste unwillkürlich in dasselbe einstimmen mußten.

Ein seltenes Vorkommniß bei einem Manne, aus dessen Herzen der Frohsinn und von dessen Lippen das Lächeln verbannt zu sein schienen.

Maria Theresia und der Wirth zum „Wolf in der Au.“

Das Wirthshaus zum »Wolf in der Au«, an der Poststraße nach Oberösterreich im Weidlingauerthale, war zur Zeit der großen Maria Theresia ein beliebter und vielbesuchter Belustigungsort der Wiener.

Nicht nur die anmuthige Lage des Wirthsgehöftes und der benachbarte Wildpark, der gute Oesterreicherwein und der Reh- und Hasenbraten, mit welchem man in dem Ersteren auf das Flinkeste bedient wurde, waren es, was die Gäste aus Wien und der Umgegend nach Weidlingau lockten, einen wesentlichen Antheil an dem zahlreichen Besuche hatte auch der Besitzer dieses Schankhauses selbst.

Der Wirth zum »Wolf in der Au« unterschied sich in nichts von den anderen Bauern des unteren Wienerwaldes und trug wie diese ungepudertes Haar und schwarze bocklederne Kniehosen, doch war er fast immer fröhlichen Humors und mit reichem Witze begabt, welcher, wenn auch größtentheils von barscher und grobkärniger Art, doch seine Wirkung selten verfehlte.

Gleichwie seine Spitzreden und Hänseleien ergötzte aber überdieß noch die Besucher des Wolfes in der Au die unausgesetzte Rührigkeit, mit welcher er in Haus und Keller waltete, und die angewohnte Hast, mit welcher er alle seine Handlungen verrichtete.

So war es ihm zum Exempel viel zu umständlich, die Rechnung eines Gastes, nach damaliger Weise, erst mit Kreide auf das Kandelbrett oder den Tisch zu schreiben, er stemmte lieber das rechte Bein auf den nächsten Stuhl und machte die Ziffern auf seine Lederhose, wenn sich gleich dieselben bis auf die Sitztheile erstrecken mochten.

Vorzüglich waren es aber die Sonn- und Feiertage, an welchen die Lederhose des Wirthes diese ungebührlichen Dimensionen annahm, denn schon in früher Morgenstunde machten ihm die Marquers und Kellner und jene Gattung Leute, welche die späteren Tagesstunden wieder an ihr Geschäft riefen, eine Morgenvisite, während am Nachmittage eine ganze Wagenburg vor dem Wirthshause stand, welche ihm Besucher aus allen, selbst aus den höchsten Schichten der Gesellschaft zuführte.

Aber nicht nur die Residenzbewohner, auch die Hofjäger und die Forstleute aus dem Auhofe, welcher seit Ferdinand I. ein kaiserlicher Forst und Jagdhof und Sitz eines kaiserlichen Forstmeisters war, und die Insassen des benachbarten fürstlich Khevenhüller'schen Sommerschlosses, sprachen gerne beim Wolfwirth zu, um sich an seinen Schwänken und an dem goldfunkelnden Rebensafte zu ergötzen.

Es war am Vorabende eines großen eingestellten Wildschweinjagens im kaiserlichen Wildparke, hier schlechthin Thiergarten genannt, als der kaiserliche Haspelmeister Baldauf, welcher die Aufsicht über die Jagdnetze, und von dem Auf- und Abhaspeln derselben den Namen hatte, und mehrere Jagdleute und Schloßbewohner im Wolf saßen, und sich im Gespräch über die bevorstehende Jagd unterhielten.

»Möchtest du nicht auch einmal eine Wildschweinjagd sehen, Wolfwirth?« fragte der Haspelmeister.

»In den Thiergarten möcht' ich schon hinüber,« antwortete der Gefragte, »aber nicht Eurer Hasen und Wildschweine wegen; Thiere sehe ich hier genug.«

»Und weßhalb denn?« fragte der Haspelmeister lachend.

»Um einmal unsere Kaiserin in der Nähe zu sehen.«

»Nu, da wäre morgen die beste Gelegenheit dazu.«

»Kommt morgen die Kaiserin?«

»Zuverlässig. Morgen kannst du sie sogar schießen sehen.«

»Sie ist auf der Wildbahn ebenso zu Hause wie in der Ministerconferenz,« sagte ein Anderer.

»Und ist der Kronprinz auch dabei?« warf ein Schloßbewohner dazwischen.

»Nein, Josef jagt nur Hirsche in Stammersdorf, und das nur zur Leibesübung und nicht des Vergnügens wegen.«

»Hört, Herr Baldauf,« sagte darauf der Wirth zu dem Haspelmeister, »wenn Ihr mir einen Platz verschafft, von dem ich Alles so recht nahe sehen kann, so soll es mir auf ein paar Kandel Extrawein nicht ankommen.«

»Topp! Du sollst den besten Platz hinter dem Saunetze, und zwar zunächst dem Kaiserschirme haben.«

»Und Ihr den besten Waidlinger, der in meinem Keller liegt,« sagte der Wirth und eilte das Versprochene herbeizuholen, worauf sich der Herr Haspelmeister und die Jäger den Freitrunk nach Waidmannsart behagen ließen.

Bevor am nächsten Tage noch die aufgehende Sonne den Reif geschmolzen, den die Nacht über die Erde gelegt hatte, wanderte unser Wirth mit weitausgreifenden Schritten den Holzplanken zu, welche damals noch den Thiergarten umschlossen.

Für diesen Feiergang hatte er jedoch eine seltene Metamorphose mit sich vorgenommen, indem er seinen runden bäuerlichen Filzhut mit einem bürgerlichen Dreispitz und die Jacke von Manchester mit einem langen Tuchrocke vertauschte, und das Letztere wahrscheinlich aus wohlweislicher Vorsicht, da aus einer Seitentasche des Rockes eine Weinflasche hervorlugte, die er in der Jacke nicht hätte unterbringen können.

Uebrigens stützte er sich während des Gehens mit seiner kräftigen Rechten auf den Rohrstock mit dem langen Eisenstachel, den er immer außer Hause, zur Stütze und Wehr, zu tragen pflegte.

Auf einem freien Waldplatze war alldort der Lauf eingerichtet worden, um beim Beginne der Jagd die Wildmassen zu tirassiren oder hineinzujagen.

Außer dem lichten Zeug, dem Garne, welches diesen Platz umschloß, um das Ausbrechen des Wildes zu verhindern, ward ein Jagdschirm für den kaiserlichen Hof und ein großes Theatrum für die Jagdcavaliere und Gäste aufgerichtet.

In der Nähe dieses Jagdschirmes stand jetzt der Wirth an einem Eichbaume auf seinen Stachelstock gestützt und voll Begierde der Ankunft der großen Kaiserin entgegenharrend.

Allmählig versammelten sich die Forst- und Riedenmeister, Gehegebereiter, Hofjäger, Riedknechte, Waldläufer und Waidjungen auf dem Wildplatze.

Lauter kräftige Männergestalten in grünen breitschößigen Jagdröcken, mit gelben Tuchborden, umwimmelt von ihren Fang- und Kammerhunden.

Ein Durcheinander von Stimmen, verworrenen Rufen, dazwischen Schreien und Singen, Gezänke, Gelächter und Rüdengeklaffe, umtosten den Harrenden.

Es wirbelte ihm im Kopfe.

Plötzlich stäubte Alles auseinander und ordnete sich in Gruppen und Reihen. Die Jägerhornisten postirten sich am kaiserlichen Jagdschirme und ließen ihre Waldhörner ertönen.

Eine liebliche Jagdmelodie schwebte wie eine unsichtbare Fee durch die schweigende Waldeinsamkeit des Wildparkes, dessen duftende Matten im Morgengolde funkelten. Jetzt kamen zwei Hofdiener zu Pferde herangeflogen. Ihnen folgten in kurzen Zwischenräumen die Hofequipagen, jede Equipage von sechs Schimmeln bespannt, vorauf ein Vorreiter und hintennach zahllose Herrschaftskarossen und Gefolge zu Pferde. Maria The-

resia, Kaiser Franz, Stefan von Lothringen I. und die Erzherzogin Elisabeth und mehrere Hofdamen, Letztere mit thurmhohen Frisuren und bauschichten Kleidern, stiegen aus den Wagen und nahmen nebst dem Obrist-Hof- und Land-Jägermeister, dem Reichsgrafen von Harrach, unter schmetternden Fanfaren, ihre Plätze auf dem Jagdschirme ein, die kaiserlichen Büchsenspanner in ihrer grünen silberflimmernden Montur hinter sich. Ihnen folgten die Fürsten Trautson, Adam Auersperg, Khevenhüller und Franz Liechtenstein und die Grafen Klari, St. Julien, und viele Hof- und Jagdcavaliere.

Sämmtliche Herrschaften waren im elegantesten Jagdkostüme, mit Federhüten auf den Köpfen, Handschuhen mit Spitzen garnirt, zierlichen Hirschfängern und in Schuh und Strümpfen.

Der Kaiser trug einen einfachen Jagdrock, jedoch mit kostbaren Edelsteinen besetzt, die Kaiserin ein niedliches Jägerhütchen mit einer Reiherfeder schief auf den gepuderten Locken und ein grünes enganliegendes Jagkleid, das ihre hohe majestätische Gestalt noch imposanter hervortreten ließ, und in welchem sie ganz das Ansehen einer Amazonenkönigin hatte, an der sich unser Wirth nicht genug satt sehen konnte.

Als die höchsten und hohen Herrschaften ihre Plätze auf dem Jagdschirme und dem Theatrum eingenommen hatten, gab der Obrist-Jägermeister mit dem an einem golddurchwirkten Hornfessel (Bandalier) hangenden Hüfthorn, das Zeichen zum Beginn der Jagd. Hierauf stellten sich die kaiserlichen Jäger, alle in Gallauniform, und bei achtzig an der Zahl, in eine Reihe und begannen die Jagd anzublasen, worauf die Jagdleute und Treiber zu Holze zogen mit dem üblichen Wald- und Waidrufe: Johoho! Ridoh! Ridoh! Hoho!

In kurzer Zeit verkündigte lustiger Hörnerschall die Ankunft des Wildes, gleich darauf erschien das Schwarzwild auf dem Laufe, Frischlinge, Bachen und Keuler, im wildesten Ge-

wirre und in immer dichteren Massen vor dem Gelärme der Treiber flüchtend.

Jetzt krachten Schüsse auf Schüsse.

Gleich zu Anfang der Jagd schoß Kaiser Franz einen angehenden und einen überlaufenen Eber.

Aber auch die Kaiserin zeigte, daß sie ihr Jagdcostüm nicht bloß zum Scheine trug, denn schon mit dem zweiten Schusse traf sie ein Hauptschwein, daß es Knall und Fall zu Boden stürzte. Dieß ersehend, konnte sich der Wolfwirth nicht enthalten, vor freudiger Ueberraschung schallend in die Hände zu klatschen.

Schwarzstücke fielen nun auf Schwarzstücke, oder wurden weichwund geschossen, aber der Wolfwirth hatte nur Augen für die Kaiserin und verschlang mit denselben jede ihrer Bewegungen.

Da ereignete es sich, daß einer der größten und ältesten Keuler einen Prellschuß erhielt und, dadurch in Wuth gebracht, im vollen Laufe und schäumend nach dem Schirm der Kaiserin zustürzte, gerade wo der Wolfwirth stand und das Garn wie Binsen auseinander riß.

Ein allgemeiner Schreckensschrei durchgellte die Luft.

Der Wirth, welcher schon das Unthier in seiner unmittelbaren Nähe erblickte und mit den Hauern klappern hörte, faßte rasch besonnen einen vorragenden Ast des Baumes, an dem er glücklicherweise stand, und schwang sich hastig in die Höhe, wobei er sich noch mit seinem Stachelstocke auf die Erde zu stützen suchte, indem er denselben mit aller Gewalt nach dem Boden stieß.

Da wollte es ein glücklicher Zufall, daß der Keuler in selbem Momente unter ihm durchbrechen wollte und der Stachel des Stockes ihm mit aller Gewalt in das borstige Genicke fuhr, von dem er sich trotz seiner immensen Stärke, welche noch durch Schmerz und Wuth gesteigert wurde, nicht frei machen konnte, da die ganze Wucht des Wirthes auf dem Eisen lastete.

In der nächsten Sekunde schon waren zwei Hofjäger herbeigesprungen und gaben dem Ungethüm den Fang, wodurch der

nothgedrungene Voltigeur aus seiner unbequemen Lage befreit wurde.

Maria Theresia, welche sich rasch vom ersten Schrecken erholt und die Scene mit angesehen hatte, fragte wer der Mann sei, welcher durch einen so glücklichen Zufall ein großes Unglück verhinderte, und ließ, nachdem sie hierüber genügende Auskunft erhalten, den Wirth vor sich kommen.

»Du hast wohl eine große Angst ausgestanden?« fragte sie ihn.

»Allerdings, Euere kaiserliche Majestät«, sagte er, »aber nicht um mich. Was wäre auch viel daran gelegen gewesen, wenn mich, mit Respekt zu sagen, die Wildsau gespießt hätte.«

»Aber mir war Höllenangst, daß das Thier in seiner Wildheit das Gespiel da (auf den Jagdschirm deutend) niederreißen möchte und Euere Majestät in Gefahr kommen könnte.«

Die Kaiserin lächelte hierauf so holdselig, daß dem Wirth ganz kruselig um das Herz wurde, doch loderte dieses Gefühl erst vollends zur lebendigen Flamme in ihm auf, als dieselbe zu ihm sprach: »Danken wir dem Schöpfer, daß er jedes Unglück verhütet. Zur Erholung für unsere gehabte Frayeur aber sorge für einen Kaffee zum Dejeuner im »Wolf in der Au.«

»Euere kaiserliche Majestät machen mich durch diese allerhöchste Gnade zu dem glücklichsten Menschen auf der Welt«, rief der Wolfwirth und eilte, was ihn seine Füße tragen konnten, nach seinem Wirthshause.

Hier wurde das Oberste zu unterst gekehrt, um das schönste Porzellangeschirre zusammenzufinden, der fetteste Schmetten zur Glut und die Kaffeemühlen in schreiende Thätigkeit gesetzt.

Schon war das Haus bis zum Ersticken mit dem Aroma der arabischen Bohne erfüllt, als die Kaiserin mit der jungen Erzherzogin, ihren Hofdamen, damals Kammerfräulein genannt, und mehreren Cavalieren erschien, worauf den hohen Gästen der Wirth und seine Ehehälfte den duftenden Mokkatrank servirten.

Letztere hatte sich noch in Eile in ihren schönsten Staat, in welchem sie seit ihrem Hochzeittage nicht paradirte, geworfen, über dessen veralteten Prunk sich die Damen de cour ins Geheim nicht wenig lustig machten.

Alle Räume des Gehöftes hatten sich mittlerweile mit Gästen angefüllt, welche sich herandrängten, sowohl die geliebte Landesmutter zu sehen, als auch sich durch einen frischen Trunk zu erlaben und kaum langte die Zahl der Dienstleute, um Allen zu Willen zu sein.

Nachdem die Kaiserin das Dejeuner eingenommen hatte, begab sie sich mit einigen Hofdamen in den Wirthsgarten, um dem munteren Treiben der Gäste alldort zuzusehen.

Der Wirth, welcher sie, fast auf allen Vieren kriechend, dahin geleitet, wurde jedoch zu seinem Verdrusse bald von mehreren Gästen angegangen, ihnen die Zeche zu machen. Da dieß im »Wolf in der Au« sein ausschließliches Geschäft war, so konnte er nicht umhin der Anforderung Folge zu leisten und suchte sich der Sache im Fluge zu entledigen.

Er schrieb daher so rasch als möglich die Zeche nach seiner gewohnten Weise auf die Lederhose.

Als die Zahlen aber immer höher stiegen und endlich allmälig zu dem von den Rockschößen blosgelegten Sitztheile gelangten, blickte er verlegen um sich, ob nicht etwa gar die Kaiserin ihn in so despektirlicher Situation gewahren könne, und glaubte vom Schlage gerührt zu werden, als er sah, daß die Augen der hohen Frau unmittelbar auf ihn gerichtet waren und vor Lachen überzugehen schienen, während die Hofdamen kichernd die goldbeflitterten Fächer vor die Gesichter hielten.

Ganz verstört über die begangene Ungeschicklichkeit näherte sich hierauf der Wirth, den Angstschweiß von der Stirne wischend, seinem hohen Gaste und stammelte einige Worte der Entschuldigung.

Die Kaiserin aber sagte: »Mein lieber Wirth, es liegt

wenig daran, welcher Rechentafel Du Dich bedienst, wenn es nur mit dem was Du darauf schreibst seine Richtigkeit hat.« Hierauf belobte sie ihn über das Dejeuner, versprach bald wieder bei ihm zuzusprechen, und entfernte sich sodann in der heitersten Laune dem überglücklichen Wirthe ein namhaftes Geschenk zurücklassend.

Der Wirth zum »Wolf in der Au« mußte aber seinen Gästen noch oftmals sein Abenteuer mit dem Wildschweine erzählen, und unterließ es auch in der Folgezeit nicht, seine Rechnung auf die gewohnte Weise zu machen.

Noch besteht das Wirthshaus zum »Wolf in der Au«. Seit dem Ableben jenes Wirthes aber wird die Rechnung nicht mehr auf der Lederhose gemacht, ob sie aber trotzdem nicht zuweilen eine ungebührliche Dimension annimmt, muß der Mittheiler dieser Zeilen der Beurtheilung des Besuchers überlassen.

Nur reich.

In einer der ödesten Gassen eines Vorstadtgrundes, welcher zu dem ärmlichsten und entlegensten Theile Wiens gehört, sah man vor einigen Jahren alltäglich, fast zu denselben Morgen- und Abendstunden an den niederen Gemäuern einen ältlichen Mann dahinschreiten, welcher durch seine barroke Tracht die Aufmerksamkeit der Bewohner jener Häuserwinkel gewiß auf sich gelenkt haben würde, wenn die Armuth überhaupt ein bemerkendes Auge für das lächerliche Aeußere hätte, welches ein ihrer Gilde Angehöriger zur Schau trägt.

Der Mann, von dem ich spreche, war von äußerst langer und hagerer Statur, und hatte eine Physiognomie, welche einer rasirten Nachteule nicht sehr unähnlich war.

Er trug einen abgegriffenen Cilinder von größter Dimension, der bereits ein Decennium zurückgelegt und schon mehr als einem Kopfe zur Zierde und zum Schutze gedient haben mochte, einen fadenscheinigen und langschößigen Frack von apfelgrüner Couleur, dessen Tuch einem kassirten Billard entnommen zu sein schien, eine schlotternde Weste von gänzlich unkenntlicher Farbe und ein von Fettflecken getiegertes Nanking-Beinkleid, welches ihm kaum unter die Stelle reichte, welche man an anderen Erdenkindern mit dem Substantivum: Wade bezeichnet.

Der Zufall wollte es, daß mich ein Spaziergang eines

Morgens in jene Gasse führte, in welcher mir dieses Original begegnete.

Unwillkürlich wunderte ich mich, als es an mir vorübergegangen war, um die sonderbare Figur auch ad Tergum zu sehen, als sich diese ebenfalls umwendete, und einen Blick auf mich werfend, mit großer Freundlichkeit seinen Pintscher lüftete.

Ich dankte etwas verdutzt über diese unerwartete Galanterie, wurde aber noch verdutzter, als gleich darauf der Apfelgrüne Kehrt machte, und auf mich loskam.

»Schönen guten Morgen, Musje V.«, redete er mich an.

»Sie kennen mich?« fragte ich ihn verwundert.

»O ja«, erwiderte er. »Erinnern Sie sich denn meiner nicht mehr? Wir waren ja in früheren Jahren so häufig beisammen.«

»Wir — beisammen?« sagte ich ganz erstaunt. »Da muß ein Irrthum von Ihrer Seite . . .«

»Nicht doch«, versetzte er mit zuversichtlichem Lächeln. »Ich bin der Texelmaier, der Zimmermaler, der bei dem Dekorateur Niperdei in der Lederergasse malte, als sie denselben so oft in der Theatermalerei besuchten.«

»Wirklich«, versetzte ich, indem ich die früheren Züge seines Gesichtes aus den jetzigen verkümmerten herauszufinden suchte.

Dieses bemerkend, versetzte Herr Texelmaier: »Nicht wahr, Sie hätten mich nicht mehr erkannt. Ja, ja, die Zeiten ändern sich und mit ihnen die Leute. Ich weiß es«, fuhr der Redeselige fort, »ich habe mich ebenfalls sehr verändert, denn ich bin lange krank gelegen und habe seit jener Zeit viel Malheur gehabt. Ja damals, als ich das Pläsir hatte, Sie öfters auf der Malerei zu sehen, da ging es mir noch wohl, aber später, da ist es immer miserabler mit mir geworden.«

»Ich beklage Sie aufrichtig«, sagte ich in der peinlichen Stimmung eine der gewöhnlichen Jeremiaden anhören zu müssen.

»Gleich nachdem Sie aufhörten meinen Prinzipal zu besuchen, weil ihn ein Schlagfluß in das bessere Leben hinüber befördert hatte, wurde mir zwar ganz unverhofft ein großes Glück zu Theil.«

»Das läßt sich hören.«

»Ja, ich beerbte einen Vetter in Linz, der ein höchst ergiebiges Einkommen hatte. Dieser Vetter war ein großer Pinsel.«

»Ei, wer wird dieß seinem Verwandten nachsagen?«

»Sie mißverstehen mich. Ich meine es figuralisch, oder besser gesagt, symbolisch. Er war ein ausgezeichneter Maler und als dieser weit und breit bekannt und gesucht.«

»Er malte beinahe durch zwanzig Jahre die Namen der Schiffseigenthümer und die Jahreszahlen auf die Schnäbel der Schiffe, welche die Donau befuhren. Dieser talentvolle Mann hinterließ mir die Summe von 3000 fl.«

»Eine angenehme Bescheerung.«

»Ja, wenn sie nur auch bei mir geblieben wäre. Aber ich war ein Thor, ein Einfaltspinsel! Ich wollte die Summe verdoppeln, verdreifachen, ja, ich wollte zehnmal so viel haben, und das so schnell als möglich, und daher . . .«

»Nun, und daher?« fragte ich nicht ganz ohne Neugierde.

»Setzte ich das ganze Geld in die Lotterie.«

Ich schüttelte mißbilligend den Kopf.

»Sie haben ganz recht den Kopf zu schütteln«, fuhr Herr Texelmaier fort, »ach, ich hätte es verdient, daß mir damals auch Einer den Kopf geschüttelt hätte, aber bei den Haaren, denn ich verspielte meine ganze schöne Erbschaft bei Pfennig und Heller. Als ich Alles verloren hatte, war es aber, als ob Belzebub selbst in mich gefahren wäre.«

»Ich hatte keine Rast und keine Ruhe, ich mußte mein Geld wieder zurückgewinnen und ginge es, wie es wolle.«

»Ich verkaufte nun, was ich mir mit jahrelang zusammen-

gespartem Gelde an Pretiosen angeschafft hatte, und trug Alles, was ich dafür erhielt, in die Lotto-Collectur.«

»Zu demselben Behufe machte ich Anleihen und Schulden, so viel ich nur konnte, denn ich war der festen Ueberzeugung, daß ich doch endlich einen Haupttreffer machen müsse, und Alles wieder zurückerstatten könnte.«

»Ich setzte daher unverdrossen darauf los, und als das Geliehene nicht mehr zureichte, ging's an einen völligen Ausverkauf. Erst wanderten die Duplikate und endlich die Einzelheiten, ja ich kam in meinem Setzeifer endlich so weit, daß ich meinen letzten Rock durch meine Nachbarin an einen Juden verkaufen ließ, um nur setzen zu können, und so lange in Hemdärmeln das Haus hüten mußte, bis dieselbe bei einem ihrer Gönner eine andere Leibesbekleidung für mich erbettelt hatte.«

»Da ich jedoch auf gewöhnlichem Wege im Lotto nichts erzielen konnte, so versuchte ich nun mit allem Eifer durch Berechnung dahin zu gelangen, wobei mir ein alter Lottospieler an die Hand ging, der zwar auch noch nichts herausgerechnet hatte, aber wie ich der besten Hoffnung lebte, daß er ehestens gewinnen müsse.«

»So sehr ich mir aber auch den Kopf über diesen kabalistischen Arbeiten zerbrach, so schien es dennoch, daß ich nie zu dem erwünschten Resultate kommen sollte, worüber ich immer mißmuthiger und verzagter wurde.«

»Was aber hierauf erfolgte, zeigte deutlich, daß Frau Fortuna mich bloß dazu ausersehen hatte, mit mir Katze und Maus zu spielen. Hören Sie nur!«

»Schon hatte ich die Nummer, die ich dazumal herauskalkulirt, durch einige Monate in der Kost, das heißt, ich setzte fortwährend auf dieselbe und vergrößerte jedesmal den Einsatz, ohne daß sie lebendig geworden, das will sagen: herausgekommen wären.«

»Hierüber endlich erbost, beschloß ich, sie nicht mehr zu setzen, und warf den Resconto weg.«

»Ein Nebengeselle, der Siebel, sah ihn zufällig auf der Erde liegen, las ihn auf und setzte ihn, und die Nummer, die, so lange ich sie setzte, immer festgesessen, das heißt: nicht herausgekommen war, sie kam auf seinen ersten Einsatz.«

»Denken Sie sich meine Verzweiflung, sie kam! Ich hätte nur noch einmal, ein einziges Mal setzen sollen.«

»Ein ander Mal«, fuhr Herr Texelmaier fort, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß er mich in meinem Spaziergange aufhalte, oder mir Alles dieses auf offener Straße mittheilte. »Ein ander Mal begab ich mich auf den Hermannskogel, um eine Nummer aus dem bekannten Jungfernbrünnl zu erspähen.«

»Vergebens jedoch strengte ich meine Sehnerven an, ich konnte auf den Steinen unter dem Gewässer auch nicht die geringste Zahl ausfindig machen.«

»Ganz desperat darüber, ging ich wieder nach Sivering zurück. Als ich aber dort einige Halbe Heurigen getrunken hatte, erwachte der Entschluß in mir, mein Glück noch einmal zu versuchen.«

»Gedacht, gethan, und siehe da, ich erblickte jetzt die Nummer 57 so deutlich, als ob sie mein Vetter hingemalt hätte.«

»Seelenvergnügt eilte ich nach Hause und setzte meinen ganzen Wochenlohn auf diese Nummer in der Wiener Ziehung, und denken Sie sich, obgleich der Siebenundfünfziger meistens lange braucht bis er zeitig ist, das heißt, bis er gezogen wird, der Siebenundfünfziger kommt auch richtig — aber in Linz.«

»Auf diese Weise verfolgte mich das Schicksal fort und fort, kaum schien mir ein Strahl des Glückes zu lächeln, so verschwand er auch schon wieder, wie ein neckender Irrwisch.«

»So träumte ich in einer Nacht drei Nummern. Ich sah sie vor mir, wie ich Sie werthester Musje V. vor mir sehe, und er-

wache aus freudiger Aufgeregtheit, denn mir sagte eine innere Stimme, diese drei Nummern müßten unfehlbar gezogen werden.«

»Da ich ein schlechtes Zahlengedächtniß besitze und die Nummern leicht über Nacht wieder vergessen konnte, so gebrauchte ich die Vorsicht und schrieb sie mit Kreide auf die Holzplatte eines Tisches, der in meiner Stube stand, und schlief hierauf getrost wieder ein.«

»Des Morgens erwachte ich erst, als meine Miethfrau in die Stube trat, und mir nach ihrer Gewohnheit die eingebrannte Suppe zum Frühstück brachte.«

»Sie setzte die Suppenschale auf den Tisch und reinigte diesen mit ihrer Schürze, als mir plötzlich einfiel, daß ich des Nachts die geträumten Nummern darauf geschrieben hatte.«

»Wie ein Tieger sprang ich, zum Entsetzen der alten Frau, aus dem Bette und stürzte nach dem Tische. Zu spät! Die Nummern waren von der Tafel wie aus meinem Gedächtnisse verschwunden.«

»Nun frage ich Sie, heißt das nicht Pech haben?«

»Wieder einmal wurde mir von einer erfahrenen Lottospielerin angerathen, mich an ein ihr bekanntes Fräulein zu wenden, welches in Allem von einem besonderen Glücke begünstiget werde, und selbes um den Datum seines Geburts- und Namenstages und um seine Alterszahl zu ersuchen, und diese Nummern zu setzen.«

»Das Fräulein willfahrte mir nach mehreren zimperlichen Ausflüchten, und sagte, daß es am 14. April geboren sei, sein Namenstag am 7. September falle, und daß es 19 Jahre zählte. Ich setzte allsogleich: 14, 7 und 19, und denken Sie sich, die Nummern kommen, das heißt, es kommen; 14 und 7, aber statt 19 kommt 23. Nach einiger Zeit bringe ich richtig in Erfahrung, daß dieses kokette Weibsbild wirklich 23 Jahre alt sei, sich aber um 4 Jahre jünger gemacht habe, und mich durch diese lügnerische Eitelkeit um die Terne brachte.«

»Das Aergste sollte aber hierauf noch geschehen«, fuhr Texelmaier in seinem Redeeifer fort.

»Eine mehrwochentliche und überaus splendid bezahlte Restauration in dem Salon des reichen Herrn von Schwindelberger, der in dreiviertel Jahren darauf in den Schuldenarrest spazierte, hatte mir ein hübsches Sümmchen eingetragen, wofür ich mir allsogleich ein Loos von einer Güterlotterie ankaufte.«

»Mit nicht zu schildernder Ungeduld harrte ich des Tages der Ziehung. Endlich kam er heran. Die gezogenen Treffer erscheinen in der Zeitung. Ich erstand sogleich das Zeitungsblatt, in welchem die Ziehungsliste enthalten war, und verschlang dieselbe mit meinen Augen.«

»Wer denkt sich meine Ueberraschung, wer das Uebermaß meiner Freude? Meine Nummer hatte den Haupttreffer gemacht, ich war Herrschaftsbesitzer.«

»Jetzt war all' das jahrelange Elend verschmerzt und vergessen. Wie von Flügeln getragen, eilte ich zu meinen Mitgesellen, und theilte ihnen die Freudennachricht mit.«

»Alles wünschte mir Glück und beneidete mich im Stillen.«

»Außer mir vor Seeligkeit und Wonne, beschloß ich sogleich, meine Freunde an meinem Glücke theilnehmen zu lassen, und dieses freudige Ereigniß mit ihnen zu feiern.»

»Der Wirth zur Unmöglichkeit auf dem Strotzengrunde, wo ich damals wohnte, und dessen Schanklokale ich zuweilen besuchte, um den Mißmuth über meine gescheiterten Hoffnungen zu vertrinken, hatte bereits von meinem imensen Glücke gehört, und durch das Loos so wie durch die Zeitung von der Wahrheit der Sache überzeugt, nahm er keinen Anstand, auf meine Rechnung ein splendides Festmahl zu arrangiren.«

»Es war die glücklichste Stunde meines Lebens. Ich sah nichts als Herrschaftsschlößer, Equipagen, geputzte Fräuleins und Lakeien. Ein Toast folgte auf den andern, bis der Cham-

pagner meine Sinne umnebelte, und meine Freunde mich zu Bette bringen mußten.

»Gleich Tags darauf machte ich mich, obwohl noch mit schwerem Kopfe, auf den Weg nach dem Comptoir des Großhandlungshauses, welches die Ausspielung übernommen hatte, um auf mein Loos, das erst nach Monden zahlbar war, einen Vorschuß von ein paar tausend Gulden zu begehren.«

»Mit freudeklopfendem Herzen trat ich in die Wechselstube. Der Cassier nahm das Loos, besichtigte es, schlug sodann in der Liste nach und sagte: Ich bedaure, Ihr Loos hat nicht gewonnen.«

»Nicht gewonnen? lallte ich, kaum der Sprache mächtig, und glaubte vom Schlage gerührt zu sein. Hier in dieser Zeitung stotterte ich darauf, ist meine Nummer als Treffer angegeben.«

»Das ist ein Druckfehler, versetzte der Cassier, nachdem er das Zeitungsblatt mit seiner Liste verglichen hatte. Der Setzer hat die Nulle mit der Zahl Sechs verwechselt.«

»Wie ich aus dem Comptoir hinausgekommen, weiß ich nicht, und eben so wenig, was später mit mir vorgegangen. Nur ist mir ganz dunkel, als ob mir von dem Gastwirthe zur Unmöglichkeit einige Unannehmlichkeiten wiederfahren wären. Jedoch weiß ich nicht gewiß, ob dieses wirklich geschehen, oder ob es bloß eine Einbildung ist, welche das Fieber erzeugte, das mich darauf befiel und in das Krankenhaus lieferte.«

»Nach mehrmonatlichem Krankenlager wurde ich wieder als Reconvalescent entlassen, und lebte darauf von der Mildthätgkeit mitleidiger Menschen, die mich kannten, bis ich mich allmählig wieder so weit erholte, daß ich als Zulanger und Farbenreiber bei einem Zimmermaler in Condition treten konnte.«

»Seit dieser Zeit bin ich genöthiget, so schwer es mir auch bei meiner Gebrechlichkeit und meinem Alter wird die Leitern auf und nieder zu klettern, meinem alten Bewerb nachzugehen, der mir jedoch kaum das Allernothdürftigste abwirft.«

»Jede Hoffnung auf eine bessere Existenz ist erloschen, und

von allen Opfern, die ich gebracht, von allen Bestrebungen, die ich angewendet, um reich zu werden, ist mir nichts geblieben, als die Ueberzeugung; daß ich nun einmal zum Unglück geboren bin, und der unerschütterliche Entschluß: niemals wieder in das Lotto zu setzen.«

»Werden Sie aber auch auf diesem Entschlusse verharren?«

»O zuverlässig«, sagte er mit bitterem Lächeln. »Wer so oft der bedauerliche Spielball der falschen Göttin gewesen, wie ich, der ist vor jeder weiteren Verlokung sicher.«

»Es freut mich, dieß von Ihnen zu vernehmen«, versetzte ich. »Mit dieser Ansicht wird es Ihnen auch bald wieder gelingen, in günstigere Verhältnisse zu gelangen, denn nur der unglückselige Hang: das Glück zwingen zu wollen, war die eigentliche und einzige Ursache ihres Unglückes.«

Nach diesen Worten machte ich eine Wendung, um unbemerkt mein Portemone zu öffnen, drückte ihm eine Guldennote in die Hand, und grüßte ihn zum Abschiede.

Herr Texelmaier überschüttete mich mit einem Schwalle von Danksagungen empfahl sich sodann und verfolgte seinen Weg, mich noch einigemale im Weiterschreiten auf das Devoteste grüßend.

Ohne daß ich es beabsichtigte, und ohne daß es der unglückliche Lottospieler bemerkte, folgte ich ihm in einiger Entfernung.

Er bog in eine zweite Gasse, und von dieser in eine dritte, hier ging er immer langsamer, bis er endlich vor einer Ladenthüre stehen blieb, und sodann in selbe hineintrat.

Als ich zu dem Laden hingekommen, las ich als Aufschrift über demselben: Lottokollectur.

Kaiser Josef auf der Straße.

Es war an einem heitern Morgen des Vorfrühlings Anno 1766, ein Jahr nachdem die Kaiserin Maria Theresia ihren erhabenen Sohn Josef zum Mitregenten aller österreichischen Erblande ernannt hatte, als in der Atmosphäre Wiens jene bewegte Luftströmung eingetreten war, welche auf die alte Metropole das bekannte Sprichwort: »Vienna vel ventosa, vel venetosa« hervorgerufen hatte.

Der Wind von Süd-Ost kommend trillte die eisernen Wetterhähne auf den Thürmen, daß sie zu flattern schienen und jagte ganze Wolkenberge von Staub durch die Gassen, welche Alles auf wenige Schritte Entfernung in Nebel hüllten.

Eben schlug es in der Hofburg neun, als ein jugendlicher Mann, von mittlerer Größe, ziemlich hastig von einer der vielen Nebenstiegen dieses weitläuftigen Gebäudes herunterkam und seinen Weg nach dem Burgthore einschlug.

Er war in einen weiten dunkelgrauen Mantel gehüllt, trug ein dreieckichtes Hütchen, ohne Verzierung, unter welchem eine schöngewölbte Stirne sichtbar wurde, und hatte Sporen an den hellglänzenden Stiefeln.

Sein Auge war groß und von lichtblauer Farbe, und sein hellbraunes Haar, nach Art wie es die Offiziere trugen, in einen Zopf gebunden und in zwei ungekünstellten Seitenlocken um die Schläfe gerollt.

Doch wozu noch eine weitere Personsbeschreibung, hat doch der Leser schon in ihm den Kaiser Josef erkannt.

Er hatte wie gewöhnlich von 5 bis 8 Uhr mit seinen Kabinetssekretären in Regierungsgeschäften gearbeitet, sodann Chokolade zu sich genommen und beabsichtigte nun, zur Erholung, statt des sonstigen Spazierrittes, eine Promenade in cognito, nach dem von seiner glorreichen Mutter erbauten Lustschlosse Schönbrunn zu machen.

Den Mantelkragen über das halbe Gesicht hinaufgeschlagen, schritt er von dem inneren Burgthor, auf dem schiefen Wege dahin, der zu dem Thore unter den Bastionen, das »finstere Thor« genannt, führte.

Außer das Thor gelangt, ging er über die hölzerne Brücke, die über den Stadtgraben gelegt war, und durchschritt darauf das dritte Thor unter dem Stadtwalle, allwo sich ein Mauthschranke und ein Wachtposten befanden.

Jetzt war er auf jenen kleinen freien Platz gekommen, von welchem die Fahr- und Gehwege im Halbkreise nach dem noch baumlosen Glacis ausmündeten, und wo zahlreiche Hökerinnen ihre Stände aufgeschlagen hatten und daselbst Obst, Brot, Würste, vorzugsweise aber Häringe zum Verkaufe bothen.

Sie trugen schnabelartige Strohhüte, die der immer rege Volkswitz nach dem Verkaufsartikel ihrer Besitzerinnen »Häringsköpfe« nannte, welche Benennung sich für diese Gattung Hüte bis auf unsere Zeit erhielt.

Er hatte den Raum dieses Platzes noch nicht völlig durchgemessen, als ein paar junge schlanke Dämchen auf ihren hohen Stöckelschuhen an ihm vorübertrippelten.

Sie waren nach der neuesten Pariser Mode mit Buffanten, den würdigen Aelterschwestern der liebenswürdigen Crinoline, und mit schwarzen Saloppen bekleidet, und trugen mit Federn und Schmucknadeln gezierte Hüte, aus denen zwei allerliebste rosichte Gesichtchen hervorlachten.

Es war echtes Wiener Vollblut von Anno 1766, von dem Wekhelin in seinen Denkwürdigkeiten Wiens sagt:

»Sie besitzen das Gefühl einer Neapolitanerin, den Buhlgeist einer Französin und das Herz einer Deutschin.«

Mit Wohlgefallen betrachtete Josef die frischen und munteren Mädchengestalten, die große Mühe hatten ihre bauschichten Kleider vor den Ungezogenheiten des Boreas zu schützen, dessen freche Liebkosungen ihre jugendlichen Formen deutlicher, als die mädchenhafte Züchtigkeit es gestatten wollte, in malerischen Wellenlinien ersichtlich werden ließen.

Sein Auge hatte aber noch nicht lange auf diesem Schauspiele ex improvisio gehaftet, als ein plötzlicher Jammerschrei seine Aufmerksamkeit von den lieblichen Wienerinnen ablenkte.

Sein suchender Blick fand allsogleich den Gegenstand, welcher dieses Geschrei hervorgebracht hatte. Es war ein kleines kaum noch den Kinderschuhen entwachsenes Mädchen, welches ein Körbchen im Arme hatte und heftig weinte, während es den Leuten, welche es umstanden, sein Leid zu klagen schien, und Andere nach der Brücke eilten, und in den Stadtgraben hinunterschauten.

In einer Weile verließen auch die Umstehenden das Mädchen und gesellten sich zu Jenen auf der Brücke, oder gingen wieder ihrer Wege weiter.

Diesen Moment benützte Josef, trat rasch zu der Weinenden und fragte: »Was ist Dir begegnet mein Kind?«

»Ach«, jammerte das Mädchen, während ihm heiße Thränen über die Wangen rollten, »ich hatte in diesem Körbchen Bänder zum Verkaufe, und diese entriß mir ein Bursche und sprang damit in den Stadtgraben.«

»Der Vater und die Mutter«, fuhr es unter erneutem Schluchzen fort, »warten daheim auf den Erlös, und nun komme ich mit leeren Händen und noch dazu ohne Bänder nach Hause. O, ich Unglückliche, wie wird es mir ergehen!«

Josef sah, daß hier keine Zeit zum Ueberlegen sei, ohne

die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich zu ziehen, er griff daher hastig in die Tasche, drückte der Trostlosen einen Souverain, welcher ihr hinlänglich das Geraubte ersetzte, in die Hand und entfernte sich sodann hastig wieder.

»Ein verwogener Kerl«, sagte einer der Vorüberschreitenden.

»Er ist glücklich schapirt«, replizirte ein Zweiter.

»Das kommt von dem Zeitgeist«, ergänzte der Erstere, und Beide gingen ohne der Beraubten, gleich den Uebrigen, weiter zu achten, ihrem Geschäfte nach.

Nicht ohne einigen Unmuth über diese Begebenheit, welche ihm die oft gemachte Erfahrung auf's Neue kund gab, daß man keinen Fuß über die Schwelle setzen könne, ohne einer Ungerechtigkeit zu begegnen, verfolgte er den Fußpfad, welcher nach den kaiserlichen Marställen, über das Glacis führte, das dazumal eine öde, nur von Lachen und Sandhügeln untermengte Fläche war, ungefähr wie jetzt der Raum zwischen der Josefstadt und dem Franzenthor.

In die Nähe der Marktsäule der Schottner Grundherrschaft gekommen, der Stelle, auf welcher jetzt die gußeiserne Piramide steht, schritten zwei Herren, dem Aeußern nach dem Beamtenstande angehörend, langsam an ihm vorüber, von welchen der Eine dem Andern aus einem Büchlein vorlas.

»Vortrefflich! Vortrefflich!« rief der Zuhörer aus.

»Hören nur der Herr Raitrath Quator weiter«, sagte der Andere, und fuhr fort zu lesen: »Die Edlen des Volkes wünschen, daß Kaiser Josef in Entscheidungen nie zu voreilig sein möge, weil leicht viele Familien dadurch unglücklich werden. Sie wünschen, daß sein rastloser Eifer, von allem Guten bald die Frucht zu sehen, das Gute selbst nicht oft in der Blüthe erst icke.«

»Wahr, sehr wahr«, unterbrach den Vorleser der Herr Raitrath. »Sein Eifer überstürzt Alles. Immer wird das Kind mit dem Bade zugleich ausgegossen.«

Josef, dem aus dem wenigen Gehörten in der Lektüre so-

gleich die bei dem berüchtigten Buchdrucker Wucherer soeben erschienene Brochüre: Warum Kaiser Josef von seinem Volke nicht geliebt wird, erkannte, lächelte mitleidig und schritt weiter.

Bald hatte er die Marställe und die Behausung der Raiger und Falkenmeister, welche die k. k. Venerie genannt wurde, und die rechte Ecke der Laimgrube von der Stadt aus bildete, hinter sich, als ihn plötzlich Kettengeklirre aus den Gedanken schreckte, in die er sich in Folge des Gespräches der beiden Dikasterianten versenkt hatte.

Es waren die Zuchthaussträflinge, welche von Rumorknechten überwacht, so eben die Fahrstraße säuberten.

Sie trugen röthlich-braune Hüte, und waren mit Zwilchjacken und Hosen von gleichem Stoffe gekleidet, und Zwei und Zwei mit sogenannten Springeisen aneinander gekettet, so daß der Eine sich mit dem rechten Fuß und der Andere mit dem linken an der Kette befestigt befand.

Hier dürfte eine kleine Anekdote nicht unerwähnt bleiben, welche auf die Kopfbedeckung dieser Sträflinge Bezug hat, und meines Wissens nur wenig verbreitet ist.

Es hatte kurz vor dieser Zeitepoche ein Hutmacher in Wien eine neue Art Männerhüte von rothbrauner Farbe und spitzzulaufender Form verfertigt, welche einigen Anwerth fanden, aber das Unglück hatten, dem Kaiser total zu mißfallen.

Um die Verbreitung dieses ihm so unliebsamen Modeartikels zu verhindern, ließ er daher bei dem Erfinder ebenso viele Hüte von dieser Gattung anfertigen, als sich Züchtlinge in der Strafanstalt befanden, und siehe da, eines schönen Morgens paradirten alle diese mit den rothbraunen spitzen Hüten bei ihrer Straßenarbeit.

Die natürliche Folge dieses Ergebnisses war, daß Niemand mehr einen Hut, der solche Profanirung erlitten, tragen mochte.

Einen flüchtigen Blick auf die Unglücklichen werfend, welche nicht wenig dazu beitrugen, die staubigen Elemente der Luft ver-

mehren zu helfen, gewahrte er einen silberhaarigen Greis, dessen harmvolle aber gutmüthige Gesichtszüge einen augenfälligen Gegensatz zu den verwilderten und heimtükischen Physiognomien der Uebrigen bildeten.

Dadurch neugierig geworden, Näheres über ihn zu erfahren, trat er daher zu ihm, und fragte: »Warum arbeitest Du hier in Eisen?«

»Weil ich einen Todtschlag begangen habe.«

»Einen Todtschlag?! Unglücklicher und weshalb begingst Du ihn?«

»Weil er mir in den Krautgarten ging und mein Kraut fraß.«

»Wer?« fragte Josef verwundert, da er sich die Antwort nicht zu deuten wußte.

»Nun, der Hase, den ich todtgeschlagen habe.«

»Wie? der Hase? — und eines getödteten Hasens wegen arbeitest Du in Eisen?«

»Wie ich sagte.«

»Das ist nicht möglich«, versetzte Josef. »Du mußt sonst noch ein Verbrechen begangen haben.«

»Ich habe sonst nichts verbrochen, so wahr mir der Herrgott in meiner baldigen Sterbestunde beistehen möge«, betheuerte der Greis.

»So nenne Deinen Vorgesetzten, ich will für Deine Entlassung ein Ansuchen an ihn stellen.«

»O, nicht doch, gnädiger Herr, thun der Herr doch dieses nicht, es würde nur schlimme Folgen für mich haben.«

»Schon einmal legte ein mitleidiger Herr bei dem gestrengen Herrn Johansen eine Fürbitte für mich ein, wofür mir derselbe, da er dachte, daß ich den Fürbitter dazu angestiftet hätte, fünfzig Karbatschstreiche aufzählen ließ.«

»Unerhört«, sagte Josef, »indem sich seine Oberlippe nach aufwärts zog, so daß die Zähne sichtbar wurden; eine Gewohn-

heit, die stets seine innere Aufregung verrieth. »Und wer ist dieser gestrenge Herr Johansen, dessen Du erwähntest?«

»Er ist Hofmaier auf den Graf Wildberg'schen Herrschaften.«

Kaiser Josef notirte flüchtig einige Worte in seine Schreibtafel, schob diese in die Brusttasche und sagte: »Tröste Dich Alter, wenn es sich wirklich so verhält, wie Du sagtest, so ....«

Da näherte sich der Rumormeister mit gerunzelter Stirn dem Greise, denn es war den Sträflingen strenge verboten mit Jemand zu sprechen.

Josef brach daher schnell ab, um ihm keine Rüge zuzuziehen, und entfernte sich.

Der Greis aber blickte dem Dahineilenden kopfschüttelnd nach und sagte zu sich, indem er seinen Besen wieder langsam in Bewegung setzte. »Wenn er sich wirklich für mich verwendet, so fürchte ich, daß ich zu meinen fünfzig Karbatschstreichen noch fünfzig neue dazu bekomme.«

Es dürfte hier bemerkt werden, daß schon am nächsten Tage der Kaiser sich um den Verhalt der Sache erkundigen ließ, und als sich die Aussage des Greises bestätigte, den Befehl ertheilte, dem Hofmaier fünfzig Prügel zurückzuzahlen, und ihn an die Stelle des Alten in Eisen zu legen.

Noch hatte Josef aber nicht die Reihen der Gassenfeger gänzlich passirt, als Einer derselben ihn trotz seines Incognito's erkannt hatte.

Es war ein Bursche mit einer ausgeprägten Verbrecherphysiognomie, dem man es ansah, daß die Prügelbank und die Ochsensenne, womit die Verbrecher im Rumorhause im tiefen Graben gezüchtigt zu werden pflegten, zu seinen vertrautesten Bekanntschaften gehörten.

Mit jener rohen Gehässigkeit, mit welcher das Gemeine alles Bessere und Höhere ohne Unterschied mit seinem Hohne zu begeifern sucht, stellte auch er sich sogleich mit fletschendem Gesichte,

und in der aufrechten Haltung eines Soldaten vor dem Vorüberschreitenden hin, indem er mit dem zerspellten Kehrbesen wie mit einem Gewehre präsentirte.

Josef warf einen vernichtenden Blick auf den Elenden und eilte, den Mantel dichter um sich schlagend, weiter.

Die Folge dieser Begebenheit aber war, daß die Säuberung der Straße durch Sträflinge aufgehoben und fortan von dem städtischen Unterkammeramte, durch gemiethete Taglöhner, besorgt wurde.

Schon hatte Josef das Kloster der unbeschuhten Karmeliter hinter sich, als er einem jungen hübschen Mädchen in bürgerlicher Tracht, die Schürze am Rücken genestelt, begegnete, das ein Päckchen unter dem Arme trug, in dessen Gesicht sich aber ein tiefer Kummer abspiegelte.

»Begegne ich heute lauter Unglückskindern«, murmelte er in den Mantel hinein, und näherte sich rasch der Dahinschreitenden.

»Sie, Jungfer!« redete er das Mädchen an.

»Was steht zu Diensten?« fragte die Angesprochene.

»Kann mir die Jungfer nicht sagen, wo die Chaosische Stiftung sich befindet?«

»Die ist jenseits der Straße neben dem rothen Krebs, in dem Hause mit den gewölbten vorspringenden Fenstergittern.«

»Ich danke«, versetzte Josef. »Ist die Jungfer hier zu Hause?«

»Ja wohl, ich wohne in einem der letzteren Häuser, nahe am Linienwalle.«

»Die Jungfer trägt wohl eine Handarbeit in die Stadt.«

»Leider ist das nicht der Fall«, erwiderte das Mädchen.

»Nicht? Nun, was hat sie dann in dem Päckchen?«

»Es ist Leinenwäsche, die ich zum Verkaufe bringen soll.«

»Hofft Sie dieselbe gut an Mann zu bringen?«

»Ich weiß nicht, was ich bekommen werde, doch hoffe ich,

daß es hinreichen wird, um unsere Umstände auf einige Tage zu erleichtern.«

»Befindet Sie sich in solch' einer bedrängten Lage?«

»Ach leider! Die Mutter ist immer kränklich, und ich allein bin nicht im Stande das Nothdürftige für die Geschwister herbeizuschaffen, seit der Vater gestorben ist.«

»Wer war Ihr Vater?«

»Er hatte eine Bedienstung beim Holzsetzamte.«

»Da hat wohl Ihre Mutter eine kleine Pension?«

»Leider nicht.«

»Warum? hat Ihr Vater sich etwas zu Schulden kommen lassen?«

»Mein Vater war ein sehr rechtlicher Mann, jedoch hatte er nicht die volle Dienstzeit erreicht, um pensionsfähig zu sein, und meine arme Mutter mußte sich mit einer geringen Abfertigung begnügen.«

»Da hätte Sie dem Kaiser ein Gnadengesuch überreichen sollen. Wußte Sie den Niemand, der sich Ihrer in dieser Sache hätte annehmen können?«

»Wohl lebt noch ein Bruder des Vaters in Wien, aber der ist Ziegelschaffer und kümmert sich nicht um uns, auch glaube ich«, fuhr das Mädchen fort, »daß ein Gesuch an den Kaiser wenig genützt haben würde. Man sagte mir, daß der Kaiser lieber nimmt als gibt.«

»Da hat man Sie unrecht berichtet. Der Kaiser nimmt nur Jenen, die es nicht bedürfen, und gibt Denen, die es verdienen. Glaube Sie mir das und verfasse Sie eine Bittschrift, und bring' Sie mir dieselbe morgen um 10 Uhr in die Burg.«

»In die Burg?« fragte das Mädchen zaghaft.

»Ja, geh' Sie nur in den Kontrollorgang und warte Sie dort auf mich. Ich schmeichle mir, etwas bei dem Kaiser zu gelten und glaube, daß meine Fürsprache für Sie nicht vergeblich sein wird. Lasse Sie das Linnenzeug indessen aber unverkauft,

und, damit Sie und Ihre Mutter dadurch nicht in Verlegenheit gerathen, strecke ich Ihr indessen sechs Dukaten vor.

»Ich — weiß — nicht . . . .« stotterte das Mädchen mit hochglühenden Wangen.

»Fürchte Sie nicht, daß ich eine Nebenabsicht habe, oder Ihr vielleicht das Geld schenken will. Wenn unser Anliegen, wie ich hoffe, reusirt, so zahle mir die Jungfer das Darlehen wieder zurück.«

»Aber — wie soll ich —«

»Nehme Sie, nehm' Sie, ich kann mich jetzt nicht länger aufhalten.« Mit diesen Worten drückte er ihr die Goldstücke in die Hand, und entfernte sich.

»Wie soll ich dem Herrn danken!« schluchzte das Mädchen in höchster Aufgeregtheit.

»Also morgen um 10 Uhr!« rief Josef zurück, das Mädchen seiner freudigen Bestürzung überlassend. Die Lösung dieser Begebenheit kann dem Leser nach dem bereits Vorgefallenen und dem Charakter des Kaisers nicht zweifelhaft sein, und ist in den meisten Biografien Josefs aufgezeichnet.

Josef setzte hierauf seine Morgenwanderung fort, und warf zuweilen hier und dort einen Blick nach den Kaufläden, welche freilich nicht mit dem Luxus der Gegenwart ausgestattet waren, denn die meisten Verkäufer hatten nur einfache an die Wand gehängte Tuchstücke, in welchen das Schildzeichen aufgenäht war, oder kleine piramidenartige Kästchen, durch welche sie ihre Artikel mehr andeuteten als zur Schau legten.

Er war aber noch nicht lange an den Kaufläden dahingeschlendert, als zwei Hofjäger, die Büchse über die Achsel gehängt, Vorstehhunde an der Koppel, von der Mariahilfer Linie kommend, ihm begegneten. Als er ihrer ansichtig wurde, zog er sogleich den Mantel höher in's Gesicht, was aber nicht verhindern konnte, daß dem Einen derselben seine Gestalt auffiel, und der-

selbe plötzlich stehen blieb, und ihn mit unverwandten Blicken verfolgte.

Auf dem Punkte, sein Incognito abermals verrathen zu sehen, that Josef, als würde er es nicht gewahr, suchte sich aber möglichst seinem Beobachter zu entziehen, wobei ihn der Umstand begünstigte, daß der Wind plötzlich den Staub zu einer Säule aufwirbelte, die der Sahara Ehre gemacht hätte, und ihn förmlich wie mit einem Mantel umhüllte, was auch endlich den Jäger bewog, dem Zurufe seines Kameraden zu folgen, und seinen Weg nach der Burg fortzusetzen; jedoch ließ sein Kopfschütteln es deutlich erkennen, daß der Fremde im grauen Mantel in ihm einen geheimen Verdacht erregt haben mußte.

Mittlerweile war Josef, welcher indessen immer mit gleichmäßigen aber ziemlich raschen Schritten seinen Weg verfolgt hatte, zu der Mauereinfriedung gekommen, die hier die Kirche der Pauliner, nach dem Gnadenbilde: »Mariahilf« benannt, umgab und von der Straße trennte.

Der Kaiser, welchem, trotz der Reformen die er in Kirchensachen einführte, der religiöse Sinn nicht mangelte, der von jeher das österreichische Erzhaus kennzeichnete, hatte an diesem Tage noch keiner Messe beigewohnt, und richtete daher seine Schritte nach der Kirche, in welcher soeben die heilige Handlung verrichtet wurde, aber auch dieser Besuch sollte nicht ohne Hindernisse vor sich gehen.

Nachdem er in das Portal getreten, das sich in der Mitte der Mauer befand, ohne die Heiligen zu beiden Seiten desselben oder den St. Franziskus von Paula mit dem Jesuskinde über der Bogenwölbung einer besonderen Aufmerksamkeit zu würdigen, gelangte er in den mit Steinen gepflasterten Hofraum des Klosters, dem ehemaligen Friedhof der Barnabiten, und sodann zu der eigentlichen Kirchenpforte, welche, weit offen stehend, den Einblick in das Schiff gewährte.

An der Kirchenpforte aber kauerte ein Rudel häßlicher, ver-

schrumpfter Weibergestalten, welche bedruckte Oktavblättchen oder riesige Rosenkränze in den Händen hielten, und gedankenlos und mitunter schwatzend, ihre Gebete herunterplapperten, während sie jeden Eintretenden musterten, ob nicht von ihm ein Accitenzchen oder Sportelchen für sie entfallen könne.

Als Josef sich der Pforte näherte, erhoben alle diese Kircheneulen ein fürchterliches Gekreische, aus welchem ungefähr die Worte zu entnehmen waren: »Ein Gebet von der Mariaseelenhilf-Bruderschaft!« — »Ein nagelneues Lied von der Angst Jesu!« — »Einen rechten und wahrhaftigen Tobiassegen für Feuer und Wassernoth!« — »Einen schönen Fraisbrief, den wir g'rad kriegt hab'n!«

Alle diese Ausrufungen aber wurden von dem Gezetter eines branntweinbeduselten weiblichen Scheusales überstimmt, welches ihm die vermagerte Knochenhand unter die Nase hielt, und rief: »Um's Blut Christi Willen, schenk' mir der Herr ein Almosen, will fleißig für'n Herrn seine arme Seel' im Fegfeuer beten.«

»Bete für deine eigene!« fuhr Josef unwirsch heraus, und schritt vorüber, nicht aber ohne von dem Gebelfer und den Schmähungen der Unverschämten bis in das Innere der heiligen Stätte begleitet zu werden.

Die Kirche, von deren Beliebtheit die vielen ex voto in Silber und Wachs zeigten, mit denen man den Hochaltar überladen hatte, und welche die Seitenwände schmückten, war um diese Stunde weniger besucht als zu anderen Tageszeiten, und Josef, der in einem der hintersten leerstehenden Betstühle Platz genommen hatte, konnte daher desto ungestörter seine Gedanken zu dem Könige aller Könige erheben.

Er mochte diesen aber noch nicht lange nachgehangen haben, als er auch schon wieder aus ihnen von einem Eintretenden gestört wurde.

Es war ein chevalereskes junges Herrchen, mit dem überaus

nichtssagenden Gesichte eines modistischen Haubenkopfes, hochaufgeplustert und frisirt.

Es trug einen goldgestickten Seidenrock, eine scharlachrothe Bordenweste und Spitzenmancheten, hatte doppelte Uhrgehänge einhängen, und einen Galanteriedegen an der Seite und Ringe an allen Fingern.

Den zierlichen Chapeaupas auf den Rücken haltend, promenirte der Wiener Lion im Roccocostile bis zu dem letzten Altare: Zu den sieben Zufluchten, indem er mittelst seiner Lorgnette alle Anwesenden des weiblichen Geschlechtes, wie auf einer Promenade, die Revue passiren ließ. Als er jedoch den Gegenstand, den er zu suchen schien, nicht unter denselben gefunden hatte, kehrte er wieder um, und ließ sich mit der Non-galance eines Kavaliers in dem Kirchenstuhle neben Josef nieder, welcher dadurch gezwungen wurde, weiter in die Bank hinein zu rücken, jedoch keine weitere Notiz von seinem Nachbar nahm.

Unter dem Verlaufe der Messe erklang die Schelle des Klingelbeutels, mit ihrem schüchternen leisen Tone, welcher andeutete, daß der Meßner nahe, um von den Andächtigen die Wohlthätigkeitsspenden für die Armen in Empfang zu nehmen.

Josef legte absichtslos einen Siebenzehner auf das Pult des Bettstuhles vor sich hin.

Das Herrchen blickte mit geringschätzender Verächtlichkeit auf die bescheidene Gabe des Nachbars und legte, nicht ohne durch ein Geräusch denselben darauf aufmerksam zu machen, einen Dukaten vor sich auf das Bethpult.

Josef gewahrte dieß und beschloß sogleich, dem jugendlichen Thoren eine wohlverdiente Lektion zu ertheilen.

Er legte daher ebenfalls mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt einen Dukaten zu dem Siebenzehner.

Dadurch herausgefordert, säumte das Herrchen nicht, und legte noch einen zweiten Dukaten zu dem ersten.

Josef folgte seinem Beispiele, und so legte Jeder von den

Beiden einen Dukaten nach dem andern auf das Pult, zur Belustigung Josefs, bis die Summe auf sechs Dukaten angewachsen war, als der glattköpfige Kirchendiener in seiner rothen Kapuze mit dem Sammlungsbeutel auch zu ihrem Stuhle kam.

Das Herrchen, als der Erste an der Reihe, versenkte allsogleich mit der stolzen Noblesse der Großthuerei seine sechs Dukaten in den Sammelsäckel.

Josef hingegen ließ den Siebenzehner, den er gleich Anfangs für diesen Zweck bestimmt hatte, in denselben gleiten, und steckte die fünf Dukaten wieder gelassen in die Tasche.

Daß das junge Herrchen darüber auf das Aeußerste verplüfft wurde, und mit dem demüthigen Aerger, sich selbst zum Besten gehalten zu haben, sich aus der Kirche fort stahl, kann sich der geneigte Leser vorstellen.

Es ist dieß eine alte Anekdote, welche schon oft erzählt und wieder erzählt wurde, die ich aber nicht weglassen konnte, da sie dem jungen Monarchen unter den gegebenen Umständen wirklich begegnete.

Als die Messe beendet war, verließ Josef, in seinen Mantel gehüllt, ebenso unerkannt, als er gekommen war, die Kirche wieder und verfolgte seinen Weg zur Mariahilferlinie.

Gleich ober der Kirche gelangte er an das Gast- und Einkehrhaus zum goldenen Schiff, wodurch die Straße ihren früheren Namen: »Im Schöff« erhielt, und welches schon von weitem durch einen über dem Vordache befindlichen, weit hinausragenden Gasthaus-Zeiger, erkennbar wurde, der mit seinen Verschlingungen, Windungen und Arabesken als ein Meisterwerk der Schlosserarbeit gelten konnte, und ein goldenes Schiff mit vollen Segeln darstellte, wie dies noch heute in dem Gerichtssiegel der Vorstadt Mariahilf zu sehen ist.

Dieses Gasthaus war die Herberge der Schiffleute aus Schwaben und Baiern.

Gerade jetzt hielt ein sogenannter Steuerwagen mit neuen

Ankömmlingen aus den benannten Gegenden vor dem Hausthore der Herberge.

Rüstig sprangen diese von den luftigen Sitzen herab, und entluden das Wägelchen von ihren zusammengerollten Schiffsthauen und unfehlbarem Bierfaße, welches sie von Regensburg mit herab gebracht hatten.

Mit jener heitergehäbigen Stimmung, mit welcher man das Genrebild eines Tenniers oder Ostade betrachtet, sah Kaiser Josef dem regen Schalten und Treiben der Schiffleute zu, welche ihren Urgroßvätern getreu, immer dasselbe Einlager besuchten, wenn sie auf der Donau nach Wien gelangten.

Nachdem die Oberländer mit flinker Hand ihre Arbeit verrichtet hatten, und in die altbekannte Gemeinstube traten, in welcher ihnen ebenfalls ein aus Holz geschnitztes und mit bunten Bändern verziertes Segelschiff, als Herbergszeichen von der Decke entgegenwinkte, verließ auch Josef seinen Standplatz und setzte seinen Fuß wieder weiter.

In kurzer Zeit kam er zu dem Pallaste und Garten des Staats- und Conferenzministers, Fürsten von Kaunitz, der seinen Monarchen wohl nicht in solcher Nähe ahnen mochte, schritt sodann am Röhrenbrunnen vorüber, an dem die Mägde, unter Plaudern und Lachen, ihre Krüge füllten, und wanderte darauf zwischen den meist niederen Häusern und Gartenplanken, welche hier die Straße besäumten, der Mariahilferlinie zu.

Auf dieser Wanderung machte einen sichtlich angenehmen Eindruck, ein auf der anderen Straßenseite gelegenes Haus auf ihn, aus welchem soeben ein paar langbebartete Männer, in seltsamer Kleidertracht, mit rothen Mützen und gelben Pantoffeln heraustraten, und von dem Straßenpublikum mit Verwunderung angegafft wurden.

Es war ein ziemlich weitläufiges, aber wenig augenfälliges Gebäude, mit einem eisernen, von vergoldetem Laubwerk um-

rankten Aushängeschild, auf welchem man einen Kopf mit einem Turban erblickte.

Dieses Haus gehörte zu jener Zeit einem Edlen von Eisenberg, welcher in demselben eine orientalische Metallwaarenfabrik errichtet hatte, und bedeutenden Handel nach der Levante betrieb.

Veranlassung genug, daß dem raschen und rastlos thätigen Monarchen, dessen Lieblingsgedanke die Regulirung der Schifffahrt auf der Donau war, welche die große Pulsader der Monarchie werden sollte, und der in dieser Beziehung bereits einen Handelstraktat mit der Türkei abgeschlossen hatte, bei dem Anblicke dieses Gebäudes allerlei Ideen zur Hebung der inländischen Industrie, von der er jeden Zweig im Auge hielt, das Gehirn durchkreuzen mußten.

Endlich war er bei der Mariahilferlinie, vom Munde des Volkes gewöhnlich Schönbrunnerlinie genannt, angekommen.

Hier aber schien etwas Besonderes vorgefallen zu sein, denn eine ziemliche Masse von Menschen drängte sich um einen beladenen Holzwagen.

Er befragte Einen der Näherstehenden um die Ursache des Zusammenlaufes.

Der Angesprochene, seinen berußten Händen nach, ein Einsenarbeiter, antwortete: »Der Tabakbereiter verlangt, daß ein Holzbauer seine Fracht ablade, und gibt vor, daß er mit demselben Tabak in die Stadt schwärzen wolle.«

»Es ist widersinnig«, sagte ein Zweiter, in welchem die über die fleischichten Arme aufgewundenen Hemdärmel und das angehängte Schlachtmesser den Metzger erkennen ließen. »Er kommt ja geraden Weges von Mauerbach hereingefahren, wie soll er da einen Tabak einschmugeln wollen.«

»Hätte ihm der dumme Kerl gleich Etwas in die Hand gedrückt,« versetzte ein Reifrockschneider, »so könnte er ungehindert passiren.«

»Es ist nicht das Erstemal, daß er es so macht,« sprach ein Anderer.

Josef's Auge funkelte.

»Ördög!« rief ein ungarischer Zismenmacher, »hätt ich Tabakbereiter in Fargos falva!«

»Kann's bei uns anders sein«, näselte ein langer hagerer Mann, mit einem breiten Hute, und einem Rock, der ihm um die Fußknöcheln schlenkerte. »Wer wundert sich, wenn Einer Uebergriffe macht, und sich Willkührlichkeiten zu Schulden kommen läßt? Hat er nicht glänzende Exempel an unserem eigenen gegenwärtigen Regiment?«

In diesem Momente unterbrach die rauhe und polternde Stimme des Zoll- und Tabakbereiters die Sprechenden.

»Es nützt nichts«, sagte er. »Herunter mit dem Holz!«

»Aber Herr Tabakreiter«, begütigte der Bauer, »bedenke doch der Herr den Zeitverlust, den ich dadurch erleide. Wenn ich das ganze Holz jetzt abladen soll, so komm' ich ja viel zu spät auf den Wochenmarkt vor'm Kärnthnerthor, um mein Holz noch feilbieten zu können.«

»Das geht mich alles nichts an. Mache mit deinem Holz was du willst. Jetzt aber muß es herunter.«

»Ich schwöre dem Herrn Tabakreiter einen Eid, daß ich kein Blatt Tabak auf dem Holzwagen habe. Begleite mich der Herr Tabakreiter in die Stadt, und er wird sich überzeugen, daß ich die Wahrheit gesagt habe, wenn ich dort das Holz vor dem Hause des Käufers ablade.«

»Das will ich gleich thun. Also keine Flausen weiter, herab mit den Scheitern!«

»Haben der Herr Tabakreiter doch Erbarmniß!« jammerte der Bauer und fiel, die Hände faltend, vor dem Tabakbereiter auf die Kniee.

»Laß' der Herr Tabakbereiter doch den armen Tenfel weiter fahren!« nah'm der Metzger das Wort.

»Ja, laß' ihn der Herr passiren!« sprachen Mehrere.

»Hier hat sich Niemand einzumengen«, protzte sie der Ta-

bakbereiter an. »Was ich gebiethe, muß geschehen, und damit Holla! Herab mit dem Holze!«

Auf dieses trat der Kaiser in das niedere Bogenthor des Mauthgebäudes und fragte nach dem Kommandanten der Wachmannschaft.

Allsogleich trat der Offizier, welcher die Inspection hatte, aus der Wachtstube.

»Was wünscht der Herr?«

»Ein paar Worte unter vier Augen«, sagte Josef, und ging ihm voran, in den Gang hinein.

Der Offizier folgte ihm.

Nach einigen Schritten blieb Josef stehen, und schlug den Mantel auseinander, unter welchem er die grüne Chevaulegeruniform anhatte, auf deren linker Seite der Stern des Maria-Theresien-Ordens ersichtlich war.

»Euere Majestät,« sagte der Offizier erschrocken.

»Still! Ich will unerkannt sein. Nehme er einige Mann und lasse er sogleich das Holz da draußen abladen. Findet sich, daß der Bauer ein Lügner ist, so laßt ihm eine Tracht Stockstreiche aufmessen. Hat er aber die Wahrheit gesagt, so soll der Zollaufseher eigenhändig das Holz wieder aufladen, und sodann die benannten Stockstreiche empfangen.«

»Zu Befehl, Maje . . .«

»St!« flüsterte Josef, den Finger auf den Mund legend, und verließ darauf das Mauthhaus, den Weg nach dem schwarz und gelb angestrichenen Liniengattern, der auf die Heerstraße führte, einschlagend, während der Offizier den Befehl des Kaisers in Vollzug brachte.

Noch war er aber nicht allzuweit gekommen, als ihm das Beifallklatschen und Bravorufen der Menge, welche bei dem Wagen zurückgeblieben war, die Schuldlosigkeit des Bauers und den Beginn des Strafverfahrens gegen den eigennützigen Zollmann kund gaben.

Nun dehnte sich vor ihm die fruchtbare Fläche der Schmelz nebst all den anderen von Dorfschaften und einzelnen Häusern besäumten Wiesengründen und Kornfeldern aus, durch die sich die Straße nach Schönbrunn dahinwand, die noch in der fernsten Ferne durch aufsteigenden Staub sichtbar wurde.

Zur Linken dieses Weges stand eine ganze Wagenburg einspänniger Karren aufgestellt, mittelst welchen die gemeinere Volksklasse gemeiniglich nach dem benannten Lustschlosse oder nach Hietzing zu fahren pflegte, für welche Fahrt die Person 3 Kreutzer zu entrichten hatte.

Es waren dieß aus Rohr geflochtene Korbwagen, zumeist mit Sitzbrettern für ein Dutzend Personen, über welchen eine von vier oder sechs Stangen getragene Dachung sich befand, von der zu beiden Seiten leinene Plachen niederhingen, welcher einfachen Construction wegen, diese Fuhrwerke der Wiener Volkswitz mit dem Spottnamen: »Zwölfgläserwagen« oder »Linienschiff« bezeichnete.

Die Besitzer dieser Wagen wurden »Zeiselbauern« und die Wagen gewöhnlich »Zeisel« benannt.

Jeder der Letzteren hatte ein Blechtäfelchen von weißer Farbe, auf welchem die Buchstaben L. Z. — »Linien-Zeisel« — angebracht war, ein Zeichen, daß es den Besitzern dieser Fuhrwerke nicht gestattet war, inner den Linien ihren Standplatz zu nehmen.

»Fahr'n wir nach Schönbrunn!« erscholl es in allen Tonarten aus den Zeiselbauerkehlen, als Josef im Begriffe stand, an der Wagenburg vorüberzuschreiten, als ihm plötzlich der humoristische Gedanke durch das Gehirn fuhr, auch einmal auf einem Zeisel zu fahren, und er auch schon das nicht ganz leichte Experiment machte, sich auf einen der leerstehenden Karren zu schwingen.

Allsogleich knallte die Geisel des fahrlustigen Zeiselkutschers und das hagere Pferd an der Deichselstange setzte seine erlahmten Glieder in Bewegung.

Hatte Josef je eine jämmerliche Fahrt gemacht, so war es unstreitbar die gegenwärtige. Der Staub wirbelte durch das freie Gefährte, wie durch eine dem Zugwinde offene Hausthüre, und jeder Stein oder Knorren, der im Wege lag, erschütterte den Flechtenkorb, daß er den Daraufsitzenden mit dem Sitzbrette hoch in die Luft schnellte.

Die dem Fuhrwerke begegnenden oder an demselben vorübereilenden Herrschaftskarossen und Privatchaisen, in so ferne sie Josef durch die herumschlotternden Plachen wahrnehmen konnte, schienen sämmtlich von Wolken getragen zu werden, während die hochaufgepackten und mit acht bis zehn Pferden bespannten Wagen der Großfuhrleute, oder jene der Köhler und Kalkbauern sich wie vorweltliche Ungethüme, träg und langsam, durch den Nebel dahin bewegten, und einzelne Reiter, gleich Schemen, aus dem Gefolge Hakelberg's an demselben vorüberflogen.

Während dieser nebulanten Fahrt gelüstete es Josef, sich mit dem bäuerlichen Rosselenker, an dem man es nicht abnehmen konnte, ob sein Haar vom Staub oder vom Alter grau geworden war, in ein Gespräch einzulassen.

Er beugte sich daher vor und rief: »He, Zeiselkutscher!«

Auf dieses wendete derselbe mit einem »Hanz«, was so viel sagen will, als: Was will der Herr, das sonnverbrannte und windgeröthete Gesicht nach seinem Passagiere, kehrte es aber allsogleich wieder nach seiner rippenscheinichten Mähre.

»Weißt Du, woher Ihr den Namen Zeiselbauer erhalten habt?« fragte Josef.

»Freilich weiß ich's, der alte Hühnersteigen-Franzel hat mir's ja oft genug erzählt.«

»Und was erzählte er Dir?«

»Die Wachauer Schiffleute«, sagte er, »die auf der Donau nach Wien herabkommen, fahren gewöhnlich, so wie sie's jetzt noch thun, zu Wagen wieder heim.«

»Weil es aber keine bestimmten Fahrgelegenheiten gab, welche

sie hätten weiter bringen können, so führten sie die Bauern von einer Poststation zur andern.«

»Absonders waren's die Bauern von Zeiselmauer[1]), die sich um die Fortbringung der Schiffleute annahmen. Ja, als sie ihren Vortheil in diesem Geschäft ersahen, gaben sie ihren Feldbau und ihre Gänsezucht auf, und verlegten sich bloß auf das Linienfuhrwerk.«

»Von diesen Zeiselmauern erhielten darauf die damaligen Fuhrleute von unserer Gattung, die Hauderer genannt wurden, den Namen Zeiselbauern, und jetzt noch heißt die Straße über Tulln der: Zeiselweg.«

»Das ist ja eine förmliche Chronologie der Zeiselbauern!«

»Was es ist, weiß ich nicht, aber der Hühnersteigen-Franzel hat es so erzählt. Manche sagen freilich«, fuhr er fort, »daß der Name von einem Wiener Spaßvogel herrühre, der die Pferde der Linienkutscher ihrer Schmächtigkeit wegen, spottweise Zeiselchen betitelt habe, daß ist aber bloß aufgebracht, um uns zu necken.«

Jetzt unterbrach lustiger Posthornschall und Peitschengeknalle das Gespräch.

Es war die Post von Purkersdorf. Der Zeisel wendete sich mit möglichster Hast seitwärts, und im Hui war sie wieder im Staubwirbel verschwunden.

»Bist Du schon lange Zeiselbauer?« fragte Josef, das Gespräch auf's Neue anknüpfend.

»Es werden wohl zu Allerheiligen zehn ein halbes Jahr sein«, erwiderte dieser. »Früher war ich Stückknecht bei der Artillerie, dann war ich bei dem Stadtlohnkutscher 147, auf dem Kohlmarkt, dann ....«

---

[1]) Zeiselmauer, ein Pfarrdorf im V. O. W. W., zwischen Andrä und Mukendorf, eine Viertelstunde von der Donau entfernt.

»Und fährst Du oftmals des Tages diese Strecke?«

»Nachdem die Witterung ist oder mein Fliegenschimmel es aushält. Manchmal sechs bis sieben Mal, an Sonn- und Feiertagen, oder wenn die Wallfahrt nach Maria Hietzing ist, aber oft das Doppelte.«

»Siehst Du den Kaiser zuweilen vorüberfahren?«

»Das will ich meinen, noch öfter aber reiten.«

»Kennst Du ihn auch?«

»Wer kennt den nicht, an seinem grünen Rock und seinen rothen Kragen?«

»Was sagen denn so die Leute von ihm?«

»Sie sagen allerhand um einen Kreuzer. Einige sagen: Er will nur's Beste für uns.«

»Wirklich?!«

»Die Meisten aber meinen, es sei ein Glück, daß er nicht ganz freie Hand hat.«

»So?«

»Ja, denn er hat alles Zeug, sagen sie zu einem Tirann.«

»Teufel!«

»Ja, und er nehm' auf Nichts eine Rücksicht.«

»Sagen Sie?«

»Ja, und denkt auf sonst nichts, als auf lauter Re...... R......., ich weiß nicht wie sie das Ding nennen.«

»Reformen.«

»Richtig! Refor..., wie hat der Herr gesagt?«

»Reformen.«

»Ja, ja, Reformen, so heißen si's.«

»Und was hälst Du von dem Kaiser?«

»Ich? — Hä, hä, — was ich vom Kaiser halte?«

»Nun ja, was hältst Du von ihm?«

»Ich halte von ihm, was ich von meinem Fliegenschimmel halte.«

»Was?!« rief über diesen Vergleich nicht wenig stutzig, der Kaiser.

»Ja, g'rade 's nämliche!«

»Und was hältst Du von Deinem Fliegenschimmel?«

»Daß, so viel's auch auf ihn schimpfen, die Leut' doch mit ihm vorwärts kommen.«

Josef konnte sich über diese unerwartete Schlußäußerung des eben so naiven als naturwüchsigen Zeiselbauers eines wohlgefälligen Lächelns nicht erwehren, als derselbe in die Kastanienallee hineinlenkte, welche von dem Lustschlosse auf die Fahrstraße führte.

Jetzt holperte das Gefährte über die steinerne Wienbrücke, an deren Enden die kolossalen Löwen und Sfinxe paradiren, und in wenigen Minuten darauf hielt es vor dem hohen Gitterthore des Lustschlosses.

Josef, der alle Glieder gebrochen glaubte, dankte heimlich dem Himmel an Ort und Stelle zu sein, und gebot dem Fuhrmann, durch das Thor in den Hofraum zu fahren.

»Das darf ich nicht«, sagte dieser; »das ist verboten.«

»Ei, fahre nur zu, es wird Dir Niemand etwas anhaben.«

»Aber es ist halt verboten«, wiederholte Jener.

»Thu', wie ich sage, Du bekommst schon dafür Dein Trinkgeld.«

»Aber wenn gerade der Kaiser dazukäm'«, versetzte der Zeiselbauer.

»Der wird eben jetzt nicht kommen.«

»Nun, meinetwegen; wenn wir ein Malheur haben, so hat's der Musje zu verantworten.«

Nach diesen Worten hieb er in den Karrengaul ein und das Fuhrwerk polterte in den ungeheuren Hof hinein, über welchen die Ruhe und das Schweigen eines Klosters gebreitet lagen, welche nur durch das melancholische Plätschern der Fontainen unterbrochen wurde.

Das schallende Gelärme lockte den Offizier der baireutischen Grenadiere aus dem Zimmer der Hauptwache, welche sich in einem Seitentheile des Schloßgebäudes zur Rechten des Einfahrtsthores befand.

Voll Verwunderung blickte er auf den Ankommenden, erkannte aber sogleich den Kaiser, trotzdem daß dieser so bestäubt wie ein Müller war, und gab dem wachestehenden Posten einen Wink, worauf dieser sogleich in das Gewehr rief.

Augenblicklich stand die Mannschaft gereiht und präsentirte, während der Tambour die Trommel rührte und der Offizier mit dem Degen salutirte.

»Na, da haben wir's«, rief der Zeiselbauer. »Jetzt führt der Teufel richtig den Kaiser daher!«

In ein nicht mehr zu verhaltendes Lachen ausbrechend, schwang sich aber Josef von dem Fuhrwerke herab, bei welcher Gelegenheit sich jedoch der Mantel auseinander faltete, und dem Zeiselbauer die ihm so wohlbekannte grüne Uniform mit den rothen Umschlägen seines Monarchen erblicken ließ.

Josef drückte dem zu Stein gewordenen einen blanken Kremnitzer-Dukaten in die Hand und eilte, im Vorübergehen den Hut vor der Hofwache lüftend, in das Innere des Schloßgebäudes.

Mit offenem Munde starrte der Zeiselbauer auf die blinkende Goldmünze in seiner Hand, und sodann auf den Dahineilenden, denn nun ward es ihm klar, was er sich im Leben nicht hätte träumen lassen, daß er den Kaiser, den er nur seiner militärischen Aeußerlichkeit nach gekannt hatte, selbst gefahren habe.

Bevor aber noch der Zeiselbauer von seinem Erstaunen wieder zu sich gekommen war, hatte Josef im Sturmschritte die Enfilade der hallenden Prunkgemächer im Mitteltrakte des Lustschlosses durcheilt, in denen sich nur die wenigen Zimmerlakaien du jour befanden, welche ihm ehrfurchtsvoll die Thüre öffneten.

In dem Gemache angelangt, in dem er am liebsten zu

verweilen pflegte, warf er sich in das breite sammtene Fauteuil mit den weißgoldenen Rahmen, und ließ die wechselvollen Bilder dieses durch so verschiedene Zwischenfälle unterbrochenen Morgenganges an sich im Geiste vorübergleiten.

»Was ist Alles an meinem Auge, was an meinem Ohre vorübergegangen!« sagte er zu sich. »Welche Verkennungen mußte ich erfahren, welchen Mißbrauch meiner Anordnungen kennen lernen?!«

»Wenn es schon mir also ergeht, der sein Herzblut hingeben möchte für das Wohl seines Volkes, wie würde es auf einem solchen Spaziergange erst einem Monarchen ergehen, der sich schuldig wüßte, die ihm von Gott auferlegten Pflichten nicht erfüllt zu haben?« —

»Wie aber diese feindlichen Elemente bewältigen?«

»O Herr der Welten«, rief er nach einer langen Pause des Versunkenseins, sein großes blaues Auge zum Himmel erhebend, »lehre mich, auf welche Weise ich meine Unterthanen sobald als möglich glücklich machen kann!«

Ein Ausruf, der den Sprecher allein in den Herzen aller Oesterreicher verewigen müßte.

Facta praetorita certa documenta futuris.

Mittheilungen einer alten Pfründnerin.

Im Jahre 1783 herrschte in Oesterreich und zumal in Wien eine außergewöhnliche Aufregung, besonders unter dem klerikalen Theile der Bevölkerung, denn der große Reformator Josef, hatte eine »höchste Hofresolution« erlassen, welche verordnete, daß die Mönchsorden, die nur ein sogenanntes beschauliches Leben führten, sowie auch die Nonnenklöster, welche sich nicht mit Krankenpflege oder Schulunterricht beschäftigten, aufzuheben seien.

Hierüber herrschte nun Jammer und Wehklagen in allen Ordenshäusern, und die kontemplativen Mönche klagten öffentlich über Verletzung der katholischen Religion, und die nur dem Gebethe lebenden Nonnen, baten die Andächtigen, welche ihr Kloster besuchten, zu Gott um eine glückliche Wendung des Schicksals der Kirche zu flehen.

Alles jedoch scheiterte an dem festen Entschlusse des Kaisers. Die Auflösung ging von Statten. Die Vorsteher, die Alten und Untauglichgewordenen erhielten Pensionen, den Anderen war es freigestellt, in andere Orden überzutreten oder sich in das Privatleben zurückzuziehen.

In Folge dieser Auflösung schmolz die Anzahl der Klerikalen, welche sich auf die Zahl von 63000 Köpfe belief, auf 27000 zusammen.

Mit dieser bedeutenden Verminderung der Mönche bekam nunmehr auch der Gottesdienst eine andere Gestaltung. Die

häufigen unwesentlichen Andächteleien wurden abgestellt, die Wallfahrten und Prozessionen verboten, und letztere auf die alleinige Frohnleichnahms-Prozession beschränkt.

Die vielen Messen, welche mehr zur Zerstreuung als zur Förderung der Andacht, auf allen Altären zugleich gelesen wurden, mußten nun, eine nach der anderen, auf einem einzigen Altare zelebrirt werden.

Statt der bisherigen Instrumentalmusik und des lateinischen Gesanges wurde der deutsche Kirchengesang, nur allein von der Orgel begleitet, eingeführt, und statt der klösterlichen Chorsänger stiftete man zahlreiche neue Pfarren und Lokalkaplaneien an Ortschaften, wo sich bisher keine solchen befanden, und das Volk in der beschwerlichen Jahreszeit Stunden weit zu wandern hatte, um seiner Religionspflicht nachzukommen, oder Trost und Unterricht zu holen.

Ebenso wurden die Güter der sogenannten »todten Hand« eingezogen und daraus ein Religionsfond errichtet, aus welchem der Staat die Pensionen der Mönche und Nonnen bestritt.

Am 18. September des benannten Jahres traf dieser vernichtende Schlag auch das Kloster der regulirten Chorfrauen zu St. Laurenz, auf dem alten Fleischmarkt in Wien, bei welcher Gelegenheit die damalige Oberin des Klosters, Frau Victoria Endres, nachfolgende Erklärung erließ.

»Unser heutiges Kloster ist aus drei Vereinbarten erwachsen, es ist aber ein betrübender Umstand für uns, daß wir von allen drei Stiftern keinen ursprünglichen Stiftbrief aufzuzeigen vermögend sind, mithin keine andere Kenntniß davon haben, als die wir aus historischen Nachrichten und einigen sonstigen Urkunden eingeholt.

Das dermalige Kloster bei St. Laurenz solle von dem Röm. König und Erzherzogen, Friederico dem Schönen, anno 1327 gestiftet, und von dessen Königl. Gemahlin Elisabeth, verbessert worden sein.

Da aber derselbe anno 1330 mit Tode abgegangen, so ist dieses Kloster von seinem Königl. Herrn Bruder, Otto dem Fröhlichen, anno 1337 in vollkommenen Stand gesetzt worden.

Hierauf hat König Friedrich der Friedfertige, die in dem Prater gewesenen Kanonisserinnen berufen und mit uns vereiniget.

Bei dem anno 1529 fürgewesten Türkenkrieg ware auch vor dem Schottenthor ein Kloster unseres Ordens, bei St. Magdalena genannt, da nun die Inwohnerinnen dieses Stiftes sich in die Stadt aus billiger Forcht geflüchtet hatten, und während damaliger Belagerung ihr sämmtliches Klostergebäu in Asche gelegt worden, sie aber nicht im Stande waren, ein neues wiederum herzustellen, so wurden sie anno 1533 mit uns gleichfalls vereinbaret.

Jedes von diesen Klöstern hatte offenbar seine besondere Stiftung, mithin verschiedene Güter und Grundstücke, im Prater waren deren beträchtliche, so zu dem daselbstigen Kloster gekommen, nach der Zeit aber von dem Landesfürsten vermuthlich angekauft worden.

Aus vorfindigem Dokument zeiget sich auch, daß der Auhof sammt daselbstigen Grundstücken dem Kaiser Ferdinand käuflich überlassen und anno 1561 abgetreten worden. Ferner ist auch von Umständen anzunehmen, daß das bei uns incorporirte Kloster St. Magdalena, bei ihrem vor dem Türkenkrieg gehabten Kloster sehr viele Stiftungs-Realitäten gehabt habe, welche unter dieser Zeit in was Anderes verändert wurden.

Der Abgang unserer Stiftbriefe und sonstigen Dokumente mag zwar noch mehrere Ursachen haben, die wir nicht anzeigen können, die richtigste aber ist diese, daß anno 1665, den 7. August unser Kloster abgebrannt ist, in welchem Unglücksfall ein großer Theil unserer Dokumente zu Grunde gegangen ist, so zwar, daß wir von vielen alten Stiftungen nur per traditionem Wissenschaft haben.

Unser heutiges Vermögen von allen dreien Klöstern, wovon eines anno 1239, und die anderen zwei im darauffolgenden Seculo gestiftet wurden, zusammengenommen, ist wahrscheinlich nicht mehr von unserer ursprünglichen Stiftung das Eigentliche, sondern es ist vielmehr glaublich, daß unsere Kapitalien das Surrogatum davon ausmachen. —

Auf Befehl des Kaisers erhielten die Nonnen des Laurenzer klosters, welche in ihrem Orden verbleiben wollten, die Erlaubniß, sich nach einem Kloster von ihrer Regel außer den k. k. österreichischen Staaten zu begeben, und bekamen hierzu das nöthige Reisegeld.

Diejenigen jedoch, welche bei den Elisabethinerinnen oder Ursulinerinnen eintreten wollten, erhielten 500 fl. ex cameralia, und die noch nicht die Profession abgelegt hatten, 450 Rthlr. einmal für immer.

Sämmtliche Nonnen aber hatten binnen vier Wochen das Kloster zu räumen.

Nachdem dieses geschehen, erschien eine k. k. Kommission in dem Klostergebäude zu St. Laurenz, um die zurückgelassenen Gegenstände zu inventiren und die Wegschaffung derselben zu veranlassen, da man die Räumlichkeiten vor der Hand zur Aufbewahrung von Kaufmannsgütern verwenden wollte.

An Dokumenten und Schriftstücken fand die Kommission außer einer Anzahl von Missalen, Chorbüchern, Codizen und Antiphonalien nur Unbedeutendes.

Ebenso befanden sich unter den noch vorhandenen Heiligthümern, Reliquien und anderen Gegenständen, außer dem Altarbilde, den heiligen Laurentius darstellend, von de Harte, und der Martirerin Restituta, ein Geschenk des Wiener Bischofs, Friedrich Grafen von Breuner, welcher dasselbe im Jahre 1644 vom Papste Urban erhalten hatte, nur noch zwei Kunstgegenstände, welche ihrer Alterthümlichkeit wegen, eine Beachtung verdienten.

Der eine dieser Gegenstände war das seit einem und einem halben Jahrhundert im Kloster befindliche Holzbild der Himmelsmutter mit dem Jesukinde, welches aus der ersten erwähnten Feuersbrunst unversehrt hervorging, was natürlich für ein Mirakel gehalten wurde, denn daß dem Jesukinde die beiden Fußsohlen und der Gottesmutter die Kleiderenden angebrannt waren, konnte nicht in Betracht gezogen werden.

Dieses eine Elle hohe und mit Farben bemalte Standbild hatte ein weißes Häubchen auf dem Kopfe, und war mit einem goldstrotzenden und perlendurchwirkten vespermantelartigem Kleide umhüllt, und schien in dieser Umhüllung eine stehende Stellung zu haben, was sich aber, als man diese hinwegnahm, sich als irrthümlich herausstellte, da es sich zeigte, daß das Frauenbild in sitzender Stellung, mit langen Haarflechten um die Schultern, und das Jesukind mit einer Schürze um die Achsel und Lenden von dem Holzschnitzer dargestellt worden war.

Aus Grund des erwähnten Mirakels wurde das Holzbild auch alljährlich vom 2. bis 10. Juli Früh Morgens von dem Choraltar in die Kirche getragen, und auf dem Hochaltare, unter einem Baldachin, zur Verehrung ausgesetzt, und die weißen Häubchen, mit welchen es die Nonnen zu verzieren pflegten, als Schutz gegen Feuersgefahr weit und breit versendet.

Der zweite beachtenswerthe Gegenstand war ein Freskogemälde in dem Grabgewölbe der Nonnen, der Wahrscheinlichkeit nach, ein Monitorium, das eine Auferstehung der Todten vorstellte.

Dieses Gemälde war gegen sieben Schuh lang und fünf breit und noch ziemlich wohl erhalten.

Der Hintergrund zeigte einen Freidhof, in welchen die Todten soeben ihren Gräbern entstiegen. In dem Vordergrunde erblickte man einen Kirchenfürsten im Ornate, der erschrocken auf die Grabgestalten blickte, während ein Mönch in völliger

Furchtlosigkeit ihm zur Seite stand. Unter diesem Bilde war Folgendes zu lesen:

»Als ein'n Bischoff bericht't worden, daß unter ihme ein Priester sei, der nur allezeit für die abgestorbene möss' lösen, hat er denselben hinfür möss' zu lösen verbothen, und als gemäldter Bischoff einsmals über Freydhof ging, stand die Todten aus ihren Gräbern über ihme auf, und droheten ihme ungehindert für sie möss' lösen zu lassen, sonst wollen sie ihme bald zu ihnen gesöllen.«

Nachdem die Herren der Kommission hierauf noch die zwei und fünfzig Zellen der Chorfrauen, welche das Kloster enthielt, und die noch übrigen weitläuftigen Räumlichkeiten in den zu beiden Seiten der Kirche befindlichen Klostergebäuden durchstöbert hatten, begaben sie sich noch schließlich nach den höheren Regionen, auf die Dachböden des Klosters.

Neben verschiedenem alten Klostergerümpel und unbrauchbaren Kirchengeräthen fanden sie in dem Winkel eines Bodengewölbes, ein altes Oelgemälde, die Muttergottes darstellend, offenbar eine Copie des wunderthätigen Holzbildes, das sie in den unteren Räumen aufgefunden hatten.

Eine allgemeine Verwunderung an diesem Bilde erregte unter dessen Beschauern jedoch der Umstand, daß die eine Wange der Himmelskönigin von kugelförmichter Gestalt, die andere dagegen im normalen Zustande dargestellt war.

Niemand wußte sich eine Auskunft über diese sonderbare Verunstaltung zu verschaffen, ebensowenig über eine ganze Reihe kleiner Täfelchen, welche an den Holzpfeilern des benachbarten Bodenraumes, die dem Klosterdache zur Stütze dienten, und je zehn Schritte von einander entfernt sein mochten, angebracht und mit verschiedenen Ortsnamen beschrieben waren.

Da erinnerte sich Einer von den Hausleuten, die den Kommissären als Führer dienten, an eine alte Weibsperson, welche früher Rosenkränze und Heiligenbilder vor dem Kloster zum Ver-

kaufe bot, und später das Gnadenbrot bei den Chorfrauen genoß, und noch ein kleines, ebenerdiges Hinterstübchen in dem verlassenen Kloster inne hatte, und vermeinte, daß dieselbe vielleicht eine Auskunft über diese Gegenstände zu geben wisse.

Man suchte sogleich nach derselben und in kurzer Zeit darauf kam auch schon die achtzigjährige Klosterpfründnerin daher gehumpelt, worauf sie allsogleich befragt wurde, ob sie über diese räthselhaften Gegenstände einen Aufschluß zu geben wisse.

Als man ihr aber hierauf das Gemälde zeigte, rief sie voll Ueberraschung die Hände zusammenschlagend: »Ach Herr Jesus, das ist ja die Knödelmuttergottes!«

»Wie? die Knödelmuttergottes?« fragten, vor Erstaunen außer sich, alle Anwesenden, wie aus einem Munde.

»Ja, so wurde vormals dieß Frauenbild benannt, ohne daß man jedoch mit dieser Bezeichnung etwas Despektirliches ausdrücken wollte«, erwiderte sie. »Ich sah es oftmals in dem Schlafhause der frommen Schwestern, wo es damals aufgestellt war, auch weiß ich recht gut die Ursache, weßhalb man dem Bilde diesen Namen beilegte.«

»Erzähle, erzähle!« bestürmten sie die Neugierigen.

»Es mögen einige zwanzig Jahre sein«, begann die Alte, »als in diesem Frauenkloster eine junge adelige Nonne lebte, welche keiner ihrer geistlichen Schwestern in ihren frommen Uebungen sowie in kunstvoller Handarbeit nachstand, und nur einer Aufgabe, nach dem Wunsche der hochwürdigen Frau Aebtissin, nicht Genüge leisten konnte, nämlich — Knödel — oder Klösse zu bereiten.«

»So oft sie die Küche zu besorgen und diese Speise zuzurichten hatte, mißlang ihr dieselbe, so, daß sie jedesmal von der hohen Frau eine Rüge, und später eine Pönitenz erhielt.«

»Voll tiefen Harmes hierüber, warf sie sich eines Tages vor der Wunderstatue der Himmelsmutter auf die Kniee, und flehte zu dieser mit thränenden Augen, daß sie ihr doch ihren

göttlichen Beistand verleihen wolle, dieses Gericht auf gehörige Weise zu Stande zu bringen.«

»Und siehe da — als sie darauf wieder das Mittagsmahl zu besorgen hatte, gelangen ihr die Knödel über die Massen, und die Klosterfrauen betheuerten, nie noch geschmackvollere genossen zu haben.«

»Von der Abtissin befragt, was die Ursache sei, daß ihr dieselben mit einem Male so vorzüglich gerathen seien, erzählte sie, daß sie die Himmelsmutter um ihren Beistand gebeten, und diese ihr auch sichtbarlich denselben geleistet haben müsse.«

»Die hochwürdige Frau Abtissin erachtete dieses als ein Mirakel, welches die himmliche Gnadenmutter gewirkt habe, und gedachte sogleich demselben ein bleibendes Gedächtniß in dem Ordenshause zu setzen, zu welchem Zwecke sie einen Maler beauftragte das hölzerne Frauenbild, welches das Mirakel gewirkt hatte, zu konterfeien.«

»In nicht geringe Verlegenheit setzte sie aber die Frage, auf welche Weise das Wunder auf dem Bilde ausgedrückt werden sollte, da sie bei ihren strengklösterlichen Begriffen von Schicklichkeit es für unanständig hielt, die Gottesmutter mit den ordinären Gegenständen, auf welche sich das Wunder bezog, in Verbindung zu bringen. Nach vielem Nachdenken gerieth sie endlich auf den eigenthümlichen Einfall, die heilige Mutter mit einer knödelrunden Wange darstellen zu lassen, welches sofort auch zur Ausführung gelangte und die Veranlassung gab, daß man auch später dem Bilde den Namen: Die Knödelmuttergottes beilegte, dieß ist der wahrheitsgetreue Ursprung von diesem Frauenbilde.«

»Und welche Bewandtniß hat es mit dem Täfelchen in dem Nachbarboden?« fragten die hierüber nicht wenig verwunderten Amtsherren.

»Auch über diese vermag ich Auskunft zu geben«, sagte das Mütterchen.

»Alljährlich zu der Zeit der großen Wiener Wallfahrt nach

Maria-Zell erwachte auch bei vielen frommen Schwestern in diesem Kloster der Wunsch, dieselbe mitzumachen.«

»Da sie aber die Klausur nicht verlassen durften, und daher die Wallfahrt nicht wirklich verrichten konnten, so kamen sie auf den Gedanken, diese innerhalb des Frauenzwingers mitzumachen, und wählten zur Ausführung ihres Vorhabens diese Räumlichkeit, auf deren Pfeilern sie die Täfelchen, welche die Herren allhier gewahren, und worauf sich die Namen sämmtlicher Wallfahrtsstationen von Wien bis Maria-Zell befinden, befestigten.«

»Eine Maria-Zeller Wahlfahrt auf dem Dachboden!« rief der Kommissionsleiter, »wer hätte das für möglich gehalten?«

»Und doch ist es so«, fuhr die Pfründnerin fort. »Sobald die Wallfahrtsprozession von St. Stephan ausging, traten auch die Nonnen ihre Wallfahrt an, und begaben sich von ihrer Kirche, in feierlichem Aufzuge, auf den Dachboden.«

»Hier angekommen, trippelten sie nun betend und singend von dem ersten Holzpfeiler bis zu dem zweiten und von diesem wieder zu dem ersten, und so fort, und trippelten so lange von dem einen Pfeiler zu dem andern hin und wieder, als die Wiener Prozession Zeit brauchte, den Weg zu ihrer Station zurückzulegen.«

»Die Enge des Raumes aber beschränkte sie hierbei in solchem Grade, daß sie fast immer auf dieselbe Stelle, von welcher sie den Fuß erhoben hatten, denselben wieder niedersetzen mußten, und unter fünf Schritten kaum um eine Fußbreite vorwärts kamen.«

»Auf diese Weise träppelten und stapften sie nun Stunde um Stunde und Tag für Tag, in der peinlichsten Sommerschwüle, eine an die andere gepfercht, den ganzen Bodenraum entlang, nur kurze Mittagsrast bei dem Pfeiler haltend, der die Mittagsstation der Wiener Wallfahrter bezeichnete, und der Nachtruhe an jenem pflegend, der mit dem Namen der Nachtstation für die Wiener Wallfahrt überschrieben war.«

»An dem letzten Pfeiler mit der Ueberschrift: Maria-Zell,

als dem Ziele der Wallfahrt, angekommen, verrichteten sie alldort eine tagelange Andacht und kehrten sodann auf dieselbe Weise, die Stationen von Pfeiler zu Pfeiler innehaltend, zu ihrem Ausgangspunkte zurück, welchen sie aber erst am achten Tage, nach dem Antritte ihrer Pilgerfahrt, erreichten.«

»Wie sie während der Dauer dieser Bethfahrt auf dem Dachboden ihre leiblichen Bedürfnisse befriedigten, ist mir unbekannt, doch war ich selbst einmal zugegen, als sie nach Vollendung derselben, mit lahmgetrippelten Beinen und bis zum Tod erschöpft, aber wie die Lerchen singend und jubilirend, ihren Einzug in die Klosterkirche hielten.«

»Noch sehe ich sie lebhaftig vor mir, wie sie in ihren weißen langen Talaren, die weißen Aermeln mit Collies ausgeschlagen, und den kleinen Schleier von schwarzem Flor um das Haupt, die Klostertreppe herunter kamen und in die Kirche hineinschritten.«

So lautete die Geschichte der alten Klosterpfründnerin, welche die Herren von der Kommission nicht wenig überraschte, die sich nicht genug über die kindische Einfalt der Klosterfrauen, welche sich eine so unerhörte Aufgabe stellen mochten, so wie über die heldenhafte Standhaftigkeit, mit der sie dieselbe ausführten, verwundern konnten.

Der Verfasser eines im nächstfolgenden Jahre (1787) erschienenen Buches (Galanterien der Wiener von einem Berliner) führt bei Erwähnung dieser Ceremonie noch an, daß die Wallfahrerinnen den Klosterknechten geboten, sich während des Umzuges auf dem Boden mit Kübeln aufzustellen, und sie mit Wasser zu beschütten, um auch dem Ungemach des Regens, wie die eigentlichen Wallfahrer nach Maria-Zell, ausgesetzt zu sein.

Was jenes sonderbare Konterfei der wunderthätigen Statue betrifft, so wäre es von Interesse zu erfahren, wohin dasselbe bei Aufhebung des Klosters gekommen sein mochte, und wo es sich gegenwärtig befindet.

Ein Wiener Sprichwort.

So wie auf einem stillen Weiher zuweilen Wasserbläschen auftauchen, ohne daß man weiß woher sie kommen, und nach einer kurzen Weile wieder verschwinden, so tauchen auch unter den lebenslustigen Bewohnern Wiens mancherlei seltsamliche Spruchweisen und Redensarten auf, welche eine Zeit gangbar bleiben und sodann wieder den ihnen nachfolgenden Platz machen.

Unter anderm hat sich auch eine Redensart durch einen längeren Zeitraum, ja sogar bis auf die neueste Zeit erhalten, deren muthmaßliche Entstehung mir durch einen Zufall bekannt gegeben wurde, und welche ich nunmehr mitzutheilen beabsichtige.

Es war am Ende des Feldzuges 1849 gegen den Sardenkönig Carlo Alberto, als die österreichischen Krieger, welche unter Radetzki's Siegesstern gegen die Piemontesen gefochten, wieder in ihre Heimat entlassen wurden und dieser freudig zueilten.

Zu diesen zählten unter Andern auch zwei Soldaten, ein Deutschmeister und ein Wiener Freiwilliger, welche in einer und derselben Vorstadt der Residenz das Licht der Welt erblickten und deren Sehnsucht nach Heimat und Verwandte nicht hinter jener ihrer übrigen Kriegsgefährten zurückblieb.

Wie es aber andern Reisenden zu geschehen pflegte, geschah es auch unsern beiden Kriegskumpanen, nämlich, je näher sie ihrem Ziele kamen, desto leerer wurde ihr Geldbeutel.

Bis auf die armselige Summe von wenigen Groschen herab-

gekommen, sprachen sie nach einem zurückgelegten Tagemarsche bei einem einschichtigen Wirthshause zu, und ersuchten den Besitzer desselben um ein Nachtlager. »Hinten im Gescheuer ist noch Raum; wenn Ihr dort bleiben wollt, so könnt Ihr bei mir nächtigen«, sagte dieser.

Für diesen, wenn auch nicht sehr freundlich ertheilten, aber eine Nachtherberge zusichernden Bescheid, sich bedankend, verfügten sich die beiden Soldaten in die einzige Gaststube um alldort noch vor dem Schlafengehen bei einem Glase Bier eine Pfeife Tabak zu schmauchen.

Daß sie nichts zum Nachtimbiß erhalten würden, war voraussichtlich, da ihre Habseligkeit nicht hinreichte ein solches bestreiten zu können, und die mürrische Miene des bärbeißigen Wirthes voraussetzen ließ, daß er ihnen dasselbe nicht umsonst verabfolgen würde.

Trübsinnig saßen sie daher, als die einzigen Gäste in der bäuerlichen Schankstube, und der Unmuth über ihr Mißgeschick ging so ziemlich Hand in Hand mit dem Hunger in ihrem Magen.

»Kein Nachtmahl!« murmelte der Deutschmeister finster und starrte vor sich auf die Erde, als sollte ein »Tischlein deck Dich« aus derselben herauskommen.

»Und wir waren bei Sancta Lucia dabei«, sekundirte der Freiwillige.

»Und bei Custozza«, sagte der Erstere.

»Und hatten überall unsere Etappen«, sprach der Freiwillige.

Da schlug der Deutschmeister mit der geballten Faust auf den Tisch und rief: »Donner und Brescia! Wir müssen ein Nachtmahl bekommen!«

»Auf welche Weise willst Du es aber erhalten?« fragte der Freiwillige.

»Laß mich nur nachdenken«, sprach der Deutschmeister, »ein

echtes Wienerkind wird doch noch Etwas ausfindig machen, um sich seine Ration zu verschaffen.«

Hierauf legte er die Hand über die sonnengebräunte Stirne, und ließ seine Blicke gedankenvoll durch die Stube schweifen.

Zuerst fielen sie auf das dickbeleibte Ungethüm eines Kachelofens, vor welchem auf einem Holzgestelle einige Strümpfe zum Trocknen hingen, die ihn an die mangelhafte Beschaffenheit seiner Fußbekleidung erinnerten, von hier gelangten sie auf einen Schüsselkorb ober der Thüre, dessen blanke Zinnteller ihn wieder an die unumgängliche Nothwendigkeit eines Nachtmahles mahnten, hierauf fielen sie auf die Eingangsthüre, welche ganz mit Kreidengekritzel und Zahlen übermalt war, und ihn auf unliebsame Weise an alle Zechen erinnerte, die er — nicht bezahlt hatte.

Ferner gelangten sie auf den Weihbrunnkessel an der Thürschwelle, der ihm seine Mutter ins Gedächtniß zurückführte, deren heilsame Lehren er so oftmals in den Wind geschlagen hatte.

Plötzlich aber blieb sein Auge auf dem Holzkasten einer Schwarzwälderuhr, ihm gegenüber, hangen.

»Ich habe es!« rief er mit einem Male und sprang freudig von seinem Sitze auf.

»So sag' doch nur . . .«, fragte sein Kamerad.

»Kehrt Euch!« kommandirte der Deutschmeister. »Du wirst Alles erfahren. Vor der Hand brauche ich einen Holzspan.«

»Einen Holzspan?« fragte verwundert der Andere.

»Ja, siehst Du irgend Holz?«

»Dort im Ofenwinkel scheint welches zu liegen.«

Rasch war der Deutschmeister zur Stelle und schellte sich einen Holzspan von einem Scheite. Mit diesem fertig geworden, sagte er zu dem Freiwilligen: »Jetzt postire Dich an die Thüre, damit uns Niemand überrascht.«

Der Freiwillige öffnete ein wenig die Thür und steckte den Kopf hinaus, während der Deutschmeister zu der Wanduhr eilte, und an der offenliegenden Seite derselben den Span zwischen das

Getriebe steckte, so daß die Räder verhindert waren, weiter zu gehen und die Uhr stille stand.

Hierauf rief er seinen Vorposten zurück, warf sich sodann lachend und mit dem freudigem Gefühle eines glücklich ausgeführten Geniestreiches in seinen Stuhl und leerte sein Bierglas mit einem Zuge.

Gleich darauf trat der Wirth in die Stube und ließ sich mit herablassender Freundlichkeit zu seinen Gästen nieder, nach Art der Herren von Kanne und Soolbaum, ein förmliches Verhör mit ihnen vornehmend, in welchem sie ihm willfährig die nöthige Auskunft ertheilten, sowie sie seiner Aufforderung Folge leisteten, ihm Einiges von ihren kriegerischen Erlebnissen mitzutheilen.

Während sie ihm aber nach Art der Kriegsleute, die von ihnen ausgeführten Heldenthaten mit den grellsten Farben auszumalen versuchten, fiel sein Blick zufällig auf die alte Wanduhr und blieb wie versteinert an derselben hangen, da er gewahrte, daß der Pendel stille stand.

»Himmelkreuz Element?!« rief er hierauf, den Erzähler unterbrechend, »was ist mit meiner Uhr vorgefallen?!«

»Sie scheint Rasttag gemacht zu haben«, versetzte der Deutschmeister lakonisch.

»Leider scheint es so«, ergänzte der Erstere, nahm die Uhr von der Wand, besah sie kopfschüttelnd von allen Seiten und rüttelte sie sodann, aber die Uhr wollte nicht in Gang kommen.

»Sie ist wahrhaftig stehen geblieben«, fuhr er hierauf mit verdrießlicher Miene fort, »das ist doch das Aergerlichste, was Einem in solch' einer einsamen Spelunke passiren kann, zumal wenn man nur eine einzige Uhr besitzt, wie dieß bei mir der Fall ist. Jetzt weiß ich nicht, wie ich mit der Zeit daran bin.«

»Kann sie der Herr nicht repariren lassen?« fragte der Deutschmeister wieder.

»Das ist eben die verfluchte Verlegenheit«, schalt der Wirth. »Ich habe die Uhr von einem Schwarzwälder aus Simons-

wald gekauft, der auf seiner Wanderung alljährlich hier vorüberkommt, und bei mir zuspricht, bei welcher Gelegenheit er immer nach der Uhr sieht, und das Nöthige an derselben richtet, der ist aber heuer schon hier gewesen.«

»Das ist freilich eine schlechte Affaire«, meinte der Deutschmeister, seine innerliche Freude über das Gelingen seiner List kaum zu unterdrücken vermögend.

»Und sonst ist kein Uhrmacher in der Nachbarschaft?« fragte der Freiwillige, der noch immer nicht wußte, wo das hinausgehen sollte.

»Es ist einer im nächsten Städtchen, das liegt aber fünf volle Wegstunden von meiner Hütte entfernt, und wenn ich auch einen Boten mit der Uhr hinüberschickte, so vergehen, vorausgesetzt, daß er ihn daheim findet, immerhin vier bis fünf Tage, während welcher ich sie entbehren muß. Ei, da schlage ja doch gleich das Donnerwetter drein!«

Jetzt schien es dem Deutschmeister an der Zeit zu sein, seine List in Ausführung zu bringen, und er nahm daher das Wort und sprach: »Wenn der Herr nicht abgeneigt wäre, uns ein annehmbares Nachtmahl vorzusetzen, und mir das nöthige Vertrauen schenkt, so würde ich es wohl über mich nehmen, die Uhr zu repariren.«

»Ihr?« fragte der Wirth verwundert.

»Deutschmeisterparole!« erwiderte der Vorige. »Ich bin ein gelernter Uhrmacher.«

Bei dieser Kapitallüge seines Freundes wollte der Freiwillige in eine laute Lachsalve ausbrechen, welches er aber vorsichtiger Weise noch mit einem plötzlichen Husten maskirte.«

»So? Ihr seid ein Uhrmacher?« sagte der Wirth, »daß kommt freilich erwünscht. Aber könnt Ihr Euch auch der Sache unterziehen, ohne mir die Uhr zu ruiniren?«

»Laßt erst sehen«, sagte der Deutschmeister, nahm sodann die Uhr und betrachtete sie von allen Seiten. »Aha«, sagte er

dann, mit wichtiger Kennermiene, »da steckt der Knoten. Ich glaube, daß ich die Uhr nicht einmal zu zerlegen brauche, um sie wieder herzustellen. Bringe mir der Herr nur eine Zange und ein Stückchen Eisendraht, und ich will die Uhr wieder herstellen, daß man seine Freude daran haben soll, vorausgesetzt, daß die Bedingung erfüllt wird, die ich gemacht habe. Jede Arbeit will ihren Lohn.«

»Ihr sollt mit mir zufrieden sein«, erwiderte der Wirth, »setzt mir nur das Ding wieder in den gehörigen Stand.« Nach diesen Worten eilte er fort, um das Geforderte herbeizubringen.

»O Du Erzhalunke!« rief jetzt der Freiwillige, »wie kannst Du die Keckheit haben, Dich für einen Uhrmacher auszugeben.«

»Die Noth kennt kein Gebot, sagt ein altes Sprichwort. Gib acht, ob ich nicht der ganzen Uhrmacher-Innung Ehre mache.«

»Aber so sag' nur . . .»

»Hahn in Ruh'! Da ist der Alte schon wieder.«

Der Wirth brachte ein Kistchen, in welchem sich altes Eisengeräthe befand. Der Deutschmeister suchte das Nöthige daraus hervor, stellte die Uhr sodann auf einen Tisch und begann scheinbar seine künstlerische Operation, dabei er unbemerkt den Span wieder aus dem Gehwerke zog, und denselben beseitigte.

Nachdem er sich auf diese Weise längere Zeit beschäftigte und die gespannte Erwartung des Wirthes, so wie die Neugierde seines Kameraden auf die Folter spannte, sprach er endlich: »Nun ist die ganze Sache geschehen. — Es ist doch gut, wenn man einer Kunst befließen ist!«

Der Wirth betrachtete noch geraume Zeit mit zweifelhafter Miene seine Schwarzwälder, während der Freiwillige gar nicht begreifen konnte, wie der Deutschmeister die Reparatur habe zu Stande bringen können.

Also glaubt Ihr, daß die Uhr jetzt gehen werde?« fragte der Erstere.

»So gut, als sie früher gegangen ist, dafür stehe ich«, erwiderte der Deutschmeister, brachte hierauf die Uhr an ihre alte Stelle und setzte den Pendelstab in die gehörige Schwingung, in welcher sich dieser auch, zur Freude des Wirthes, fortbewegte.

»Da habt Ihr mir einen großen Gefallen gethan«, sprach derselbe, indem er den Soldaten freundlich auf die Achsel klopfte.

»Nun aber auch das Nachtmahl«, erwiderte dieser.

»Das sollt Ihr sogleich erhalten.«

»Und etwas zum Trinken dazu, unser Bier ist zur Neige gegangen«, rief er dem Enteilenden nach.

Nicht lange darauf verbreiteten Schweinebraten und Sauerkraut, mit welchen der Gefoppte den Tisch besetzte, ihre verlockenden Düfte, und erquickten die Geruchswerkzeuge der hungerigen Urlauber, so wie ihren Augen nicht minder vergnüglich der Goldschimmer des Rebensaftes aus zwei umfangreichen Flaschen entgegenschimmerte.

Wer war nun glücklicher als unsere Soldaten, welche sich sogleich über den labenden Imbiß hermachten und demselben wacker zusprachen, während die Schwarzwälder sie mit ihrem gleichmäßigen Tick-Tack begleitete.

Aber auch der Wirth war höchst zufrieden gestellt, so leichten Kaufes seine Uhr wieder in gehörigem Gang zu sehen, und verabsäumte nicht, den kunstfertigen Uhrmacher und seinem Gefährten so lange die Gläser zu fühlen, bis sie den letzten Tropfen daraus getrunken hatten.

Am nächsten Morgen, an welchem der hölzerne Zeitmesser in der Gaststube, zum Wohlgefallen des Wirthes, mit der früheren Genauigkeit die Stunden zeigte, verließen die beiden Urlauber den Letzteren wieder, welcher sich von ihnen mit weit größerer Freundlichkeit verabschiedete, als er sie bewillkommt hatte.

Der Freiwillige aber, der bereits von dem Deutschmeister

über dessen räthselhafte Kunstfertigkeit aufgeklärt wurde, wollte fast vor Lustbarkeit darüber aus der Haut fahren, und konnte es ihre ganze fernere Wanderschaft hindurch, nicht unterlassen, immer wieder auf's Neue über das Gaunerstückchen zu lachen, und so oft sein muthwilliger Kamerad wieder ein Schelmenstückchen ausführte, konnte derselbe gewiß sein, von ihm die Worte zu hören: »Du bist ein feiner Uhrmacher.«

Aber auch in ihre Heimat gekommen, fand der Freiwillige sowohl in Folge der Rückerinnerung als durch neu verübte Kurzweilstückchen seines Kriegsgenossen, noch oft genug Gelegenheit, seine Bezeichnung in Anwendung zu bringen, in Folge dessen dieselbe in kurzer Zeit zum Sprichworte wurde.

Selbst wenn jetzt noch in den unteren Schichten Wien's Jemand einen Andern als einen schlauen und listigen Menschen auf scherzhafte Weise bezeichnen will, so vernimmt man von demselben nicht selten den Ausdruck: »Das ist ein feiner Uhrmacher.«

Aus dem Leben des Schauspielers und Entomologen Ochsenheimer.

Wer vor einigen und vierzig Jahren des Abends die Bierwirthschaft zum Löschendurst (Lösch den Durst) in der Pfarrgasse auf der Laimgrube besuchte, für den war es nichts Ueberraschendes, wenn plötzlich ein Mann den Kof zur Gasthausthüre hineinsteckte und rief: »Ist kein Batzenlippel da?« Worauf ihm entweder von der Wirthin, welche dazumal dieser Gastwirthschaft vorstand, oder von dem Kellnerjungen, bejahend oder verneinend geantwortet wurde, und der Fragende entweder eintrat oder sich wieder entfernte.

Um den Leser aber nicht lange im Dunkeln zu lassen, muß gesagt werden, daß der Ausdruck »Batzenlippel« nicht im Sinne des Castellischen Wörterbuches aufgefaßt wurde, nach welchem es einen ungeschickten Menschen bezeichnet, sondern, daß die Frage, welche mit diesem Ausdrucke in Verbindung stand, einfach Aufschluß begehrte, ob Einer jener täglichen Gäste anwesend sei, welche gewohnt waren, ein Kartenspiel, das diesen ominösen Namen führte, zu spielen.

Ein Spiel, über das ich jedoch keine nähere Auskunft zu geben weiß.

Der Mann, welcher aber fast allabendlich diese Frage stellte, schien seinem Aeußern nach ein Pfahlbürger von reinstem Wasser zu sein. Fast immer trug er einen dunkelfarbigen Kaput (Ueberrock), einen abgegriffenen Filzhut auf dem Kopfe, und hielt

eine große Meerschaumpfeife im Munde. Er war von mittlerer Statur, hagerer Gestalt und nachlässiger Haltung, der Kopf seitwärts vorgeneigt, und hatte einen dunklen Teint und einen unverhältnißmäßig breiten Mund, und doch war dieser Mann ein großer Künstler und ein geachteter Schriftsteller und ein ausgezeichneter Entomologe.

Es war der Hofschauspieler Ferdinand Ochsenheimer.

Ochsenheimer wurde am 17. März 1767 in dem alten römischen Manguntiacum, welches unter den Deutschen den Namen Mainz erhielt, in der Stadt, bei welcher der Main seine hellen Fluthen mit jenen des grünen Rheins vermengt, geboren.

Nach absolvirten Studien promovirte er am 16. September 1788 als Doktor der Philosophie, verließ darauf seine Vaterstadt und trat als Erzieher in das Haus des Stadtkommandanten Baron Dallwigh in Manheim, und sodann in jenes des Baron Reipelt. Hier erwachte in ihm der Hang zum Theater, und er faßte, bereits 27 Jahre alt, den Entschluß, ein Jünger Melpomenens zu werden.

Er begab sich nach Beureuth zur Quandt'schen Gesellschaft, und trat am 12. November 1794 zum erstenmal als Flickwort im schwarzen Mann auf, und spielte unter dieser Direktion in Ansbach und Erlangen.

Im Jahre 1796 erhielt er ein Engagement bei der Döbbelinschen Bühne und wurde im Jahre 1797 im churfürstlichen Hoftheater zu Leipzig engagirt, dessen Gesellschaft abwechselnd in dieser Stadt und in Dresden Vorstellungen gab.

Hier sah ihn am 17. März 1801 Schiller als Talbot in der Jungfrau von Orleans, und versicherte Ochsenheimer brieflich seiner vollsten Zufriedenheit.

Im Jahre 1807 wurde er jedoch nebst der Lebensgefährtin, die ihm mittlerweile ihre Hand gereicht, für das Hofburgtheater in Wien gewonnen, in welchem damals die trefflichen Talente eines Brockmann, Lange, Koch, Waimann, Rose

Ziegler, Mad, Rousel, Betti Rose und Schütz, ein schönes Ensemble bildeten.

Er debütirte in selbem am 3. November dieses Jahres als Posert im Spieler, am 13. als Wallen in: Stille Wasser sind betrüglich, in welchem Stücke seine Gattin die Antoinette gab, und sodann am 14. als Amtmann Zeck in den Jägern, in welchen Madame Ochsenheimer als Kordelchen auftrat.

Ochsenheimer gehörte unbedingt zu den vorzüglichsten Charakterdarstellern, welche die deutsche Bühne aufzuweisen hat.

Er hatte eine großartige psichologische Auffassung und eine in Geberde und Ausdruck naturwahre Darstellung, und wenn etwas derselben, besonders in leidenschaftlichen oder tragischen Affecten, Abbruch that, so waren es sein scharfes, schneidendes Organ, und ein gewisses Grimassiren, welches er sich in letzterer Zeit angewöhnt hatte.

Im bürgerlichen Trauerspiele glücklicher als in der Tragödie, gelangen ihm vorzüglich schleichende Bösewichter und heuchlerische tükische Charaktere aus den höheren Schichten der Gesellschaft, in gemeinen rohen Charakteren übertraf ihn der spätere Küstner.

Sein Ausdruck des übermüthigen Hohnes und der eisernen Kaltblütigkeit, sowie der Verstocktheit bei endlicher Entdeckung des Verbrechens, hatte immer eine erschütternde Wirkung.

Die Sprache seines Gesichtes war für Jeden verständlich, selbst wenn er Lavaters vier Foliobände nicht gekannt hätte.

Ochsenheimer war zugleich der Schöpfer jenes stummen mit der Situation gewöhnlich kontrastirenden Spieles, welches so viele Nachahmer fand und seit Ochsenheimer tipisch geworden ist, z. B. des Aufziehens der Sackuhr als Wurm, beim Diktiren des Briefes in Kabale und Liebe, des bedächtigen Tabakschnupfens, des Rockabstäubens und des gleichgültigen Spielens mit dem Spazierstocke, bei ähnlichen Scenen.

Eine Eigenthümlichkeit von Ochsenheimer war es jedoch, daß er seine Intriguants meistens mit rother Perrücke darstellte; die Rolle eines Bösewichtes und eine rothe Perrücke waren bei ihm zwei unzertrennliche Dinge. Es schien, als ob er sich Judas, den Erzschelm, zum Prototip aller Schelme auserlesen.

Von welcher Wirksamkeit Ochsenheimers Spiel war, beweisen Ludwig Devrient und Ferdinand Raimund, auf welche er einen solchen Eindruck machte, daß Beide den Entschluß faßten, sich der Bühne zu widmen.

Raimund, noch im Hause seines Vaters, wollte sogar einen ähnlichen Mund wie Ochsenheimer besitzen, und stand oft die längste Zeit vor dem Spiegel in seinem Stübchen, sich denselben gewaltsam auseinder zerrend, für welche Prozedur ihn sein darüber entrüsteter Vater aus dem Hause jagen wollte.

Einen nicht minderen Beleg für den Eindruck, den sein Spiel auf den Zuschauer machte, liefert wohl auch das nachfolgende, wenn gleich an und für sich unbedeutende Ergebniß.

Das Hofburgtheater war eines Abends im Jahre 1818 in allen seinen Räumen überfüllt, und selbst der Hof hatte die Hofloge am Proscenium eingenommen.

Es wurde eines jener Dramen gegeben, in welchen Ochsenheimer in der Rolle eines Bösewichts bei jeder Aufführung einen künstlerischen Triumpf zu feiern pflegte.

An der hintersten Wand des zweiten Parterres hatten sich zwei Jungen von 13 bis 14 Jahren auf einen Schemel postirt, welcher dazu diente, die Wandlichter anzuzünden.

Der Eine war der Sohn des benannten Hofschauspielers, der andere jener des Hoflogenmeisters, und Beide Besucher der Schule zu St. Anna.

Offenbar waren die beiden Bursche nicht in der besten Harmonie in die Hallen Thaliens getreten, indem der Letztere an den Ersteren die Anforderung eines Federpenales stellte, welches

dieser entschieden zurückwies, jedoch die Räume des Kunsttempels, dessen Vorhang so viel Geheimnißvolles für die Jugend verbirgt, brachten die kleine Fehde bald zum Schweigen. Das Stück begann, und die beiden Sholaren folgten demselben von Scene zu Scene, von Akt zu Akt, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, welche sich nur dadurch unterschied, daß der Sohn des Hoflogenmeisters immer ergrimmter auf den Bösewicht wurde, welchen Ochsenheimer darzustellen hatte.

Als dieser aber in dem letzten Aufzuge die ganze Ruchlosigkeit des Charakters zur Anschauung brachte, und durch den Ausdruck des giftigsten Hohnes und der empörendsten Frechheit, die Gemüther der Zuschauer mit Erbitterung und Ingrimm erfüllte, da konnte der auf das Höchste Aufgebrachte nicht mehr an sich halten, und zugleich des verweigerten Federpenales gedenkend, sprach er zu seinem Kollegen: »Da siehst du, was für einen Erzschurken du zum Vater hast, und du bist derselbe!« und klatsch, versetzte er ihm eine schallende Ohrfeige.

Der Empfänger säumte jedoch nicht, das Empfangene allsogleich dem Erstatter zurückzustellen, worauf sich Beide, Alles um sich her vergessend, bei den Rockkragen erfaßten.

Schon war aber auch das Organ der Ordnung und Sicherheit, in der Gestalt des Theaterfeldwebels, erschienen, und transportirte die Excedenten aus dem Schauspielhause.

An selbem Abend hatte aber auch Kaiser Franz der Vorstellung beigewohnt, und sein scharfes Auge gewahrte sogleich die vorgefallene Unruhe im Parterre.

»Was gibt's da drunten?« fragte er, »der Conwall soll berichten!« Im nächsten Augenblicke trat der Hoflogenmeister Conwall in seiner braunen Uniform, mit dem Goldbordenkragen und der betreßten rothen Weste, den Dreispitz unter dem Arme in die Loge, und sagte: Euere Majestät, es ist eine Albernheit meines Jungen, welcher über das Spiel des Herrn Och-

senheimer so erbittert wurde, daß er dessen Sohn eine Ohrfeige versetzte.

»Nun«, sagte der Kaiser lachend, »so soll der halt die Ohrfeige einstecken. Sie ist nur ein Compliment für seinen Vater.«

Der Sohn des Hoflogenmeisters hatte aber einen solchen Haß gegen den künstlerischen Darsteller gefaßt, daß er von dieser Zeit an nie mehr seinen Schulkameraden besuchte, und erst in späteren Jahren, nachdem er schon Cassier bei den n.-ö. Landständen geworden, und Ochsenheimer's Sohn den Rang eines Offiziers bei der k. k. Artillerie erworben, führte der Zufall Beide wieder zusammen, um über diesen Schwank ihrer Flegeljahre aus vollem Halse zu lachen.

Die vorzüglichsten Rollen Ochsenheimers waren:

Im tragischen Fache:

Wurm in Kabale und Liebe, Franz Moor in den Räubern, Burleigh in Maria Stuart, Paolo Manfrone im Bayard, Hofrath Gleiser in den Advokaten, Alba in dem Don Carlos, Albrand im Verläumder, Jago im Othello, Kund in Axel und Walburg, Buttler im Wallenstein, Marinelli in Emilie Galothi, Koke in Parteiwuth, Talbot in der Jungfrau von Orleans, der Mohr im Fiesko und Posert im Spieler.

Im komischen Fache:

Kammerrath Fegesak im Geizigen, Bittermann in Menschenhaß und Reue, Gewürzkrämmer in den deutschen Kleinstädtern, Schnudrian in Sorgen ohne Noth, Fabricius im Hausfrieden, Wallen in Stille Wasser sind betrüglich, Hundedoktor Schnepf u. a.

Im Posert übertraf er selbst Iffland, obgleich dieser die Rolle für sich geschrieben hatte, und dieselbe auf eine originelle und ausgezeichnete Weise zur Anschauung brachte.

Diesen frechen, nichtswürdigen, podagristischen, falschen

Spieler, dem selbstverständlich die schon erwähnte Perrücke nicht fehlen durfte, mit seiner schwarzen Binde vor dem einen Auge und dem gelähmten Fuße, wußte er mit aller dem Charakter eigenen Malice, und so aus dem Leben gegriffen, darzustellen, daß oft unwillkürliche Aeußerungen der Erbitterung laut wurden, und jedesmal ein allgemeiner Jubel das Schauspielhaus durchflog, wenn in der vorletzten Szene den entlarvten Betrüger der Adjutant des Generals der gerechten Strafe überlieferte.

Im Archive des k. k. Hofburgtheaters befinden sich in der reichhaltigen Sammlung der Costümebilder des früheren Costümedirektors der Hofbühne, Philipp Stubenrauch auch drei Abbildungen von Ochsenheimer, welche diesen als Alba in »Don Carlos«, als Kund in »Axel und Walburg«, und als Rifador in dem Drama: Der »Alkade von Molorido«, darstellen.

Als Iffland 1808 in Wien in mehreren seiner Glanzrollen mit großem Beifalle gastirte, wurde er unter Anderem auch von einem Freunde befragt, warum er nicht in Franz Moor auftrete.

Iffland antwortete: »Weil ich die rothe Perrücke des Ochsenheimer fürchte.«

Auch als Schriftsteller entwickelte Ochsenheimer eine vielfältige Thätigkeit.

Er schrieb Skizzen aus dem Menschenleben oder »Geschichte des Josef Wendelin Ohrenberg, 2 Theile, Frankfurt am Main. Das Manuskript, Schauspiel in einem Aufzuge. Er soll sich schlagen, Lustspiel in zwei Akten, Mannhein. Der Brautschatz, Lustspiel in einem Akte, Dresden, und noch Anderes unter dem Pseudonim Theodor Unklar.«

Nicht zu vergleichende Erfolge mit dem Erwähnten jedoch errang er als Naturforscher, als welcher er Mitglied der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, von jener zu Wetterau, so wie zu Halle war.

In diesem Fache veröffentlichte er:

»Naturgeschichte der Schmetterlinge in Sachsen, Dresden 1805.« »Die Schmetterlinge in Europa. In 4 Bänden, Erlangen 1807.« Dieses Werk, welches sich des Beifalles aller Naturkundigen und Schmetterlingsfreunde zu erfreuen hatte, wurde glücklicherweise im Geiste des Verfassers, nach dessen Tode, von seinem Freunde, dem Entomologen und Schriftsteller, Friedrich Treitschke (Uebersetzer der Mariane von Sheridan Knowles, später Hoftheater-Oekonom) fortgesetzt.

Ueberdieß edirte er im Jahre 1807 zu Pirna noch ein Werk unter dem Titel: »Abbildungen von Schmetterlingen.«

Schon in seinen Studienjahren lockte ihn das bunte Reich der Schmetterlinge an, und gerne erzählte er, wie die erste Anregung zur Schmetterlingskunde in ihm ein Abendfalter erweckte, den er in einem Festungsgraben seiner Vaterstadt erhaschte.

Es war der Maro Ocnotherae, welcher für eine Seltenheit galt.

Zwanzig Jahre darnach brach er noch in einen freudigen Jubel aus, als er an einem Bache in der Umgegend Wiens, die Raupe dieses Schmetterlings erblickte.

Ochsenheimer erweiterte durch unausgesetzte Studien sein Wissen in immer höherem Grade, und brachte durch die Resultate seiner Beobachtungen und seines Forschens seinen Namen als Entomologe zu stets größerer Geltung.

Er und Treitschke waren die Ersten, die ein System der Schmetterlinge entworfen, welches nach dem Laufe der Welt, freilich gegenwärtig durch neuere wieder verdrängt wurde.

Ochsenheimer genoß einer allgemeinen Achtung.

Im Umgange einfach und voll ruhiger Gelassenheit, und für den Empfänglichen mittheilsam und belehrend, hätte wohl kein Mensch in ihm einen Komödienspieler vermuthet.

Sein Herz glühte in ungetheilter Liebe für Kunst, Natur und Vaterland, welche Gefühle er unter keinem Umstande verläugnete.

Als Ochsenheimer im Jahre 1813 in dem zum Vortheile des Theater-Pensionsfondes an der Wien zum erstenmale gegebenen Schauspiele: »Deutsche Treue von Klingmann«, den Ludwig von Baiern gab und mit stürmischen Aplaus gerufen wurde, sagte er: »Ihr Wohlwollen gegen mich — gehört dem Vaterlande.«

Er konnte als das Muster eines sorgsamen Familienvaters bezeichnet werden, dem in seinem kleinen niedlichen Frauchen, das ihm vier Söhne schenkte, eine gleich wackere Hauswirthin und Mutter zur Seite stand.

Sein Haus war eines jener geordneten und behäbig bürgerlichen, wie deren in unserer Zeit leider nur wenige mehr zu finden sind.

Hier beschäftigte er sich, soferne es seine theatralischen Verhältnisse gestatteten, ausschließlich mit seinen naturhistorischen Studien und Beobachtungen, sowie mit dem Auferziehen, Spannen, Bestimmen, Eintheilen und Aufbewahren seiner Lepidopteren.

Ein damaliger Schriftsteller, J. B. Hocheisel, einer der eifrigsten Mitarbeiter der Theaterzeitung, brachte in einem Gedichte, welches daselbst abgedruckt erschien, folgenden Passus auf Ochsenheimer:

Im ungeheu'ren Schlangenring,
Den still der Ew'ge hält,
Erforschtest Du im Schmetterling
Der Schönheit Wunderwelt.

Auch Tritschke dedicirte ihm einen Gedichtciklus: Schmetterlingsfang betitelt, mit den Worten:

An Ferdinand Ochsenheimer.

Ernst bezeichne Dein Reich mit griechisch-lateinischem Vollklang,
Wenn Du den Hübner citirst, wenn Dich der Forscher befragt;
Munter'n Gedichten vergönn' die muntere Sprache des Volkes,
Denke der Pleiße mit Lust, denke der Elbe dabei.

Als einmal ein bekannter Entomolog seine sämmtlichen Diurnen, Crepuscularien, Nocturnen und Mikrolepidopteren besehen hatte, sagte Ochsenheimer zu ihm: »Nachdem ich Ihnen so viele bunte Flügeldecken gezeigt, will ich Ihnen auch noch meine erste Flügeldecke zeigen.

»Wie, Ihre?« fragte der Naturforscher verwundert.

»Ja, obgleich keine Vanessa oder Antiopa aus mir geworden ist, wie Sie wohl sehen.«

Mit diesen Worten führte er ihn zu seiner Bettstelle, über welche ein altmodischer Seidenstoff gebreitet lag.

»Sehen Sie, diese Seidendecke hier war einst das Brautkleid meiner Mutter!«

Zu jener Zeit, in welcher die lustigen Gassenschwänke eines Castelli noch in Wien gang und gäbe waren, stellte es sich ein ähnlicher Spaßvogel zur Aufgabe, unseren Ochsenheimer düpiren zu wollen, um ihn dann hinterher aufziehen zu können.

Auf einem Spaziergange wußte er nämlich, ohne daß Ochsenheimer es bemerkte, einen gemalten Schmetterling auf einen Strauch zu setzen, und Ochsenheimer darauf aufmerksam zu machen.

Dieser warf aber nur einen flüchtigen Blick auf den papiernen Sommervogel, und sagte: »In der That ganz hübsch gemacht, ganz hübsch!«

Worauf der Fälscher beschämt abziehen mußte.

Dazumal wurde auch über eine Anekdote, die man sich von Ochsenheimer erzählte, viel gelacht. Möge sie hier ein Plätzchen finden.

Kaiser Franz war eines Tages mit Ochsenheimer in Schönbrunn zusammengetroffen und Beide, im Gespräch über Naturgegenstände, in einen Gartensalon des Lustschlosses getreten, wo sie die Hüte ablegten.

Beim Weggehen verwechselte Ochsenheimer die Hüte, be-

merkte es jedoch sogleich und bat um Entschuldigung für sein Versehen.

»Hat nichts zu sagen«, sagte Kaiser Franz lachend. »Sie hätten bei dem Tausche nichts profitirt.«

»Euere Majestät«, erwiderte Ochsenheimer, ebenfalls lachend, »ich hätte aber gewiß auch nichts dabei verloren.«

Bekanntlich trugen Beide die abgegriffendsten Filzhüte, die in Wien zu sehen waren.

Außer seinen Streifungen nach Schmetterlingen in den nächsten Umgebungen Wiens, die er meistens mit seinem Freunde Treitschke machte, kannte Ochsenheimer keine andere Zerstreuung als den Besuch des Eingangs schon erwähnten Bierhauses »zum Löschendurst«.

Hier war es, wo er in einem Kreise bekannter Schriftsteller, Künstler und Beamten, unter denen sich auch der originelle Pepermann, ein Beethoven-Enthusiast und trefflicher Karrikaturenzeichner, und der nicht minder eigenthümliche Violinspieler Franz Klement, den Kaiser Alexander von Rußland vorzugsweise favorisirte, befanden, Erholung für sein thätiges Streben suchte, wo ihn das Batzenlippelspiel die Theaterkabalen vergessen machte, und er seine häuslichen Sorgen im Lethe des Gerstensaftes versenkte.

Bei dem elenden Gebräue, welches dazumal in Wien unter dem Namen Mailänder ausgeschenkt wurde, übertraf er alle Anderen der Gesellschaft an Witz und geistreichen Einfällen.

Auch der Schriftsteller Kanne sprach zuweilen zu, doch selten. Befragt, warum er nicht öfter käme? antwortete er: »Euer Schusterwasser taugt nichts für mich. Ich muß Wein haben.«

In dieser Gesellschaft konnte Ochsenheimer halbe Nächte bei Bier und einer Pfeife schwarzen Dreikönigs-Tabak sitzen, ohne schläfrig, geschweige trunken zu werden, obgleich er nicht zu den Nippenden gehörte, und jedem Bierglase ein Gläschen Schnaps folgen ließ.

Daß die Ritter dieser lustigen Tafelrunde nicht immer den ruhigen gemessenen Ochsenheimer zu ihrem Vorbilde nahmen, und ihre frohe Laune öfters übersprudeln mochte, bewies ein gläsernes Glöckchen, welches auf dem Tische stand, und geläutet wurde, sobald der Eine oder der Andere seiner Zunge allzu freien Lauf ließ, um ihn in die Schranken der Schicklichkeit zurückzuweisen.

Die Chronique scandaleuse der Vorstadt sagte freilich, daß es geläutet würde, um dem weiblichen Personale des Gasthauses anzudeuten, daß es an der Zeit sei, sich zu absentiren.

So geringen Comfort auch dieses niedere, berußte, mit Tabakqualm erfüllte und mit dampfenden Talglichtern nur nothdürftig beleuchtete Gasthaus darbot, so sehr war Ochsenheimer an dasselbe gewohnt, daß er an keinem Abend alldort fehlte, an dem er unbeschäftigt war, oder wie er selbst scherzweise zu sagen pflegte, an dem er nicht zu gaukeln hatte.

Ja, es geschah sogar einmal, als er im Theater an der Wien den Geßler im »Tell« zu spielen hatte und das Stück erst nach halb Eilf endete, daß er in der Garderobe nur Perrücke und Koller abwarf, sich die Schminke vom Gesichte wischte, und in Ueberrock und Mantel »zum Löschendurst« eilte.

»Was zum Geier kommt denn heute für ein Eisenfresser zu Besuch?« fragte Einer von Ochsenheimer's Tischgenossen in dem benannten Gasthause, als in der Vorderstube (die Schwemme genannt) schwere Tritte und helles Sporngeklirre hörbar wurden, welche sich ihnen näherten.

Eine allgemeine Lachsalve aber begrüßte gleich darauf Ochsenheimer, der, den Mantel auseinanderschlagend, in strohgelben Lederhosen, hohen Reiterstiefeln und Sporen mit thalergroßen Rädern, zu ihrem Tische trat und sagte: »Na, so haben sie mich glücklich wieder erschossen!«

Bei Aufführung der Rolle des Geßler kann nicht übergangen werden, daß Ochsenheimer, welcher jedesmal im letzten

Akte mit seiner Begleitung zu Pferde erscheinen mußte, in derselben einen eigenen Theatercoup zur Ausführung brachte.

Er hatte nämlich in seinem rechten Aermel einen ziemlich langen Pfeil und unter dem Lederkoller ein Brettchen verborgen, in welchem eine Lücke angebracht war.

Sobald nun Tell aus dem ihn bergenden »Hollunderstrauche« auf ihn geschossen hatte, fuhr er mit der rechten Hand nach der Brust und stieß zugleich den Pfeil in die Lücke des Brettchens, wodurch derselbe wagrecht zu stehen kam, so daß Ochsenheimer einer aufgespießten Lerche nicht unähnlich sah, welches Manöver von dem Publikum der höheren Regionen mit einem Beifallssturm aufgenommen wurde.

Hier dürfte eines Vorfalles nicht unerwähnt bleiben, der sich auf einer kleinen Landpartie, welche Ochsenheimer mit mehreren Freunden unternahm, ereignete.

In Hütteldorf, dessen Bier sich schon vor 100 Jahren in gutem Rufe befand, ward der Kirchtag gefeiert.

Geige und Klarinette erklangen an allen Orten. Die Wirthslokalitäten, vorzüglich aber jene des Bräuhauses, waren so sehr überfüllt, daß im Letzteren leere Fässer herbeigeschafft werden mußten, um die Stelle der Tische zu vertreten, an Stühle war nicht zu denken.

Die Bräuknechte, welche bekanntlich den Trunk in den Bräuereien zechfrei haben, thaten sich vorzüglich im Vertilgen des schäumenden Gerstensaftes hervor.

Ochsenheimer war mit seinen Freunden ebenfalls in das Bräuhaus gekommen, und mengte sich unter die fröhlichen und trinklustigen Gäste.

Die Trunkenheit stieg jedoch bei vielen der Anwesenden zum höchsten Grade, und artete bei den Bräuknechten bald in rohes Benehmen aus, welches in kurzer Zeit zu Händeln führte.

Schon war man bereits handgemein geworden, als Ochsen-

heimer, zufällig in den Raufttumult gezogen, plötzlich der Länge nach wie ein gefällter Baum dahinfiel.

Seine Freunde stießen einen Schrei des Schreckens aus und eilten ihm zu Hilfe.

»Um des Himmelswillen, Ochsenheimer ist erschlagen! Wer hat den Schlag gethan? Wasser herbei! Ergreift den Mörder! Rasch zum Chirurgen, vielleicht ist noch zu helfen! Einen Wagen! Einen Wagen!« So scholl es im wilden Gewirre durcheinander.

Ein Flechtenwagen, der nächststehende, rasselte herbei.

Ochsenheimer's Freunde hoben den noch immer Leblosen in denselben, während die Anstifter des Raufhandels sich aus dem Staube machten.

Der Wagen schollerte im Fluge davon. Bestürzt schaute ihm die ernüchterte Menge nach.

Als das Gefährte aber aus dem Gesichtskreise des Bräuhauses gekommen war, und der Kutscher eben die Pferde nach der Offizin des Wundarztes lenken wollte, erhob sich Ochsenheimer langsam und sagte: »Jetzt muß ich mir doch einmal eine Pfeife stopfen.«

Er hatte nur todt und lebendig gespielt, um dem Exzesse ein Ende zu machen, welches Komödienstückchen von demselben Erfolge gekrönt war, als seine künstlerischeu Bühnenleistungen.

Die Pretiosität und affektirte Vornehmheit, mit welcher sich die Hofschauspieler von damals als die Crème der Schauspielerwelt zu geriren suchten, die unaufhörlichen Intriguen die sie einander spielten, so wie die damalige Censurwirthschaft, verleideten ihm allmälig das Theater, weßhalb er sich immer ausschließender seinen gelehrten Forschungen und Studien überließ.

Es konnte ihm daher nur erwünscht kommen, daß der Zufall ihm unerwarteter Weise auf diesem Felde einen erhöhten Wirkungskreis einräumte.

Eines Tages ließ ihn nämlich Kaiser Franz nach der Morgenmesse in seine Privatbibliothek berufen; diese befand sich dazumal im ersten Stock in der Hofburg, zunächst den kaiserlichen Gemächern, und bestand aus drei geräumigen Sälen und mehreren Nebenzimmern, welche bei 40,000 Bände füllten.

In dem ersten der Säle erwartete ihn der Kaiser.

Der erste Band von Ochsenheimer's Werk: Die Schmetterlinge in Europa, lag aufgeschlagen auf einem Tische. An diesem stand ein Mann mit einem rehfarbenen Kaputrock, von mittlerer Größe, hagerer Gestalt, mit blauen strengen Augen, scharfen Gesichtszügen und einer hohen schmalen Stirne, um die spärliches Silberhaar niederfiel. Es war der Kaiser Franz.

»Ah, der Artilleriepapa!« rief derselbe, als Ochsenheimer mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung in das Bibliothekzimmer trat.

Mit diesem scherzhaften Namen pflegte Kaiser Franz oftmals, wenn er bei heiterer Laune war, unseren schauspielenden Entomologen zu benennen, indem drei der Söhne Ochsenheimer's der k. k. Artillerie angehörten.

»Mein lieber Ochsenheimer«, fuhr der Kaiser fort, »es wäre mir lieb, wenn Sie anstatt dem Komödienspielen meine Schmetterlinge, die's mir aus Brasilien geschickt haben, in eine systematische Ordnung bringen möchten.«

»Noch befinden sie sich in den Kisten, wie sie ins Revisionsamt gekommen sind, und harren der Erlösung durch einen in der Fauna Bewanderten.«

»Sie haben in diesem Zweige der Wissenschaft ein ganz neues System aufgestellt, das allgemeine Anerkennung findet, und ich glaube daher, daß Sie am geeignetsten wären, meinen Wunsch zu realisiren.«

Ochsenheimer dankte für das hohe Zutrauen seines kaiserlichen Herrn und versicherte, daß er diesen ehrenvollen Auftrag nur als allerhöchste Gnade betrachten könne.

Der Kaiser zeigte über diese Aeußerung sein sichtliches Wohlgefallen, und sprach hierauf mit Ochsenheimer noch Vieles über dessen Werke, so wie über Brasilien, seine fruchtbaren Küstenlande und seine reichen Naturprodukte, wobei er nicht oberflächliche Kenntnisse in der Botanik entwickelte.

Aber auch Ochsenheimer's enthusiastische Schilderungen der Lepitopteren jener wunderbaren Weltgegend, und seine Citaten aus Schäffer, Freireiß, Werg und Anderen, bethätigte, daß er in ihm den rechten Mann für die beauftragte Mission gefunden habe.

Nachdem der Kaiser noch seine volle Zufriedenheit gegen den gelehrtesten seiner Hofschauspieler zu erkennen gegeben, entließ er diesen, auf seine herzgewinnende und populäre Weise, mit den Worten: »Schaun's halt, daß Sie's zurecht bringen!«

Wirklich machte sich Ochsenheimer auch ungesäumt an seine mühevolle Aufgabe, eine Aufgabe, deren Schwierigkeit daraus zu entnehmen sein dürfte, daß diese Sammlung aus 60,000 Individuen bestand, aus welchen er 8000 Arten in mehr als 20,000 Individuen bestimmte.

Die unserem schauspielerischen Entomologen übertragene Insektensammlung war eine Abtheilung des großartigen zoologischen Kabinets, das den Namen des brasilianischen Museums führte, und sich damals in der Johannisgasse Nr. 972 befand, wo es 13 Zimmer einnahm, jetzt aber mit dem zoologischen Kabinete auf dem Josefsplatze vereinigt ist.

Seinen Beinamen erhielt das Museum, weil die Vermälung der Erzherzogin Leopoldine Karoline, der zweiten Tochter des Kaisers Franz aus zweiter Ehe, mit dem Sohn des Königs Leopold von Portugal, dem Kaiser von Brasilien, Dom Petro Alkantara, die Veranlassung zur Gründung desselben war.

Die Naturforscher Chr. Mikan, Johann Emil Pohl, Jakob Natterer und Heinr. Schott befanden sich nämlich,

nebst dem leidenschaftlichen Sammler von Alterthümern, Freiherrn Klemens von Hügel, in der Suite der Erzherzogin, welche dieselbe nach Rio Janeiro begleitete, wodurch ihnen die Gelegenheit geboten wurde, die Naturseltenheiten Brasiliens an den Ufern des Marannon und des Rio Franzesko zu sammeln und nach Wien zu senden.

Unausgesetzt und mit rastlosem Eifer arbeitete Ochsenheimer über Jahresfrist an dem Ordnen dieser Sammlung, und erhielt sodann von Kaiser Franz, als Zeichen seiner besonderen Zufriedenheit, eine werthvolle und reich verzierte goldene Tabatiere zum Geschenke, welche noch ein Schaustück der Familie ist.

Nicht lange darauf aber begann seine Gesundheit immer mehr in Verfall zu gerathen, so sehr er dieß auch vor seinen Angehörigen und den Genossen im »Löschendurst« zu verbergen suchte.

Es war am 23. September 1822, und im Hofburgtheater »die silberne Hochzeit« zur Aufführung gebracht, in welcher er den Steckrübe nicht ohne Anstrengung spielte, als er nach der Vorstellung in der Garderobe ohnmächtig zusammensank und nach Hause gebracht werden mußte.

Sein Hausarzt, Doktor de Carro, welcher sogleich herbeigeholt wurde, zuckte bedenklich die Achseln.

Er hatte seine letzte Rolle gespielt. Am 2. November, dem Tage, an welchem er in Moskau zum korrespondirenden Mitglied der kaiserlichen Gesellschaft der Naturforscher ernannt wurde, um 10 Uhr Abends starb er im 55. Lebensjahre an einer Herzentzündung.

Das Haus, in welchem er seinen Geist aushauchte, befand sich zu Mariahilf und führte das Nummer 101.

»Ochsenheimer ist nicht mehr«, sagte Treitschke in seiner Vorrede zu dem Schmetterlingswerke. »Der 2. November 1822 entriß ihn seiner Familie, seinen Freunden und der Entomologie, die er übte und liebte, und die noch in den Stunden des

Todes seinen scheidenden Geist entflammte. Was Gattin und Söhne, was die Vielen, die sein harmlos kindliches Gemüth an ihn gekettet hat, verloren, das bezeugte mit tausend Thränen sein Begräbniß am 4. November.«

»Auf dem Friedhofe außer Mariahilf (Schmelz) schlummert er den Puppenstand und harrt des Frühlings, daß er ihn zur Lust des schöneren Lichtes und zum Anschau'n einer herrlicher'n Schöpfung erwecke.«

Der Erzherzog Palatin kaufte nach seinem Tode die große Schmetterlings-Sammlung Ochsenheimer's, welche bis zum Platypterix gehend, nach den Sammlungen des Abtes Schiffermüller und des Abbates Manzzola, zu den vorzüglichsten Privatsammlungen gehörte, für das Nationalmuseum in Pest.

Leider ging dieselbe bei der Ueberschwemmung im Jahre 1830 zu Grunde.

Bei Ochsenheimer bewährte sich abermals der Ausspruch des Dichters: »Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze, denn so Vortreffliches er auf der Bühne geleistet, so erschütternd er auf die Gemüther der Zuschauer gewirkt, als darstellender Künstler ist er vergessen und verschollen, so wie jene hochgefeierte Hofschauspielerin, Katharina Jaquet, unter deren Porträt Kaiser Josef eigenhändig die Worte schrieb: Sie starb allgemein bedauert.

Nur was er als Gelehrter, als Mann der Wissenschaft geschaffen und erstrebt, erhielt seinen Namen bis heute, und erhält ihn wahrscheinlich noch lange über dem Strome der Vergessenheit.

Peter Freiherr von Strudl, Kammermaler des Kaisers Leopold I. und der Strudelhof in Wien.

Noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde Wien von einem Kranze von lachenden Rebenhügeln umgeben, welche bis nahe an seine altehrwürdigen Mauern vorgerückt waren.

Ein Ausläufer dieser Weinhügel war auch die damalige »Schottenpeunt« oder der Schottenberg, von dem Thore gleichen Nahmens, später Hochstraße und jetzt Bergstraße genannt.

Gewährten diese grünenden und duftigen Rebengelände schon an und für sich einen heiteren und mahlerischen Anblick, so wurde derselbe noch um Vieles dadurch erhöht, daß viele der vermöglicheren Bewohner der alten Kaiserstadt in denselben niedliche Winzerhäuschen und Sommervillen erbaut hatten, denn die Wienerbürger, welche damals noch ihren eigenen Wein in ihren Kellern im Innern der Stadt auszuschenken pflegten, thaten sich darauf etwas zu Gute, einen eigenen Weingarten zu besitzen, und den grünenden Tannenkranz, welcher ihr Schenkrecht kennzeichnete, vor ihrem Hause im Winde schaukeln zu sehen.

Eine der schönsten dieser Villen, ein im italienischen Baustille aufgeführtes Gartengebäude, mit der reizendsten Rundschau, und von großen prachtvollen Anlagen umgeben, befand sich an dem vorerwähnten Orte, und war das Eigenthum eines vielseitigen und ausgezeichneten Künstlers, des Hofmalers Peter Strudl, von dem sofort diese Besitzung auch den Namen des »Strudelhofes«, und rückwärtige Abflachung des Schotten-

peunts, gegen die Als zu, jenen des Strudlberges erhielten.

Später auf diese reizende Villa zurückkommend, wollen wir vorerst einen Blick auf das künstlerische Wirken des Besitzers selber werfen.

Peter Strudl wurde im Jahre 1648 zu Cles, dem Hauptorte des Nonsthales, Val di Non genannt, geboren, welcher Ort seinen Namen von Ecclesia (Kirche) hergeleitet, und auf einem der fruchtbarsten Landstriche Tirols, nicht ganz drei Stunden von Rochelle, gelegen ist.

Er erhielt von seinem Vater Jakob Strudl, einem Bildhauer, den ersten Unterricht im Zeichnen und Modeliren, und kam noch in sehr jungen Jahren nach Venedig, in die Schule des Malers Karl Loth.

Nachdem er seine künstlerische Ausbildung vollendet, begab er sich von hier an den Hof des kunstliebenden Johann Wilhelm, Pfalzgrafen bei Rhein und Churfürsten von Heidelberg, dem Schwiegersohne Kaiser Leopold's I., der ihn zum Hofmaler ernannte.

Im Jahre 1680 berief ihn Kaiser Leopold als k. k. Hof- und Kammermaler in die Kaiserstadt, mit dem bisher ganz ungewöhnlich hohem Künstlergehalte von jährlichen 3000 Gulden.

In diesem Jahre kamen auch die beiden Brüder Strudl's, Paul und Dominik nach Wien, welche sich bereits durch Ausführung vieler Statuen aus Marmor und Erz, auf rühmliche Weise bekannt gemacht hatten.

Dominik Strudl war es auch, der die Bildhauerarbeiten an der Dreifaltigkeitssäule auf dem Graben, in Gemeinschaft mit Mathias Rauchenmüller, Jakob Auer und Johann Pichler ausgeführt.

Die Hauptanordnung dieser Bildsäule stammt jedoch von dem Bildhauer Burnacini, einem italienischen Meister, her.

Nach zehn Jahren eines überaus strebsamen und thätigen Künstlerlebens, erbaute sich Strudl jene prachtvolle Sommerville, in welcher er eine Kunstschule, die erste in Wien, errichtete.

Strudl war ein Freund der Geselligkeit und führte ein glänzendes Haus.

Er gab zahlreiche Gastereien, an denen Adel und Künstler Theil nahmen, daher war seine Villa eine der Belebtesten in der Umgegend Wien's.

Dieses lustbewegte Leben aber hinderte ihn keineswegs, sich mit allem Fleiße seiner Kunst hinzugeben, und seine Zeit vorzugsweise der Ausbildung seiner zahlreichen Schüler zu widmen.

Kaiser Leopold, auf Strudl's Kunstinstitut aufmerksam geworden, faßte nun selbst den Entschluß, eine k. k. Akademie der Künste in der Hauptstadt des österreichischen Kaiserstaates zu errichten, und ernannte Strudl zum Direktor derselben.

Leopold, welcher große Summen auf Denkmäler und Neubauten verwendete, die Universitäten zu Insbruck und Breslau gründete, ließ mit nicht unerheblichen Kosten die berühmten griechischen Statuen in Rom und Florenz, als Laokoon, die medizeische Venus, Apoll, den borghesischen Fechter und viele Andere abformen, und in das Haus zum schönen Brunnen, unter den Tuchlauben, hinterbringen, welches daher als der älterste Sitz der Wiener Künstler-Akademie zu betrachten ist.

Es ist dasselbe Haus, in welchem der österreichische Kunstverein gegenwärtig seine Ausstellungen hält.

Mit dem am 10. März 1701 gefertigten Diplom, in welchem Strudl seiner seltenen Kunstfertigkeit wegen (propter raram artis peritiam) dem berühmten Apelles (cum celeberrimo Apelli) gleichgehalten wird, wurde er als Vorsteher

unserer Akademie (academia nostrae Praefectum constituerimus) zugleich in den Reichsfreiherrnstand, mit dem Prädikate von Strudendorf und zum kaiserlichen Truchseß erhoben.

Die Eröffnung dieser Akademie fand aber erst nach dem Ableben Leopold's, unter seinem Thronfolger Kaiser Josef I. (den 18. Dezember 1705) statt, um welche Zeit der geheime Rath und Hofkanzler, Graf Ludwig Philipp von Sinzendorf, das Protektorat derselben übernahm, und Strudl seine eigentliche Funktion als Direktor der Akademie antrat.

Es dürften wohl nur wenige Künstler gelebt haben, die sich einer so wenig getrübten und dornenlosen Künstlerbahn zu erfreuen hatten als Strudl, welchem Ehren, Würden, Vermögen und Anerkennung in so rascher Folge und in so reichem Maße zu Theil wurden.

Einen Beleg, wie sehr ihn das Glück begünstigte, liefert eine Aufzeichnung von Schlager, in welcher es unter Anderm heißt:

Außer seiner hohen Besoldung erhielt er 1691 von Leopold, dessen volles Vertrauen in Kunstsachen er besaß, »wegen eines verfertigten Bildes, so Ihrer churfürstlichen Durchlaucht von Heidelberg verehrt worden«, den ebenfalls ungewöhnlich hohen Preis von 900 Gulden, laut der Wiener Hofakten.

Eben so reich sind die Zahlungen in späteren Jahren.

1698. Dem kais. Kammermaler, Herrn Peter Strudl, zu Verfertigung gewisser Kabineten und Bilder, von Ihro Majestät dem römischen König (Josef I.) zu Dero Hochzeits-Festivitäten, abermalen 3622 Gulden.

1703. Dem kais. Truchseßen und Kammermaler Peter Strudl, wegen bei der neuen kais. Kapelle zu verfertigenden Vergolderarbeiten 1468 Gulden.

Strudl führte nicht nur den Malerpinsel, wie aus diesem Aktenstücke zu ersehen, sondern war auch noch Bildhauer und Techniker.

In letzterer Eigenschaft findet sich in den Hofakten den 25. Jänner 1698 die Zahlung von 600 Gulden zu Verfertigung einer durch den »Cavaglier« Strudl, kais. Kammermaler, an die Handt gegebenen — Wäschermaschine.

Nachdem sein Bruder Paul, im Jahre 1707, gestorben, welcher auf Befehl Leopold's 1698 die früheren österreichischen Regenten in Tiroler Marmor auszuführen hatte, wurde ihm die Ausführung der noch fehlenden Statuen von Josef I. übertragen.

Strudl war unbestritten ein Künstler von großem Talente und lebendiger Phantasie.

Seine Färbung war kräftig und blühend, Talent und feuriges Blut trieben ihn rasch vorwärts, jedoch unterlag er auch den Einflüssen seiner Zeit und huldigte nicht selten ihrem Geschmacke, obgleich er den großen Rubens zu seinem Vorbilde gewählt hatte.

Seine Bilder, stark braun, weil auf rothem Bolusgrund gemalt, sind kühn behandelt, entbehren aber zuweilen der Wahrheit, da er größtentheils aus der Uebung malte.

Auf der Zenith seines Künstlerglückes stehend, und inmitten seiner vollsten Thätigkeit als schaffender Künstler und als Lehrer an der Kaiserschule, sollte sein Kunststreben jedoch plötzlich durch ein grauenerregendes Ereigniß unterbrochen werden.

Es war im Jahre 1713, als eben so unerwartet als schreckenverbreitend die Pest, welche an der Grenze Oesterreichs wüthete, auch in Wien, und zwar in der Villa Strudl's, oder wie Geussau in seiner Geschichte Wien's berichtet, in dem sogenannten »Strudl'schen kammermalerischen« Hause zum Ausbruche kam, und ihren schaudervollen Reigen in der Kaiserstadt eröffnete.

Diese Seuche ward aus Dotis in Ungarn von einer Weibsperson nach Wien gebracht, welche sich zuerst in der Roßau aufhielt, und auch an der Krankheit starb, nachdem sie jedoch die-

selbe mehreren anderen Personen ihres Geschlechtes mitgetheilt hatte.

Die in der Roßau von der Seuche Ergriffenen wurden sogleich in das sogenannte »Beckenhäusel« und in das bürgerliche Lazaret am Alserbach, zu St. Johann dem Täufer, gebracht; als aber diese Räumlichkeiten nicht mehr hinreichten, die Zahl der Erkrankten aufzunehmen, wurde die Villa Strudl's, welche dieser gleich nach dem Pestfalle mit den Seinen verlassen hatte, von dem Directorium sanitatis zu einem Lazareth verwendet, und die Stätte der Kunst und der heiteren Geselligkeit plötzlich in einen Ort des Entsetzens und des Todes umgewandelt.

Meister Strudl blieb zwar von der Pest, welche in wenigen Monaten 8644 Personen in Wien dahingerafft hatte, verschont, starb aber schon in dem darauffolgenden Jahre, nämlich am 4. Oktober 1714, im 57. Jahre, und hinterließ seinem einzigen Sohne Johann Wilhelm ein bedeutendes Vermögen.

Durch seinen Tod war die Wirksamkeit des Kunstinstitutes, dem er mit so vielem Eifer vorstand, auf eine geraume Zeit unterbrochen.

Erst im Jahre 1726 rief Karl VI. dasselbe unter dem Protektorate des geheimen Rathes und General-Baudirektors Grafen Gundaker von Althann und der Direktion Jakob van Schuppen, auf's Neue ins Leben.

Noch einen flüchtigen Blick auf diese Kunstanstalt.

Maria Theresia, Josef II., endlich Franz I. vervollkommten und erweiterten den Wirkungskreis dieser Hauptkunstanstalt des Kaiserreiches.

Unter ihrem damaligen Kurator Metternich erhielt dieselbe neue und treffliche Statuten.

Sie wurde als Kunstbehörde und Künstlergesellschaft aufgehoben und als höhere Kunstschule, nach den von dem Minister des Unterrichtswesens, Grafen Thun, beantragten Grundzügen, organisirt.

Die wichtigste Bestimmung dieser Organisation war die Creirung von Meisterschulen, bei welchen gegenwärtig Josef Führich, Peter Nepomuk Geiger, Karl Mayer, Heinrich Schwemminger, Würzinger und andere namhafte Künstler als Professoren thätig sind.

Mit der Leitung des Akademie-Direktoriums ist Herr Ruben betraut.

Die Kunstanstalt hat eine gute Elementar-Zeichnenschule, eine Landschafts-Zeichnenschule, eine Historienmaler-Architektur-Skulptur- und Kupferstecherschule, einen Modellsaal, eine schöne Sammlung von Gypsabgüssen, eine ziemlich reichhaltige Bibliothek, unter Direkter Trost, und eine gute Gemäldegallerie, in welcher die Gemäldesammlung aus dem Vermächtniß des Grafen Anton Lamberg-Springenstein, welche aus 400 Nummern besteht, vorzugsweise zu erwähnen ist.

Derjenige Zögling dieser Akademie, welcher einen Preis erringt, ist seiner Militärverpflichtung enthoben, und mit jedem zweiten Jahre schickt die österreichische Regierung zwei Künstler dieser Anstalt nach Rom.

Es ist dieß für einen Staat wie Oesterreich freilich keine seiner Macht und seinem Ansehen entsprechende Begünstigung für die Kunstwelt, indem Rußland 12 Kunstzöglinge dahin entsendet, welchen das Doppelte des österreichischen Jahrgehaltes ausgesetzt ist, und Frankreich eine eigene Kunstakademie in Rom besitzt, jedoch steht zu bedenken, daß das gesammte Kunstleben Oesterreichs seiner völligen Entfaltung erst entgegensieht.

Gegenwärtig befindet sich diese Kunstanstalt, welche den Namen der Akademie der bildenden Künste führt, in der inneren Stadt, Annagasse Nr. 980.

Strudl mahlte als Hofmaler ein großes Porträt Kaiser Leopold's und viele Porträte der Mitglieder des Kaiserhauses und der Großwürdenträger des Reiches.

In den Palästen und Kirchen von Wien findet man historische und religiöse Darstellungen von seiner Hand.

So befindet sich in der Hauskirche der theresianischen Ritterakademie das Bild des Hochaltars, den Erzengel Michael darstellend, ein Geschenk der Kaiserin Maria Theresia, ferner ein Hochaltarblatt in der Kirche St. Rochus und Sebastian auf der Landstraße, und zwei Altarbilder in der Elisabethinerkirche derselben Vorstadt. Auch die Kirche St. Laurenz in Schottenfeld, besaß ein Altarblatt, den Märtyrer Laurentius darstellend. Von diesem Bilde, welches aber, da es zu sehr eindunkelte, durch ein neues Gemälde von dem Maler Karl Hemerlein ersetzt wurde, sagt der Verfasser des Buches: Die Pfarre und Kirche St. Laurenz (Wien 1822): Die schönen Gruppen, die richtige Beleuchtung und die gefällige Farbenwahl haben manchen Künstler veranlaßt, dasselbe für ein Werk aus der italienischen Schule zu halten.

Nebst diesen Gemälden befanden sich deren noch im Stifte zu Klosterneuburg, an den Seitenaltären der Stiftskirche.

Im Belvedere zu Wien sind von Strudl vier kleinere Bilder über der einen Thüre des Rubens-Saales, schwebende Genien mit Blumenguirlanden und Schriftrollen vorstellend, dann im vierten Zimmer der deutschen Schule ein lebensgroßes Kniestück: der todte Heiland im Schooße der Schmerzensmutter, von Magdalena und anderen Heiligen betrauert.

In der Gallerie des Fürsten Liechtenstein befinden sich ebenfalls zwei Gemälde von Strudl. Eine Pieta, und Hagar mit Ismael.

Auch im Auslande findet man viele Gemälde seiner Hand, sowohl Staffeleibilder als Altarblätter.

Im Dome zu Würzburg ist das Bild des heiligen Martin.

In der Akademie zu München ist Strudl's: Selbstmord der Kleopatra, in der Pinakothek daselbst ein Ecce

homo, ein Kniestück, wahrscheinlich dasselbe Gemälde, welches Bugendas für Artaria in Mannheim unter dem Namen des Cav. Stradl gestochen hat.

In der Gallerie zu Düsseldorf waren auch zwei gerühmte Kinderbachanale von Strudl, an denen die nackten Kinder Bewunderung erregten, so wie eine heilige Familie.

In der Gallerie zu Dresden befinden sich zwei Strudl'sche Gemälde mit lebensgroßen Figuren, Jupiter in einen Satir verwandelt, und die schlafende Antiope, sowie Susanna im Bade von den Alten überrascht, dann zwei Gemälde: Schlafende Kinder, letztere beide gemeinschaftlich mit Franz Werner-Tam gemalt.

Die Gemäldegallerie in Schleißheim bewahrte ein Gemälde: Diana nach dem Bade, von den Nymphen abgetrocknet, und die Marter des heiligen Lorenz.

Eines seiner vorzüglichsten Gemälde befindet sich in dem Besitze des Verfassers dieser Künstlerskizze und bildet die Zierde seines Arbeitszimmers.

Es stellt Christus und den ungläubigen Thomas in Lebensgröße vor.

Christus steht, bis an die Hüften entblößt, den blauen Mantel in den Händen haltend, während Thomas mit zagendem Finger die Seitenwunde berührt, und hinter ihm zwei Jünger, das Vorgehende beobachtend.

Der Gesichtsausdruck des zweifelhaften Apostels ist meisterhaft aufgefaßt. Von fesselnder Schönheit aber ist die Gestalt des Herrn, sind die Formen der Achsel und der Brust, so wie die Muskulatur des Armes. Die Farbe des Fleisches und die Schattirung desselben sind mit der größten Naturwahrheit wiedergegeben. —

Nun erübriget nur noch einen Blick auf den Strudelhof zu werfen, welchen Strudl, wie Eingangs erwähnt wurde, auf dem Schottenpoint, an der Stelle eines alten Gebäudes auf-

führte, das er von dem Hatschieren-Rottmeister Romanus Tschager und Maria Polixena, dessen Hausfrau, käuflich an sich gebracht hatte.

In diesem wahrhaft freiherrlichen Wohnsitze befanden sich: Das Atelier und die Wohngemächer des Eigenthümers, und die geräumigen Säle, deren reiche Plafond-Vergoldung sich noch bis auf das 19. Jahrhundert erhalten, und welche die reiche Bildersammlung des glücklichen Malers schmückte.

Noch ist zu erwähnen, daß derselbe im Jahre 1691 dieses Gebäude, nach der frommen Sitte jener Zeit, mit einer im gothischen Style erbauten Kapelle, zu Ehren des heiligen Apostels Peter, bereicherte.

Wie wechselvoll aber ist der Bestand alles Irdischen!

Wie bereits erwähnt, wurde 1713 dieses herrliche Besitzthum zu einem — Pestspitale verwendet und in den Kontumazrayon einbezogen.

Im Jahre 1718 kam es an Johann Anton Bormastini, der es 1734 wieder an den Grafen Leopold von Kuefstein verkaufte.

Nach dem Ableben des Letztgenannten gelangten Gebäude und Garten an das spanische unirte Dreifaltigkeits-Spital (gegenwärtig das k. k. Waisenhaus), welches eine bedeutende Geldforderung an den Grafen zu stellen hatte.

Am 1. Jänner 1765 wurde, wie Karl Hofbauer in seiner trefflichen historisch-topographischen Schilderung der Roßau darthut, das Handlungs-Krankeninstitut, früher im Ordenshause der barmherzigen Brüder hier eingerichtet, im August 1784 dasselbe aber wieder in das neueröffnete Krankenhaus in der Alsergasse übertragen.

In dieser Zeit fielen die Räume des Strudelhofes der eben errichteten Findel- und Armenanstalt zu, welche in demselben bis zum Jahre 1788 verblieb.

Die gegenwärtig mit der Nummer 266—268 bezeichneten Zinshäuser sind noch Theile des ursprünglichen Strudelhofes, während die übrigen Räume des Gebäudes sammt der Hauskapelle neuen Baulichkeiten weichen mußten. Der Garten, welcher den Strudelhof umgab, ist noch heute jener des Waisenhauses.

Die in die Karlsgasse einmündende Sackgasse, im Jahre 1802 durch Anpflanzungen einer Allee von Roßkastanien verschönert, führt noch gegenwärtig den Namen des »Strudelhofes«.

Ein Fuchs des Erzherzogs Karl.

Es mag wohl schon dreißig Jahre und darüber sein, daß ich, auf einem touristischen Ausfluge, in dem Bräuhause zu Hüttelsdorf zusprach, und alldort mit einem kaiserlichen Jäger am Wirthstische zusammentraf.

Seine weidmännische Beschäftigung sowohl, als die Anwesenheit mehrerer Zöglinge der Forstlehranstalt zu Mariabrunn, hatten unser Gespräch bald auf das Thema von Jagd- und Thierleben gebracht. Einmal dahin gelangt, konnten wir natürlich das Gebiet des Seelenlebens der Thiere nicht umgehen, und der beredte Weidmann erzählte mir, im Verfolge des Gesprächs, das Nachkommende, als eine Thatsache, deren Augenzeuge er gewesen sein wollte, und die wohl geeignet sein dürfte, als Beitrag zur Thierseelenkunde, aufgezeichnet zu werden.

Erzherzog Karl Ludwig, Bruder des Kaisers Franz, k. k. Generalfeldmarschall, der Held von Aspern, hatte während seines Sommeraufenthaltes in der Weilburg bei Baden, einmal auch einer Fuchsjagd beigewohnt, bei welcher ein Brandfuchs, ein ausnehmend großer Ried (Männchen), der bereits unter den Rehkitzchen, Rebhühnern, Hasen, Fasanen und Wachteln große Verwüstung angerichtet hatte, in einem Berliner-Eisen eingefangen wurde.

Der Erzherzog, welcher sich in freien Stunden häufig mit

literarischen Arbeiten beschäftigte, und an der Zoologie und Thierseelenkunde besonderes Interesse nahm, gerieth auf den Einfall, ein Experiment, in Bezug auf diese Wissenschaft, mit diesem ränkevollen Verderber des Wildstandes vorzunehmen.

Er ließ zu diesem Behufe ein Lederhalsband mit einer Glocke anfertigen, dasselbe dem schlauen Reineke an den Hals befestigen, und diesen sodann wieder in Freiheit setzen.

Gleichzeitig erließ er an alle Besitzer von Schlössern und Gehöften in der Umgegend ein Schreiben, in welchem an sie das Ansuchen gestellt wurde, im Falle ein Fuchs mit einer Glocke lebend eingefangen werden sollte, ihm denselben gegen gebührende Vergütung zuzusenden.

Man kann sich denken, welche Wirkung der Schall dieser Glocke auf dieses furchtsamste aller Thiere des Waldes ausüben mochte.

Die eigene Phantasie mag es jedem Leser selbst ausmalen, wie der unglückliche Experimentist, den Verfolger im Nacken, durch immer höher gesteigerte Angst, dem fürchterlichen Schalle zu entfliehen suchte, und immer wieder auf's Neue von ihm weiter gejagt wurde.

Sie mag ihm es ausmalen, welche Wege er durch Wälder und Felder, Schluchten und Gestrippe genommen, wie er über Gerölle und Hänge hinweggeflogen, über Waldbäche und Klüfte gesetzt, und endlich ermattet zusammengebrochen, bei der leisesten Bewegung aber, durch den Schall, den er dadurch erregte, auf's Neue von Entsetzen und Verzweiflung ergriffen, trotz der bis zum Aeußersten erschöpften Kräfte, wieder weiter flüchtete.

Schon aber waren mehrere Tage vergangen, ohne daß die erwünschte Nachricht über das Schicksal des Fuchses an den Erzherzog gelangt wäre.

Es mochte am dritten oder vierten Tage nach der Freigebung des Fuchses sein, als in dem Bräuhause zu Hütteldorf sich etwas Seltsamliches ereignete.

Ein Wirthsbursche wurde, in bereits vorgeschrittener Nachtzeit, beauftragt, aus dem Bräuerkeller irgend einen Gegenstand heraufzuholen.

Der Junge verfügte sich in denselben, und suchte mit seiner Laterne nach dem Verlangten, als er plötzlich ein leises Geläute zu vernehmen glaubte.

Auf das Aeußerste überrascht, horchte er mit gespannter Aufmerksamkeit, als aber eine geraume Zeit hindurch, wieder die frühere Stille herrschte, glaubte er sich getäuscht zu haben, und wollte weiter suchen.

Da erklang das Geläute auf's Neue.

Von panischem Schrecken ergriffen, flog er jetzt die Kellertreppe hinauf, und berichtete dem Hausknecht, daß sich im Keller ein Gespenst befinde, welches läute.

Dieser lachte über den thörichten Burschen und verfügte sich unverweilt mit ihm an den Ort des Spukes.

Kaum in den Keller gekommen, erscholl auch schon das Geläute wieder, worauf der Wirthsbursche sogleich Reißaus nahm.

Der Hausknecht erhob seine Laterne, und ließ seine Blicke in dem Kellerraum umherschweifen, da aber seine Leuchte nur einen kärglichen Schein verbreitete, so konnte er nicht entdecken, was diese unheimlichen Töne hervorbringe.

Zugleich aber konnte er auch nicht das Herz fassen, der Ursache des Läutens, als etwas ganz Außergewöhnlichem, allein nachzuspüren, daher folgte er, schneller als man es seinem sonstigen Muthe zugetraut hätte, seinem zaghaften Begleiter in die Bräuerschenke.

Sein Herr und Meister unterhielt sich gerade im Gartensaal mit einigen Stammgästen, als der Hausknecht in denselben trat, und ihm das sonderbare Ereigniß mittheilte.

»Was?« rief der Bräumeister lachend, ein Geist in meinem Keller? den muß ich näher kennen lernen.«

»Wir auch! Wir auch!« riefen die Gäste und sogleich wurde beschlossen, dem räthselhaften Spucke auf den Grund zu kommen.

Alles bewaffnete sich in Eile mit Besenstöcken und Knitteln, und der ganze Zug begab sich nun, unter Anführung des Brauherrn, und bei dem Flackerscheine zahlreicher Laternen und Talglichter in die unterirdischen Räume.

Zu ihrer Verwunderung vernahmen nun auch die Neuangekommenen die mystischen Töne, und suchten nunmehr vorsichtig neben und unter allen Fässern und Ganterblöcken, und in den finstersten Winkeln und Nischen des Kellers umher.

Vergebens.

Der gespenstische Glöckner wollte ihnen nicht zu Gesichte kommen, obgleich von Zeit zu Zeit die Glocke in leisem Schalle hörbar wurde.

Da erblickte plötzlich Einer der Laternenträger in einer Mauervertiefung, ober welcher sich ein trichterartiges Luftloch befand, einen zusammengeknäuelten Gegenstand.

»Hier liegt Etwas!« rief der Leuchtende.

»Wo? wo?« erscholl es aus Aller Munde, und Alles drängte nach dem Kellerwinkel.

»Leuchte näher, damit wir sehen, was es ist!« gebot der Bräuer.

Es geschah.

»Das ist eine Katze!« rief Einer.

»Nein, es ist zu groß! Es ist ein Mader!« sagte ein Anderer.

»Schlagt es todt!« riefen Mehrere zugleich.

»Halt!« sprach der Bräuer, »vielleicht können wir es lebendig bekommen. Fasse an Andres!«

Andres, der Hausknecht, welcher wieder den alten Muth gewonnen hatte, da er sich überzeugte, daß er es mit keinem Geiste zu thun habe, näherte sich entschlossen dem zusammen-

geknäuelten Thiere, und erfaßte es mit einem raschen Griffe am Genicke.

Das Thier aber setzte sich nicht im Mindesten dagegen zu Wehre, noch gab es über den raschen und unerwarteten Angriff ein Zeichen des Schreckens.

Der Hausknecht hielt es in hocherhobener Hand den Anderen entgegen, und jetzt erkannte man, zum allgemeinen Erstaunen, in demselben — einen Fuchs, der ein Riemenband mit einer Glocke am Halse hatte.

Im Triumfe wurde dieser hierauf in den Gartensaal gebracht, und zum gemeinsamen Ergötzen auf einen Tisch zur Schau ausgestellt.

Der Fuchs aber, welcher zum Beingerippe abgemagert war, und dessen Augen tief im Kopfe lagen, und ein schwaches unheimliches Feuer von sich warfen, blieb regungslos auf dem Flecke liegen, auf welchen man ihn hingesetzt hatte, und schien an nichts einen Antheil oder ein Augenmerk zu nehmen.

Man hätte ihn für leblos halten können, wenn er nicht zuweilen den Kopf geregt, und dadurch die verhängnißvolle Glocke in Bewegung gesetzt hätte.

Daß das Thier durch die Kellerlücke in den Keller gefallen sei, war nicht zu bezweifeln, vergebens aber erging man sich in den verschiedensten Muthmaßungen, wie es zu der Glocke gekommen sei, und aus welcher Ursache ihm dieselbe umgehängt worden.

Da kam Einem der Gäste das Schreiben des Erzherzogs in das Gedächtniß, dessen Inhalt er den Anwesenden mittheilte, worauf man freilich nicht mehr zweifeln konnte, daß der eingefangene Fuchs derjenige des Erzherzogs sei.

In der überschwänglichen Freude, daß dieser bei ihm aufgefunden wurde, gab der Bräuer seinen Gästen sogleich einen Eimer seines vorzüglichsten Gebräues zum Besten, der auch bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken wurde, und sendete mit dem nächsten Morgengrauen das Thier, das übrigens in größter Theil-

nahmslosigkeit Alles mit sich machen ließ, und auch keine Nahrung zu sich nahm, durch einen eigenen Expressen dem Erzherzog nach der Weilburg, der sich nicht wenig über den eigenthümlichen Zustand desselben verwunderte.

Schon an dem nächstfolgenden Tage aber ließ der Prinz den armen Reineke nach Wien in das Thierarzenei-Institut bringen, indem er zugleich die Direktion dieser Anstalt schriftlich ersuchte, ihm über die physische Beschaffenheit des Sendlings Aufschluß geben zu wollen.

In kurzer Zeit erhielt der Erzherzog ein Schreiben, in welchem Seiner kaiserlichen Hoheit bekannt gemacht wurde, daß der übersendete Fuchs (Vulpes) von den vorzüglichsten thierärztlichen Pathologen untersucht worden, und selbe befunden haben, daß er — mente captus — sei.

Die dieser Thierrasse angeborne Furchtsamkeit hatte ihn des Verstandes beraubt.

Er war ein »stiller Narr« geworden.

Die Hunde des Markgrafen und das Prügelbrot in Klosterneuburg.

Der 15. November wird als der Festtag des Schutzpatrons von Oesterreich unter der Enns, des Markgrafen Leopold, welcher 350 Jahre nach seinen Tode durch den Papst Innocenz VIII. kanonisirt wurde, noch immer alljährlich auf eine festliche Weise, sowohl in kirchlicher, als weltlicher, oder volksthümlicher Beziehung in dem Städtchen Klosterneuburg an der Donau begangen.

Noch immer strömt an diesem Tage ein großer Theil der Bevölkerung Wien's nach dem zwei Stunden von da entfernten Orte, um sowohl der feierlichen Kirchenfunktion beizuwohnen, mehr aber noch, um sich an dem edlen Traubensafte, der von den Rebenhügeln Klosterneuburg's und dem herrlichen Nachbargebirge gewonnen wird, zu erlaben,

> Denn kein besser Naß entquollen
> Ist den väterlichen Schollen,
> Als man hier dem Gaste schenkt.

Was aber den genußsüchtigen Wiener nebst dem Nußberger und Grinzinger noch besonders anlockt, sind die Fische, und unter diesen wieder die Donaukarpfen, welche freilich jetzt die Donau nicht mehr liefert, die aber demungeachtet am Leopoldstag zu Klosterneuburg in Unmasse verkonsumirt werden.

An diesem Tage erhält die Straße an dem rechten Ufer des

silberfluthenden Ister einen Verkehr, wie an keinem andern Tage im Jahre.

Wagen aller Formen und Gattungen, Herrschafts-Equipagen, Fiaker, Omnibusse, Komfortables, Halbchaisen, Steirerwagen und Zeiselkarren rasseln, scholtern und rollen im buntesten Gemenge durch die von dem Gewimmel frommer, unterhaltungssüchtiger, und trinklustiger Wanderer beiderlei Geschlechts übersäete Fahrstraße, nach dem weingesegneten Städtchen hin, in welchem der Festtag sodann, je nach der Art des Besuchers, auf das Fröhlichste verlebt, und im Weinglase begraben wird.

Dieß dürfte wohl ein hinreichendes Motiv sein, dem Leser einen Gebrauch, welcher in Klosterneuburg in alter Zeit gepflogen wurde, aber längst in Vergessenheit gerathen ist, in das Gedächtniß zu rufen.

Der Markgraf Leopold hatte bekanntlich am 11. Mai des Jahres 1106 das Hochzeitsfest mit Agnes, der Tochter Kaiser Heinrich's IV., zu Melk gefeiert, und gleich darauf mit seiner jungen und reizvollen Gemalin sein Schloß am Abhange des cetischen Gebirges, dem jetzigen Leopoldsberg, bezogen.

So glücklich ihn aber auch alldort der Besitz Agnesens machte, so konnte er sich doch eines finsteren Trübsinnes nicht erwehren, der seine Seele zeitweilig umnachtete.

Dieser Trübsinn hatte aber seinen Grund in der Reue, die er empfand, daß er das Banner des alten in den Bann gelegten Kaisers, ihres Besitzes wegen, verlassen hatte.

Frau Agnes ließ nichts unversucht, seine Gemüthsstimmung zu erheitern, und ihn das beklagenswerthe Ereigniß vergessen zu machen.

Eines schönen Frühlingsabends nun geschah es, daß er mit ihr in einem Erker des Bergschloßes stand, und ihr die Eröffnung machte, zur Sühne ein Kloster erbauen zu wollen.

Die Markgräfin billigte vollkommen den Entschluß ihres

Gatten und befragte ihn, welche Stelle er für dasselbe auserſehen habe. Bevor ſie aber noch hierüber eine Antwort erhielt, entführte ein plötzlich ſich erhebender Windſtoß den koſtbaren Spitzenſchleier von ihrem Haupte.

Wohl ſendete der Markgraf ſogleich ſeine Dienſtleute nach allen Windrichtungen aus, den Schleier aufzuſuchen; allein ſo ſehr dieſe auch die nächſte Umgebung des Schloſſes und darauf die Waldwüſtung bis weit hinaus über das von Karl dem Großen gegründete Städtchen Nivenburg mit ſeinem ſchon damals beſtandenen Martinskirchlein durchſtöberten, ſo konnten ſie doch des von dem Winde entführten Geſpinſtes nicht anſichtig werden, und Niemand gedachte mehr, daß es je gefunden werde.

Der Herbſtwind jagte bereits die gelb- und rothgefärbten Blätter des Waldes mit tollem Ungeſtüm vor ſich hin, als der Markgraf, der alten Waidmannsluſt fröhnend, mit luſtigem Waldhornklang und Halloruf den Forſt durchbürſchte, und ihn das fortwährende Geklaffe ſeiner Meute vermuthen ließ, daß ſie die Fährte eines vorzüglichen Raubzeuges aufgefunden haben müſſe.

Das Geklaffe kam aus einem faſt undurchdringbaren Dickicht.

Mit Mühe durch das Dornengehürſte gedrungen, bot ſich ihm aber hier ein überraſchender Anblick dar.

Im weiten Kreiſe ſah er ſeine ſämmtlichen Jagdhunde einen Holunderbaum regungslos und mit hocherhobenen Köpfen umſtehen, nach deſſen Gipfel ſie unausgeſetzt ihre Augen gerichtet hatten, während ſie all' unisono ein furchtbares und nichtendenwollendes Gebelle erhoben.

An dem Holunderbaume aber flatterte der Schleier der Markgräfin luſtig in den Morgenlüften.

Der fromme Markgraf erachtete dies als einen Fingerzeig Gottes, und beſchloß an derſelben Stelle ein Kloſter für zwölf Weltgeiſtliche und zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria zu

erbauen, welchen Entschluß er auch noch in demselben Jahre (1106) auszuführen begann, und den Bau im Jahre 1108 vollendete.

Jedoch unternahm er schon im Jahre 1114 einen neuen größeren Bau der Kirche und des Klosters, und übergab Beide (1133) den regulirten Chorherren des heiligen Augustin.

Im Jahre 1136, am 29. September, dem Geburtstage Leopold's, wurde der Neubau durch die Bischöfe Konrad von Salzburg, Regimar von Passau und Roman von Gurk eingeweiht.

Otto, der erste Abt zu Klosterneuburg, erbat sich von dem markgräflichen Gründer den verhängnißvollen Schleier der Markgräfin, so wie den Holunderbaum, an welchem er hängen geblieben war, zum bleibenden Gedächtniß und Wahrzeichen für das Kloster, welchem Verlangen auch der Markgraf willfahrte.

Jedoch legte ihm derselbe zugleich die Verpflichtung auf, auch fürderhin die Jagdhunde, welche den Schleier entdeckt hatten, in seine Gewahrsam zu nehmen, und für ihren Unterhalt und ihre Fortpflanzung Obsorge zu tragen, zu welchem Zwecke er dem Stifte einen nicht unbedeutenden Jahresbetrag zusicherte.

Schon bei dem ersten Bau des Klosters ward an der Stelle, an welcher der Holunder gestanden, der Hochaltar errichtet.

Auf diesem Altar wurde nunmehr der wirkliche Holunderbaum aufgestellt, die markgräflichen Hunde hingegen in einer eigens für sie erbauten Räumlichkeit, einem sogenannten Rüdenhause, untergebracht.

Mit großer Sorgfalt überwachten nun die Stiftherren die Pflege und Züchtung ihrer quadrupeden Pfleglinge, worauf sich auch die Race, wie die Sage berichtet, bis auf die letzten Jahrhunderte fortgepflanzt haben soll.

Wekhelin sogar erwähnt noch ihrer, und sagt in seinen »Merkwürdigkeiten Wien's« (1777), »sie machten einen

Theil der Reliquien aus, die man den Reisenden in Klosterneuburg weiset.«

Kaum zwei Monate nach der Errichtung des Stiftes, am 15. November 1136, starb jedoch schon der Stifter im 63. Lebensjahre.

Seine Leiche blieb drei Tage hindurch öffentlich im Kahlenberger Schlosse auf dem Rechtbrette oder Paradebette ausgestellt, und wurde sodann in dem Kapitel zu Klosterneuburg, der heutigen Leopoldsgruft, in die Erde versenkt.

Den 15. Februar, am Sonntag Sexagesimae, des Jahres 1506, wurde dieselbe aber wieder aus ihrer unterirdischen Ruhestätte erhoben, und in einem silbernen mit Gold verzierten und mit rothem Sammt ausgeschlagenen Sarge in feierlicher Prozession in die St. Leopoldskapelle des Stiftes übertragen, in welcher die Reliquie noch gegenwärtig zu sehen ist.

Sie wurde in einem im gothischen Geschmacke verfertigten hölzernen Ehrenschranke, auf den sogenannten Altar von Verdün gesetzt, welchen Probst Wernher (1181) dem Stifte schenkte, und dessen Temperabilder (1863 vom Maler Schönbrunner restaurirt) als die größten Kunstkleinodien des Barbenbergerstiftes betrachtet werden können.

In dieser Kapelle befindet sich noch ein aus Eisenblech gearbeiteter Holunderbaum, der in seinem durchbrochenen Stamme die letzten Rudera des Baumes in sich verschließt, in dessen Gezweige der Schleier der Markgräfin hängen blieb.

Auch zeigt man in derselben den Reisealtar des Markgrafen.

Ein aus Alabaster gearbeitetes und mit Gold und Malereien verziertes, durch zwei Flügeln geschlossenes Kästchen, welches in einen zierlichen Giebel endet, an welchem mehrere Engel angebracht sind.

In einem unteren Fache dieses Reisealtars werden noch die Ueberreste von Agnesen's Schleier aufbewahrt.

Am Festtage des Stifters wurden alljährlich die reichge-

schmückten Gebeine des Heiligen und dessen Scheitel, der von denselben abgesondert und mit dem Erzherzoghute geschmückt, auf einem besonderen Polster ruhte, aus der Leopoldus kapelle in feierlichem Umzuge zu dem Hochaltare der Stiftskirche gebracht und dort zur Anschauung und Verehrung ausgestellt.

Dieser feierliche Tag war es auch, an welchem alljährlich die Hunde des Markgrafen auf eine vorzügliche und eigenthümliche Weise ausgezeichnet wurden.

Es war nämlich in Klosterneuburg ein herkömmlicher Gebrauch, an diesem Festtage eine Art stollenförmigen Weißbrotes zu backen, welches Prügelbrot genannt, und nach Beendigung der kirchlichen Ceremonie nebst Fleisch, Wein und silbernen Denkmünzen, den sogenannten Leopolds pfennigen, unter das Volk vertheilt wurde.

Bevor aber dieses geschah, fand noch eine Schaustellung ganz absonderlicher Art statt.

Es wurden nämlich, sobald die Brote gebacken waren, sämmtliche Klosterhunde, die jenen des Markgrafen entstammten, in einen großen offenen Raum des Stiftes gebracht.

Hier erschienen nun die Chorherren mit dem Schaffner des Stiftes, die Ersteren mit Holzstäben in den Händen und gefolgt von den Klosterknechten, welche in mächtigen Körben die erwähnten Weißbrote trugen.

Auf ein Zeichen des Schaffners nahmen hierauf die Chorherren die Brote und schlugen von diesen, mittelst der Stäbe, die Rinde herunter, selbe der darnach lüsternen Meute preisgebend.

Nebst der langen und dünnen Gestalt des Brotes, welches einem Prügel nicht unähnlich sehen mochte, war dies wohl die Hauptursache, weßhalb dasselbe den erwähnten Namen erhielt.

Man kann sich leicht vorstellen, welch' ein Geklaffe und Gebelle die Hunde hierbei erhoben. Wie sie die brotduftenden Körbe umschnoberten und die Spendenden umdrängten, an ihnen, schnappend und freudewedelnd, emporsprangen, und mit welcher Gier

und Hast sie sich auf die zur Erde fallenden Brotkrumen warfen, und dieselben einander zu entreißen suchten, bei welchem Ringkampfe weder das friedliche Abwehren der Betheiler, noch deren Holzstäbe oder die Peitsche der Klosterknechte einen Einhalt herbeizuführen vermochten.

Nach dieser Procedur, welche der zahlreich versammelten Bevölkerung nebst dem sogenannten Faßrutschen, dem Herabgleiten über das 999 Eimer fassende Klosterfaß, zur vorzüglichsten Tagesbelustigung gereichte, wurde das rindenlose Brot in der Stift-Pfisterei noch einmal in den Backofen geschoben, und sobald dasselbe eine neue Rinde erhalten hatte, schließlich unter den Anwesenden vertheilt.

Fried. Wilh. Weißkern erwähnt in seiner Topografie von Nieder-Oesterreich (Wien, Jos. Kurzbök 1769) dieses Brotes, indem er sagt: »Zum Schlusse müssen wir noch einer besonderen Art Brotes erwähnen, welches nur in diesem Stifte gebacken und Prügelbrot genannt wird, weil man es nach dem ersten Bucke schlägt, daß die Rinden abspringen, und dasselbe sodann noch einmal bäckt.

Die gemeine Sage ist, daß man diese Art Brot erfunden habe, um denjenigen Hunden ein Nahrungsmittel zu verschaffen, welche durch ihr Bellen den verlorenen Schleier entdeckt hätten.«

Gleichfalls äußert sich über dieses Brot ein im Jahre 1730 in Leipzig erschienenes Büchlein, welches Leopold Martinus Krophof in seinem »Leben und Wunderthaten des heil. Leopold (Wien, Kaliwoda, 1756) im Auszuge mittheilt.

Das Büchlein hat den Titel: Zweigespräch zwischen Andronio und Preumatophilo, und enthält hierüber Folgendes:

»Es ist eine alte, in diesem Kloster ursprüngliche Stiftung, welche die Mönche, wenn sie doch von den unverträglichen und nächtlichen Anfechtungen frei sein wollen, nothwendiger Weise zu halten und zu beobachten schuldig sind.

Insgemein wird es genannt, die Stiftung des Prügelbrotes.

Es verhält sich aber die Sache so:

Markgraf Leopold, dieses Klosters (darinnen er begraben liegt) Stifter, war bei seinen Lebzeiten ein Liebhaber des Jagens. Er befahl demnach in seinem letzten Willen, daß die Zucht derjenigen Jagdhunde, deren er zu seiner Ergötzung gebrauchte, so lange es nur möglich, fortgepflanzet und von dem Kloster ernährt werden sollte.

Zu diesem Ende soll jährlich an dem Tage seines Abscheidens eine gewisse Zahl weißes Brot so lange mit Stöcklein geprügelt werden, bis die Rinde herunterfiel, welche sodann den Hunden zur Nahrung dienen, das übrige Brot hingegen, d. i. das inwendige, den Armen die in der Nähe sich befinden, als ein Almosen ausgetheilt werden soll.

Diese Stiftung wird noch heutigen Tages unabläßlich gehalten.

Man findet in den Zeitbüchern dieses Klosters angemerkt, daß einige Aebte diese Gewohnheit abgestellet haben wollten, sie waren aber gegeißelt worden, auch so lange in dem Orte keine Ruhe gewesen, bis die abgebrachte Gewohnheit, das Brot zu prügeln, wiederum in die vorige Uebung gebracht wurde.«

Immer mehr und mehr gestaltete sich das Leopoldfest zu einem Nationalfeste, das, wie schon erwähnt, fast ganz Alt-Wien mitfeierte, und von Künstlern und Dichtern häufig illustrirt und besungen wurde.

So brachte unter Anderm der Lokaldichter Adolf Bäuerle den Leopoldstag als Volksposse auf die Leopoldstädter Bühne (1817—1821), in welchem Stücke der beliebte Komiker Ignaz Schuster, in der Rolle des Leopold Würfel, den weinbeduselten Wiener Spießbürger auf die ergötzlichste Weise darstellte.

Nicht nur die Bevölkerung Wien's jedoch nahm Antheil

an dem Feste in Klosterneuburg, dasselbe wurde in früheren Zeiten auch durch die Gegenwart des allerhöchsten Kaiserhofes, der ersten geistlichen und weltlichen Würdenträger des Reiches, und zahlreicher Damen und Cavaliere des ersten Ranges verherrlicht.

»Es befanden sich in diesem Kloster«, sagt Weiskern, »Gemächer, die kostbar aufgeputzt und bloß für die kaiserliche Familie eingerichtet waren, welche sonst jährlich am Vorabende des Leopoldifestes das Stift zu besuchen, hierzu übernachten, am Feste selbst dem Gottesdienste beizuwohnen und nach der Tafel wieder nach Wien zu kehren pflegte. Bei solcher Gelegenheit ward der ganze Hof des Abends und Mittags von dem Prälaten auf das prächtigste bewirthet.«

Seit der Hof jedoch nicht mehr geruhte an der Feierlichkeit Theil zu nehmen, geriethen die volksthümlichen Gebräuche beim Leopoldsfeste in immer größeren Verfall, bis unter Kaiser Josef die Brotspende an die Hunde des Markgrafen gänzlich aufhörte.

Als der benannte Monarch im Jahre 1770 das Kloster besuchte, und ihm die Hunde als Abkömmlinge der markgräflichen gezeigt wurden, zog er die Echtheit der Race in Zweifel und äußerte sich, daß er nur zur Verherrlichung der Heiligen beitragen könne, wenn die milde Stiftung, welche bis jetzt bloß dazu diente, vernunftlose Geschöpfe zu erhalten, zum Nutzen der Menschen verwendet würde.

Auf dieses nahm er das Kapital, welches zur Erhaltung der Hunde angelegt war, und gab es dem Waisenhause mit der Verordnung, daß davon arme Jägerkinder ernährt werden sollten.

In einer Gallerie des Waisenhauses, las man noch im Anfange dieses Jahrhunderts über einer Thüre die Inschrift:

Ständige Stiftung Ihrer kais. Majestät Josef II. für arme Jägerkinder.

Trichter und Trachter.

Noch zu Anfang unseres Jahrhunderts lebten zwei Individuen auf dem Alsergrunde in Wien, welche zu den bekanntesten Originalitäten dieser Vorstadt gezählt werden konnten.

Es war dieß ein ziemlich bemittelter aber dazumal schon gealteter Eigenthümer eines Hauses in der Alserhauptstraße und sein nicht viel jüngerer Hausknecht.

Die übergroße Sparsamkeit des Ersteren, so wie die Gehörlosigkeit des Letzteren, bildeten den steten Unterhaltungsstoff für deren Nachbarschaft und verschafften dieser nicht selten die größte Ergötzlichkeit, durch die Konflikte, in die sie in Folge dieser Eigenschaften mit einander gerathen mußten.

Eine dieser schwankvollen Begebenheiten, welche mir zufällig zu Ohren gekommen, dürfte hier noch sein Plätzchen finden.

Eines Tages nämlich, begab sich der erwähnte Hauseigenthümer mit seinem harthörenden Amanuensis in seinen wohlbesetzten Weinkeller hinab, um die alldort lagernden Weine zu untersuchen, und bei den angezapften das Fehlende zu ergänzen.

Nachdem er mehrere Fässer aufgespundet und untersucht hatte, rief er zu dem Hausknecht: »Hans, bring' mir den Trichter!« (Es ist dieß bekanntlich ein hohles kegelförmiges Gefäß mit einer engzulaufenden Röhre, welche in das Spundloch eines Faßes gesteckt wird, um dasselbe anzufüllen.)

»Was soll ich bringen?« fragte Hans.

»Den Trichter zum Nachfüllen!«

Hans sah seinen Herrn verdutzt an.

»Hörst Du nicht?« schrie dieser, »den Trichter sollst Du in den Keller herunterbringen!«

»Auf dieses stieg Hans mit gewohnter Langsamkeit die Kellertreppe hinan.

Es verging jedoch über eine Viertelstunde und Hans erschien noch immer nicht mit dem Verlangten, worüber seinem Herrn und Meister ein nicht geringer Aerger überkam.

Schon war er daran, selbst hinaufzusteigen, um nachzusehen, weßhalb Hans so lange verweile, als die Kellerthür sich öffnete, und der Gemeinderichter des Alserbezirkes, der den Hausherrn nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten zu besuchen pflegte, von Hans gefolgt in den Keller trat.

Nicht wenig verwundert über das Erscheinen des seltenen Gastes, ging ihm der Hauseigenthümer entgegen, um sich zu erkundigen, was ihm die Ehre dieses unerwarteten Besuches verschaffe, als dieser das Wort ergriff und sprach: »Sie haben mich durch Ihren Hausknecht hierher invitiren lassen, und sehen mich bereit, Ihrem Wunsche nachzukommen.

Der alte Herr begriff sogleich, daß hier ein Mißverständniß vorgefallen sei, und der taube Hausknecht Richter — statt Trichter verstanden habe.

Er schluckte jedoch seinen Aerger so schnell es ging hinab und sagte, sein Gesicht zur möglichsten Freundlichkeit zwingend: »Ich bin eben mit Weinausfüllen beschäftigt, und möchte mir die Freiheit nehmen, Ihnen als Kenner ein kleines Pröbchen davon zur Kost vorzusetzen.«

»Sehr obligirt«, sagte der Richter, freundlich schmunzelnd nach dem eben vollgefüllten und perlenden Glase blickend, welches ihm der alte Herr darreichte.

»Tauber Schafskopf!« schnaubte dieser hinter dem Rücken des Trinkenden den Hausknecht an, welcher aber die mit gedämpf-

ter Stimme gesprochene Aeußerung nicht vernahm, und seinen Herrn über die ungewöhnliche Generosität verwundert anglotzte. »Delikat, in der That delikat!« versetzte der Grundrichter, nachdem er getrunken hatte.

»Wir werden schon noch besseren zu kosten bekommen«, sagte der durch das Lob geschmeichelte Hauseigenthümer, indem er ein neues Faß aufspundete.

»Hausknecht!« rief er hierauf.

»Was befehlen der Herr?« sagte Hans.

»Geh' hinauf und hole mir den Trachter!« (Wiener Lokalausdruck für Trichter) schrie sodann sein Herr, »weil Du schon Trichter nicht verstehst.«

»Was soll ich holen?«

»Den Trachter!« brüllte der alte Herr, mit allem Aufwande seiner Lungenkraft.

Hans sah seinen Herrn noch verwunderter an als früher und entfernte sich sodann kopfschüttelnd, um dem Befehle nachzukommen.

War er aber früher beinahe eine Viertelstunde ausgeblieben, so währte es nun fast den doppelten Zeitraum, bis seine Schritte wieder hörbar wurden.

Wie erstaunte aber der alte Hauseigenthümer, als er mit Hans zugleich den Grundwächter mit der leuchtend rothen Nase, den Dreimaster auf dem Kopfe und den Rohrstock in der Hand, die Kellertreppe heruntersteigen sah.

»Da ist auch der Wachter!« (Lokal für Wächter) sagte Hans, sich den Schweiß von der Stirne streifend, während dieser respektvoll den Dreispitz vom Kopfe nahm, und Hausherrn und Grundrichter seine Reverenz machte.

»O Du Rhinozeros von einem Menschen!« schrie der Hauseigenthümer außer sich vor Zorn, und die Anwesenheit seines ersten Gastes gänzlich vergessend. »Bringt mir das taube Thier zuerst statt dem Trichter den Richter, und jetzt statt dem Trachter

den Wachter. Am Ende holt mir der Kerl noch die ganze Vorstadtgemeinde zusammen!«

Der über die eigentliche Ursache seiner unerwarteten Einladung nunmehr hinlänglich, aber nicht auf die angenehmste Weise aufgeklärte Gemeindevorstand ergriff sogleich Hut und Stock, die er abgelegt hatte, und sagte: »Ich sehe, daß meine Einladung auf einem Irrthum ihres Dieners beruht, und will daher nicht länger . . .«

»Nicht doch«, fiel schnell besonnen der alte Herr dem Richter in das Wort. »Das kann ich durchaus nicht zugeben. Wenn es auch ein Zufall war, der mir die Ehre Ihres Besuches verschaffte, wie dieß nicht mehr geläugnet werden kann, so ist mir doch Ihre Gesellschaft eine zu schätzbare, als daß ich sie mir so schnell entziehen lassen sollte.«

Hierauf beredete er den bald wieder beschwichtigten Gast, ihm in seine Wohnstube zu folgen, wo Beide bei einigen Flaschen alten Gumpoldskirchner das Mißverständniß noch weidlich belachten.

Dasselbe sollte jedoch auch dem schwachhörigen Hausknecht und der grundgerichtlichen Weinnase nicht zum Nachtheile gereichen, da der nun einmal in gute Laune versetzte Alte auch sie mit einem erquicklichen Labetrunk aus seinem Keller betheiligte.

Inhalt.